This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

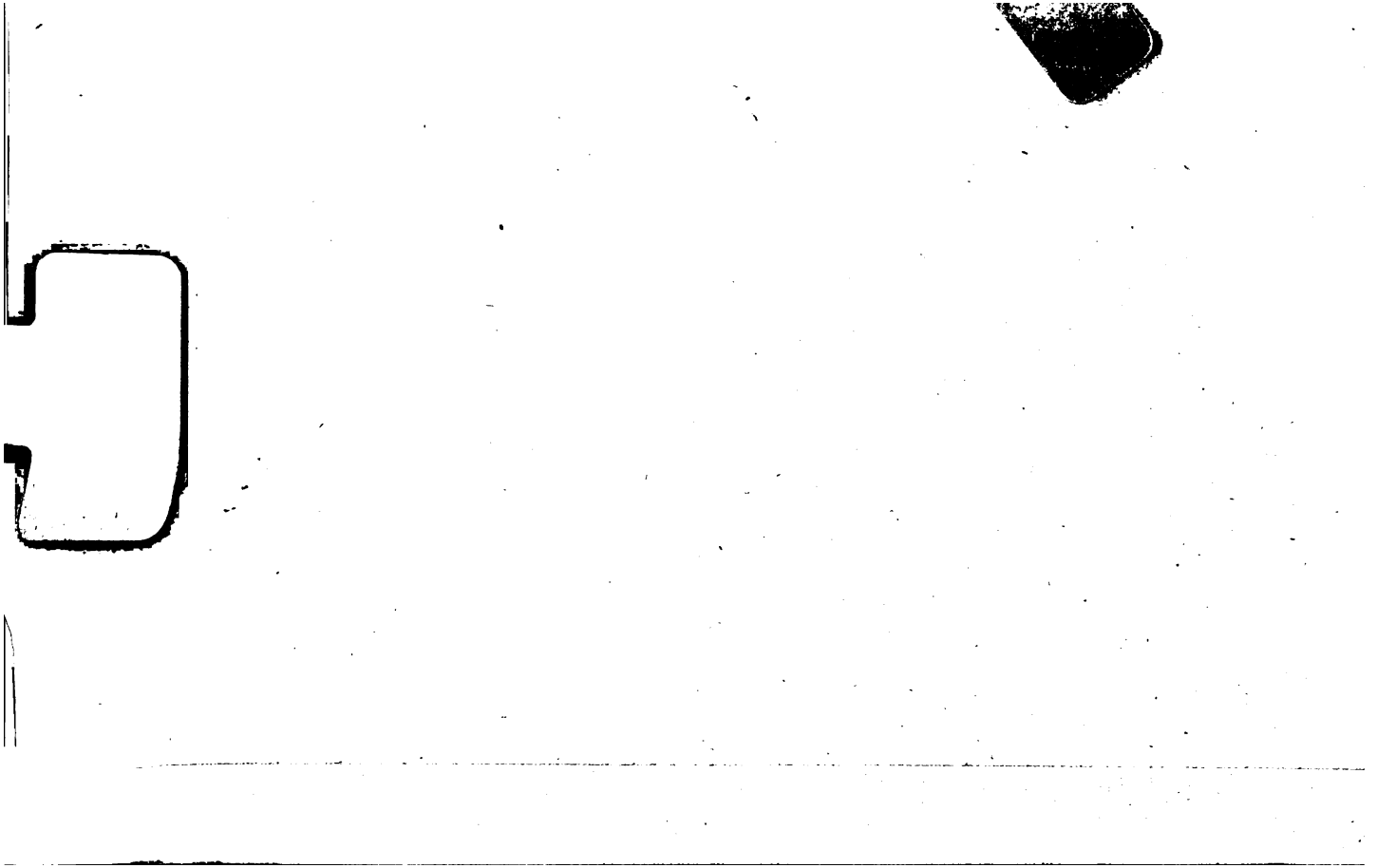
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575043 4



Berlin
5/22

Karl von Perfall

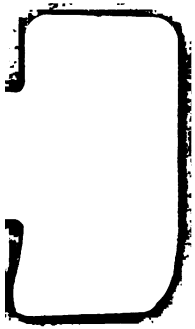
Frau Sensburg

Roman

Zweite Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1904

NGL
EIS: 4 MARK



Karl von Perfall

Frau Sensburg

Roman

Zweite Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1904

NGL

Unentbehrlich
für jeden Gebildeten
der sich über die litterarische
Bewegung des In.=u. Auslandes
auf dem Laufenden halten will, ist
Das Litterarische Echo
Verlangen Sie kostenlos die Zusendung
einer Probenummer durch die
Verlagsbuchhandlung Egon Fleischel & Co
Berlin W. 35
Lützowstrasse No 2

Frau Sensburg

Fiction ( )

Von Karl von Perfall ist im gleichen Verlage erschienen:

Der schöne Wahn. Roman.
Loras Sommerfrische. Roman.
Die Treulosen. Roman.

Frau Sensburg

Roman

von

Karl von Perfall

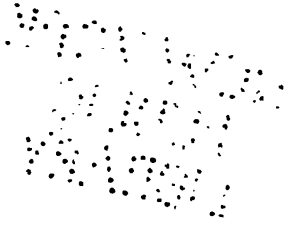
Zweite Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1904

I B

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
167015A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1924 L

Alle Rechte
vorbehalten



Erstes Kapitel.

Zum ersten Mal schlief Doktor Hermann Lindacker in der Wohnung, in der sich eine neue, heute noch ungewisse Zukunft abspielen sollte. Da kam es zunächst eine gute Weile zu keinem eigentlichen Schlaf. Er hatte bei verschiedenen beachtenswerten Persönlichkeiten des Städtchens Anstandsbesuche gemacht, und heute abend war er am Honoratiorenstammtisch im Regenauerschen Gasthof eingeführt worden. Was war nun von diesen Menschen zu halten, die seinen Umgang bilden sollten, mit denen er sich abzufinden hatte? Irgend etwas Bemerkenswertes hatte er an ihnen vorerst nicht entdeckt. Es waren ziemlich geräuschvolle Leute, die ihm eine Menge Dinge erzählt und eine Fülle von Ratschlägen gegeben hatten; ein derb jovialer Grundton herrschte am Stammtisch, und in den guten Stuben der Frauen war man dem unverheirateten jungen Manne mit mehr oder minder aufdringlicher Freundlichkeit, hinter der die prüfende Neugier sich sehr deutlich hervorwagte, entgegengekommen. Seine Stütze in dieser neuen Welt war der Bezirksamtmann Sensburg. Er war ein um

etliche Semester älterer Korpsbruder von ihm und hatte ihn veranlaßt, sich hier in Illenhausen als praktischer Arzt niederzulassen. Die Bekanntschaft war bisher noch ziemlich oberflächlich, von etlichen Begegnungen auf der Korpskneipe und bei Stiftungsfesten herrührend. Sensburg hatte rasch Karriere gemacht. Er galt als ehrgeiziger, gewandter Beamter; außerdem war er ein ausgezeichneter Redner, besaß eine prächtige Baritonstimme, konnte eine Fidelitas mit sprudelndem Humor lenken, und auch heute am Stammtisch hatte er sich als das führende, die heitere Stimmung fördernde Element gezeigt. Von anderen Korpsphilistern hatte Lindacker ihn als eitel und egoistisch bezeichnen hören. Jedenfalls war er ein ganz anderer Charakter als er selber, der sich nicht gerade sonderlich zu dem redseligen, selbstgefällig witzelnden Korpsbruder hingezogen fühlte. Aber er war ihm zu Dank verpflichtet. Als kürzlich sein Vater gestorben war und es sich herausstellte, daß der von aller Welt für reich gehaltene Bauunternehmer ehrlicherweise sich schon längst hätte bankrott erklären müssen, da galt es, möglichst schnell eine Praxis zu bekommen, mit der er hoffentlich auch die Mutter und die beiden Schwestern ein wenig unterstützen konnte. Hart war es, auf höher gerichtete Pläne zu verzichten und nicht minder hart, die Heimatstadt München zu verlassen und ihr reiches Leben mit dem einer Kleinstadt zu vertauschen, die zwar an der Bahn, in hübscher

Gegend, aber doch von München ziemlich entfernt lag. Er mußte indessen froh sein, daß der Korpsbruder ihn in Verhältnisse gebracht hatte, die immerhin zu günstigen Hoffnungen berechtigten. Der Bezirksarzt war ein alter Herr, der es sich gern bequem machte, ein seit einigen Jahren ansässiger Kollege war infolge unglücklicher Familienverhältnisse zum Trinker geworden und hatte fast ganz den Boden verloren, so daß ein Bedürfnis nach einem tüchtigen, rührigen Arzt im Städtchen und der Umgebung vorhanden war. Die freundschaftliche Beziehung zum Bezirksamtmann, der behördlichen Spitze, konnte sehr fördernd wirken. Brüderlich hatte er sich seiner angenommen, das mußte man sagen. Sogar seine Frau, eine anscheinend sehr feine, aus München stammende Dame, war bei Auswahl und Einrichtung der Wohnung behilflich gewesen und hatte mit anziehender Herzlichkeit ihm den familiären Rückhalt ihres Hauswesens angeboten. Aber da hatte man am Stammtisch Scherze gemacht, welch wichtige hochwillkommene Erscheinung er angesichts des Überschusses heiratslustiger Honoratiorentöchter sei, und eine daraus sich ergebende Zukunftsperspektive verstimmte ihn. Morgen, als an einem Sonntag, sollte er an einem gemeinsamen Ausflug teilnehmen und so alsbald ‚mitten in das Gesellschaftsleben' gebracht werden. Sehr neugierig war er nicht darauf, vielmehr drückte es ihn, als würde er eine

schwere Probe zu überstehen haben, inwieweit er befähigt sei, sich in einer Sphäre des Kleinlichen, Engen aufrecht zu halten. Ein Zugeständnis hatte ihm Sensburg schon als unvermeidliche Notwendigkeit bezeichnet. Er mußte ins Hochamt gehen, denn im Interesse der Praxis durfte er sich keinesfalls als ‚Atheisten' einführen, hatte sich mindestens mit der Geistlichkeit auf glimpflichen Fuß zu stellen.

Alle, Männlein und Weiblein, wanderten sie um acht Uhr morgens nach der Pfarrkirche, einem stattlichen zweitürmigen Barockbau, der auf einer mit hoher, glatter Mauer gegen die bergige Hauptstraße abgedämmten Anhöhe lag, die Herren vorwiegend in schwarzen Röcken, die Damen in bunten Staatskleidern sehr verschiedenartigen Geschmacks, einige darunter, die offensichtlich den Kirchgang als Toilettenparade betrachteten. Der neue Doktor war Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und fühlte sich mitten in diesem Getriebe, das hinter einer feierlichen Maske die Vertraulichkeit alter Gewöhnung deutlich durchblicken ließ, höchst unbequem. Er schämte sich vor sich selber, daß er ein solches rein äußerliches Spiel mit einer ehrwürdigen Sache mitmache. Der Gottesdienst, Hochamt und Predigt dauerte zwei Stunden. Unmittelbar an der Kirche und weiter die Hauptstraße entlang bis zum Marktplatz bildeten sich schwatzende Gruppen, die teils gemeinsam den Heimweg antraten. Durch das

Sensburgſche Ehepaar wurde Doktor Lindacker auch auf eine kleine Weile in eine ſolche Gruppe gezogen. Als er dann erzählte, daß er im Laufe des Vormittags außer am Stadtpfarramt auch bei dem Forſtmeiſter a. D. Herrn von Colonne Beſuch machen wolle, rief er dadurch bald eine lebhafte Diskuſſion hervor. Der achtzigjährige Forſtmeiſter war das Haupt einer kleinen intranſigenten Herrengruppe, die ſich vor mehr als einem Jahre vom Hauptſtammtiſch abgelöſt und im Kloſterbräu ihr Quartier aufgeſchlagen hatte. Er wurde als ein noch rüſtiger Greis von rechthaberiſchem, choleriſchem Weſen geſchildert, der allzuviel Rückſicht für ſeine Sonderart beanſprucht habe, ſo daß endlich ſeine Tyrannei gebrochen werden mußte. Mit dem kleinen Anhange von vier alten Herren hatte er ſich grollend zurückgezogen. Doktor Lindacker gewann gerade aus der völligen Schweigſamkeit des Bezirksamtmanns den Verdacht, daß dieſer bei dem Konflikte eine beſondere Rolle geſpielt haben müſſe, und ſofort kam ihm der weitere Verdacht, Herr von Colonne ſei möglicherweiſe nicht der allein ſchuldige Teil. An der Gruppe beteiligte Damen leiteten das Geſpräch ſehr ſchnell auf des Forſtmeiſters Nichte, die ihm die Wirtſchaft führte, über, und jetzt war es Frau Sensburg, die auf einige nicht gerade wohlwollende Urteile hin ſich zu Lindacker mit der kurzen Bemerkung wandte:

„Ich kann das alte Fräulein ganz gut leiden. Sie ist ein bißchen steif, aber auch sehr gescheit."

Lindacker war neugierig gemacht. Es handelte sich da vielleicht gerade um ein paar sehr interessante Leutchen. In solchen kleinen Nestern kommt es ja wohl vor, daß der eine oder andere Mensch sich nicht in den Rahmen des allgemeinen Lebensstiles einfügt und dadurch sich unbeliebt macht, deshalb braucht das Unrecht nicht immer gerade auf seiner Seite zu sein. Als er daher vom Stadtpfarrer nach einer sehr verbindlichen Unterhaltung, bei der nur höchst harmlose Gegenstände berührt worden waren, unter dem günstigen Eindruck, einen jovialen, geistlichen Herrn vor sich zu haben, sich verabschiedet hatte, betrat er mit einiger Spannung das villenartige Haus des Herrn von Colonne, das ein sauber gepflegter, fast vornehm angelegter Garten von nicht unbedeutender Ausdehnung umgab. Herr von Colonne war ein hochgewachsener, etwas vorgebeugter alter Herr, dessen glatt gescheiteltes weißes Haar und kleiner Schnurrbart im rötlichen Gesicht eher auf einen alten Ministerialbeamten als auf einen Forstmann hätte schließen lassen, wozu auch die sorgfältig elegante Kleidung paßte. Sein ganzes Gebaren war das eines Aristokraten. In den scharfen, dunklen Augen lag etwas, was wohl zu einem Choleriker gepaßt hätte, umsomehr, als dazu die Gewohnheit eines häufigen Zusammenziehens der Augenbrauen

kam. Man war noch nicht über die ersten, eine Unterhaltung einleitenden Redensarten hinausgekommen, als Fräulein von Colonne eintrat, schlank, aber ganz aufrecht, mit einem farblosen, zarten Gesicht, aus dem dieselben Augen, wie die des Onkels, hervorleuchteten. Schneeweißes Haar bauschte sich zu beiden Seiten des Scheitels dicht auf. Vor langer Zeit, als die Wangen noch nicht eingefallen waren und sich die Tränensäcke noch nicht so stark ausgebildet hatten, mußte sie bildschön gewesen sein.

Sie bemächtigte sich alsbald schnell der Unterhaltung, mit lauter, spitzer Stimme von der Notwendigkeit eines neuen Arztes für die Gegend sprechend. Als dann Lindacker des Bezirksamtmanns als des Urhebers seiner Hierherkunft Erwähnung tat, bemerkte sie:

„Die Frau Bezirksamtmann habe ich sehr gern. Es ist eine stille, aber geistig sehr regsame Dame. Wir kommen leider nur sehr wenig zusammen."

Jetzt ergriff der alte Herr das Wort:

„Wir leben ganz zurückgezogen. Ich gehe wenig aus, und dann verkehre ich nur mit einigen älteren Herren. Das junge Geschlecht will auf seine Weise leben, und man wird ihm nur zu leicht lästig."

Lindacker wollte einen Einwand machen. Herr von Colonne wehrte ab und sagte:

„Heute muß sich jeder durchsetzen, so gut er kann, und das überträgt sich auch auf die Art des

geſelligen Verkehrs. Daran iſt nichts zu ändern, und ein Achtzigjähriger hat dabei nichts mehr zu ſuchen."

Fräulein von Colonne bemerkte:

„Es gibt eben auch in einem ſo kleinen Städtchen Elemente, zu denen man nicht paßt, und das macht ſich hier viel mehr geltend als in einer großen Stadt. Wir entbehren aber dabei nichts."

Das klang etwas hochmütig. Lindacker meinte kühl:

„Wenn meine Praxis einſchlägt, wie ich es wünſchen muß, werde ich auch nicht zu allzu lebhaftem geſellſchaftlichen Verkehr kommen. Einſtweilen iſt es mein Beſtreben, mich mit den Menſchen, unter denen ich lebe, ſo gut als möglich zu ſtellen."

Fräulein von Colonne ſah ihn einen kurzen Augenblick ſcharf an, dann meinte ſie lächelnd:

„Da tun Sie klug daran. Aber es gehört doch mehr diplomatiſches Talent dazu, als Sie vielleicht glauben."

„Am beſten fährt man ſchließlich immer, wenn man friſchweg Farbe bekennt," warf der Forſtmeiſter ein. „Man braucht ja nicht gleich mit dem Knüttel zu kommen."

„Wir machen am Ende den Herrn Doktor noch glauben, es handle ſich um weiß Gott welche ſchwierigen Verhältniſſe," ſagte jetzt das Fräulein. „Es iſt aber gar nicht ſo ſchlimm. Eine ſolche kleine

Stadt zeigt eben auf engem Raum mehr Menſchliches, als man in größeren Verhältniſſen gewahr wird. Eins haben Sie wohl ſchon bemerkt. Es gibt ſehr hübſche Mädchen hier."

Dabei ſah ſie ihn luſtig an.

Zunächſt fühlte Lindacker nur heraus, daß die beiden Colonne eine beſondere Stellung einnahmen. Ob dieſe berechtigt war oder auf keineswegs löblichen Vorausſetzungen beruhte, ob es ſich um Gehäſſigkeit, vielleicht verletzten Hochmut oder um ernſtliche Kränkung vornehmer Naturen handelte, das war die Frage, auf die ein beſonderes Licht fiel durch das Lob, das Frau Sensburg erteilt worden war und die Redensart des alten Herrn vom jungen Geſchlecht, die Lindacker mit inſtinktivem Zwang auf den Korpsbruder bezog. Dieſe Frau Sensburg hatte ihm doch gleich ein gewiſſes Intereſſe erweckt durch den Gegenſatz zu ihrem Manne. Seinem geräuſchvollen Selbſtbewußtſein ſtellte ſie feine, leiſe Manieren gegenüber. Dabei war ſie nicht eigentlich hübſch, aber höchſt liebenswürdig im Ausdruck der weichen braunen Augen und des vielleicht etwas großen Mundes, während er als ein ſchöner Germanentypus bezeichnet werden mußte. Geiſtige Bedeutung beſaß alſo dieſe dem Gatten ſanft ergeben ſcheinende Frau. Fräulein von Colonne machte den Eindruck, als könne ſie derartiges beurteilen. War die Ehe glücklich? Schon wieder ertappte er ſich dabei, daß

er sich mehr und mehr zu Vorurteilen gegen den Korpsbruder treiben ließ, wozu er doch wahrlich keine Veranlassung hatte.

Am Nachmittag ging er mit dem Gerichtsassessor Wermund, seinem Tischgenossen, nach dem Rendezvousplatz am altersgrauen, einen schlanken Turm mit spitzem Ziegeldach bildenden Südtor. Es war eine ganz stattliche Schar älterer und jüngerer Personen, die sich dort allmählich versammelte. Eine Stunde lang ging man auf herrlichen Waldpfaden nach Schloß Etzenhausen. Bei Tisch hatte der Assessor mancherlei über die junge Damenwelt gesprochen, was Lindacker als Ausfluß jenes übertreibenden Zynismus nahm, mit dem manche junge Leute sich brüsten, wenn sie vom anderen Geschlechte sprechen. Jetzt beobachtete er aber doch immer deutlicher, daß sich aus der Lebhaftigkeit der jungen Damen eine von manchen kaum noch verhaltene Sinnlichkeit entwickelte. Er bemerkte heimliche Blicke, die eine sehr deutliche Sprache redeten. Die ‚beauté' des Damenkreises aber, die schon leise Spuren des Verblühens zeigende, jedoch noch sehr hübsche Tochter des Notars Gundler ließ sich vom Assessor Wermund höchst anzügliche Redensarten mit sichtlichem Behagen gefallen. Das war deutlich zu erkennen, daß Liebeleien in dieser Gesellschaft eine große Rolle spielten, und somit schien der Assessor wohl recht zu haben, daß es das eine oder andere dieser Mädchen nicht allzu

streng nehme. Außer Neckereien und Courmachereien hörte er nichts, was eine Unterhaltung geboten hätte. Allmählich hatte ein und das andere Paar sich vom größeren Kreise losgelöst und ging abgesondert, in leises Zwiegespräch vertieft. Er wußte nicht, wie es gekommen war, daß er auf einmal selber sich in solcher Absonderung mit Fräulein Gundler befand. Diese zählte ihm sehr bald die verschiedenen angeblich bestehenden Liebesverhältnisse auf, machte allerlei Redensarten über die jungen Herren, fragte ihn über seine Studienzeit aus, wollte Liebesgeschichtchen von ihm hören und machte sich ganz vertraulich mit ihm, als kennte sie ihn schon lange. Die burschikos sichere Art des hübschen Mädchens hatte etwas sehr Bequemes, Behagliches für den Begleiter, und Lindacker fand bald den entsprechenden Gegenton. Der Pfad führte steil bergab über Wurzelwerk; er bot ihr die Hand. Da fühlte er, wie ihre Finger durch leiseren und stärkeren Druck mit seiner Hand tändelten und dann fing er einen dreisten Blick auf. Er sah sie lächelnd an und sie lächelte auch. Er besann sich aber darauf, daß das Spiel jetzt die äußerste zulässige Grenze erreicht habe, denn er hatte nicht Luft, sich, kaum am Ort, in ein Abenteuer einzulassen. Da betraten sie einen dichten Laubgang junger Buchen, und einen Augenblick waren sie ganz allein. Fräulein Gundler sah rasch hinter sich, dann brannte ein Kuß auf Lindackers Lippen.

„Wir sprechen uns noch!“ hauchte sie heiß, und er sah ihre glühenden Wangen und von Begierde leuchtenden Augen. Dann drängte sie, mit raschem Schritt Anschluß an eine vorausgehende kleine Gruppe zu gewinnen, in deren Unterhaltung sie sich mit arglos er Miene einmischte.

Lindacker hatte immer Glück bei Mädchen gehabt, ohne ein Schürzenjäger zu sein. Der südländisch dunkle Typus seines feinen, fast zierlichen Gesichtes mit dem dichten schwarzen Haar und dem kleinen Schnurrbärtchen, dazu ein gelassen liebenswürdiges Wesen, das sich nicht aufdrängte, sich aber empfänglich für leise Winke der Koketterie zeigte, hatten ihm manch heimliches Glück verschafft. Daß sich ihm aber eine Familientochter so an den Hals warf, war ihm neu. Der Vater des Mädchens, der zum Stammtisch gehörte, gab sich so ernsthaft würdig, wie nur ein Notar sein konnte, und die Frau Notarin schien der Typus einer gutmütig, arglosen Hausmutter zu sein. Das kleine Nest, in das ihn das Schicksal verschlagen hatte, sollte es ihm, dem Großstädter, ganz neue Lehren geben? Er war bisher trotz seines Faches kein Zyniker geworden, und liebliche Erlebnisse hatten seine Wertschätzung des Weibes nicht getrübt.

Schloß Etzenhausen war ein schöner Rokokobau mitten in einem großen Park. Dazu gehörte eine Brauerei mit Wirtschaftsbetrieb, deren von mächtigen

Kastanien beschatteter Garten des Ausflugs eigentliches Ziel war. Die Mehrzahl der Herren ließ sich alsbald mit Maßkrügen versehen, während die Damen ein reichlich mit Kuchen ausgestattetes Kaffeekränzchen inszenierten. Nach einer längeren Weile geräuschvoller Stärkung brach die Jugend zu einem Spaziergang in den Schloßpark auf, um, wie Assessor Wermund scherzte, die verheirateten Leute nicht in ihrer Unterhaltung zu genieren. Lindacker konnte sich auf unmittelbare Aufforderung des Assessors nicht ausschließen, obwohl er sich eigentlich lieber mit Frau Sensburg unterhalten hätte, mit der er bisher erst noch wenige Worte gewechselt hatte. Auch Fräulein Gundler warf flüchtig hin:

„Sie kommen doch mit, Herr Doktor?"

Kaum hatte man den Eltern den Rücken gewendet, als sich Pärchen bildeten, und Lindacker, der sich bald wieder mit Fräulein Gundler allein sah, nahm wahr, daß in dem Kreise eine Art Übereinkommen bestehen müsse, sich nicht gegenseitig zu stören.

Die Pärchen stoben auseinander auf die verschiedensten lauschigen Pfade des Parkes.

Die Notarstochter lenkte den Fremdling, schwatzte dabei allerlei von dem Grafen Plirst, dem das Schloß gehörte, und von Liebesromanen, die sich in diesen Laubgängen wohl abgespielt haben mochten. Lindacker machte einige scherzhafte Bemerkungen, und

unter der Maske einer freigeistigen Lebensanschauung mit sehr häufigem Gebrauch des Wörtchens ‚modern' wurde ihm ganz durchsichtig bedeutet, daß er auf die weitestgehende Nachsicht bei seiner Begleiterin zu rechnen habe, die sofort sympathisch von ihm berührt gewesen sei. An einer anscheinend sehr abgelegenen Bank wünschte sie etwas zu rasten. Lindacker fühlte sich bald veranlaßt, die Abenteuerlust des schönen Mädchens etwas zu dämpfen, weil auch seine Sinne bei ihrer lüsternen Annäherung sich zu regen begannen, und er sprach sehr ernsthaft davon, daß es doch Gefahren und Bedenken gäbe, die der Mann dem schönsten Mädchen gegenüber nicht vergessen dürfe, so schwer es auch oft falle.

„Ich weiß sehr genau, was ich tue!" antwortete sie mit mutwilligem Trotz. „Ich will nur meine Jugend genießen. Was sollen wir denn hier machen? Wir haben ja sonst gar nichts, und die Herren können doch auch nicht bloß Bier trinken und Karten spielen. In München mag das anders sein. Hier stürbe man vor Langeweile, wenn man das bißchen Liebe nicht hätte."

Sie sah ihn, sich gegen ihn neigend, heiß herausfordernd an. Er zog sie an sich und küßte sie. Nach einer Weile kosenden Getändels sagte sie leise mit leidenschaftlicher Betonung:

„Papa ist oft über Nacht auswärts auf Kommission. Ich hab einen Schlüssel zum Gartengitter.

Wenn die Herren vom Stammtisch nach Haus gegangen sind, können Sie zu mir kommen. Ich schlafe unten, nach rückwärts hinaus und lass' das Fenster offen. Das Nähere sollen Sie schon noch erfahren. Jetzt suchen wir aber die anderen auf, sonst gibt es Gerede. Die machen es zwar gerade so, aber es wird doch geklatscht, wenn etwas auffällt."

Sie küßte ihn noch einmal und ging dann gelassen neben ihm her, hie und da ihm einen koketten Blick zuwerfend.

Lindacker fand sich jetzt in die Situation und sagte der hübschen Sünderin kecke Artigkeiten, die diese verständnisvoll lächelnd hinnahm. In eine Allee einbiegend, sahen sie in einiger Entfernung den Assessor Wermund gehen. Seine lange Gestalt war gegen die kleine, rundliche Apothekerstochter tief herabgebeugt, und er schien dringlich auf sie einzureden.

„Der bändelt doch der Reihe nach mit allen an," sagte die Notarstochter. „Das Dingelchen ist noch nicht siebzehn Jahre alt und hat sich bisher nur von Realschülern den Hof machen lassen."

„Er ist also so etwas, wie ein Don Juan?" scherzte Lindacker.

„Ihm ist alles gut genug, wie es ihm gerade in den Weg läuft," erwiderte Fräulein Gundler. „Aber er bekommt auch nirgends einen Korb," setzte sie, wie anerkennend, hinzu.

Lindacker sah sie lächelnd fragend an.

Sie senkte den Kopf und sagte:

„Na ja, ich war auch einmal verliebt in ihn. Da war er gerade hergekommen, und bei mir begann er seinen Eroberungszug — — — wie Sie!“ setzte sie schelmisch hinzu.

„Aber — — — —“

„Sie sind nur viel gefährlicher als er,“ fuhr sie fort. „So schnell kam er nicht zum Sieg, so ohne alle Redensarten, und nur durch einen Händedruck und diese schwarzen Augen. Was Sie noch für Unheil anrichten werden!“

Lindacker mußte laut lachen über die Dreistigkeit dieser Kleinstadtkokette.

„Ja, ist's denn nicht so?“ sagte sie mit ernsthafter Miene. „Sie haben mich behext, einfach behext. Sie waren mir doch wildfremd, und ich sollte mich schämen.“ — Sie hielt inne und flüsterte ihm von weitem zu.

„Den Schlüssel bekommen Sie aber doch!“

Bald hatte, wieder wie auf Verabredung, die ganze junge Gesellschaft sich zusammengefunden und in einer nicht allzu lockeren Gruppe erschien man vor den älteren Herrschaften. Die kleine Apothekerstochter stürzte sofort auf ihre Mutter los, die sie mit zärtlichem Lächeln empfing und fragte, ob sie jetzt Bier und Butterbrot haben wolle. Fräulein Gundler begrüßte ihren behäbig würdigen Vater

mit scherzender Liebkosung und erzählte auf eine Frage, sie habe sich mit dem Herrn Doktor Lindacker sehr gut unterhalten, worauf der Vater sich mit diesem in ein von der Herablassung des Alters gegen die Jugend bestimmtes Gespräch einließ. Der Bezirksamtmann machte jetzt allerlei Scherze und Neckereien, über die die jungen Damen in lautes Gelächter ausbrachen, und kam schließlich dazu, eine Rede zu halten, in der Absicht, seinen Korpsbruder feierlich in die Gesellschaft einzuführen. Die Rede war sehr humoristisch, und Lindacker selber lachte herzlich mit den anderen zu der lustigen Art, mit der er gekennzeichnet wurde als ein mit Vorsicht zu behandelnder Mann, der hierher gekommen sei, alle Menschen gesund zu machen, nur nicht die jungen Damen, deren Neigung zu Herzkrankheiten er vielmehr eher noch fördern dürfte, und weiter zu der Schilderung, wie das Klima auf die Herztätigkeit der Jugend einwirke, insbesondere aber die Waldluft, bei der wiederum große Unterschiede zwischen den breiten Waldstraßen und den schmalen Nebenpfaden zu machen seien. Die Rede fand den Unterschied zwischen großstädtischer und kleinstädtischer Liebe und gipfelte in einem Hoch auf den neuen Kleinstädter. Die jungen Mädchen schrieen laut mit. — Der Bezirksamtmann umarmte und küßte den Korpsbruder, mit dem nun jedermann anstieß. Lindacker dankte mit einigen sehr freundlich auf-

genommenen Worten, und dann kam es noch zu einigen allgemeinen Liedern, die der Bezirksamtmann leitete. In der luftigsten Stimmung trat man den Heimweg an. Jetzt fand Lindacker erst Gelegenheit zu einer längeren Unterhaltung mit Frau Sensburg. Man sprach zunächst sehr viel von München, dann von der Art, sich in der kleinen Stadt das Leben angenehm zu machen. Frau Sensburg war durch den Haushalt und drei Kinder genug in Anspruch genommen. Was ihr an Zeit übrig blieb, das widmete sie gerne der Musik. Dann meinte sie:

„An einem so stillen Ort wird man mit der Zeit auch nachdenklicher, lebt mehr innerlich, und das halte ich für ganz gut. Es reift da mancher Gedanke, manche Anschauung aus, auf die man bei einem äußerlich bewegten Leben gar nicht gekommen wäre."

Lindacker meinte:

„Das setzt aber doch voraus, daß man schon einen gewissen Fonds mitbringt."

„Ach, ein junges Mädchen bringt so wenig ins Leben mit, sie glauben gar nicht, wie wenig! Was wir als junge Mädchen mit uns tragen, ist manchmal recht hübsches, aber doch nur wertloses Spielzeug. Als Frau fängt man ein ganz neues Denken an."

„Das wird aber sicherlich doch der Lebensfreuden nicht entbehren?"

„Gewiß nicht! Ich glaube, sogar das schlichteste

Leben hat mehr schöne Augenblicke als es den Anschein hat, wenn man es versteht, nicht am Oberflächlichen zu haften. Man soll keine Luftschlösser bauen, aber es gibt doch Gedankentempel, in denen man sich gerne aufhält."

Lindacker sah seine Begleiterin von der Seite an. Die Phrase klang etwas überspannt, aber sie war so bestimmt und dabei so anspruchslos einfach ausgesprochen, daß sie anders klang als eine irgendwoher entlehnte, gespreizte Redensart.

Als fühlte sie selbst, daß das Gespräch allzu gewichtig für die Gelegenheit und die kurze Bekanntschaft werden möchte, fragte Frau Sensburg in jäher Wendung:

„Wie gefallen Ihnen unsere jungen Damen?"

„O ganz gut!" erwiderte Lindacker etwas zögernd, als wollte er sich auf irgend eine Andeutung seines Abenteuers besinnen.

„Große Ansprüche darf man nicht machen," sagte Frau Sensburg. „Sie sind übel daran, die armen Dinger. In irgend einem Klosterpensionat haben sie nicht allzuviel gelernt, sehen nichts, kommen in keine angeregtere Gesellschaft und werden so nur Weibchen, die vom Männchen umgirrt sein wollen. Ich bin froh, daß wir nicht so lange hier sein werden, daß meine zwei Mädels dabei einmal in Frage kommen könnten."

„Gnädige Frau scheinen also doch keine sonder-

liche Freundin der sogenannten Kleinstadtidyllen zu sein?"

„Nach dieser Richtung haben sie ohne Zweifel schwere Schattenseiten. Die Großstadt erzieht die Menschen viel besser. Als Mann würde ich nie eine solche Kleinstädterin heiraten."

„Das klingt ja für unsereinen, der wahrscheinlich hier oder an ähnlichem Ort sein Leben verbringen wird, wie ein Warnruf," scherzte Lindacker.

„Haben Sie es denn so eilig, sich auf Freiersfüße zu begeben?" scherzte Frau Sensburg dagegen.

„Das gerade nicht. Aber die mir blühenden Lebenswahrscheinlichkeiten sind doch ziemlich klar vorgezeichnet."

„Sie sind noch so jung. Warum wollen Sie da schon auf das Unerwartete verzichten? Es kann jederzeit hier eine Mädchenblüte auftauchen, die ein gutes Schicksal für Sie bedeutet. Illenhausen liegt ja doch nicht im Monde. Ganz ausgeschlossen ist es auch nicht, daß hier am Orte selbst sich einmal eine recht erfreuliche Erscheinung entwickelt."

„Na, wir wollen's abwarten!" versetzte Lindacker trockenen Tons, und damit endete das Gespräch, das sich jetzt den landschaftlichen Reizen der Umgegend und dann den Wintervergnügungen zuwandte. Dabei brachte Frau Sensburg den Eifer ihres Mannes zur Sprache, solche Arrangements in die Hand zu nehmen und sich für das Vereinsleben zu interessieren.

„Er könnte ohne Geselligkeit gar nicht sein,“ sagte sie, „und doch nimmt er es im Amt sehr ernst und streng. Er ist sogar sehr ernst im Privatleben zu Hause und streng mit den Kindern.“

Diese kurze Charakteristik förderte wieder nicht Lindackers Sympathieen für den Korpsbruder. Er kam jetzt auf den Gedanken, Frau Sensburg nach den Ursachen der Spaltung der Stammtische zu fragen.

Sie antwortete ganz unbefangen:

„Ich bin nie recht klug daraus geworden, aber ich leide selber unter diesen Umständen. Ich verkehre sehr gern mit Fräulein von Colonne, mein Mann sieht es aber nicht gern, wenn ich öfter dorthin gehe, ohne mir nähere Gründe als eine Antipathie gegen den Forstmeister anzugeben. Vom Forstmeister und von anderen Herren hört man auch nur ausweichende Antworten. Ich weiß nicht, was dahinter steckt.“

Zweites Kapitel.

Lindackers Praxis ließ sich sehr gut an, weniger im Städtchen selbst, wo Gewohnheit und Zartgefühl die Leute am alten Bezirksarzt festhielten, als in der Umgegend, und er empfand eine lebhafte innere Befriedigung darüber. Es war das etwas ganz anderes als die bisherige Tätigkeit als Assistent am Krankenhause, bei der man sich noch gar keiner Erwerbskraft hatte bewußt werden können, und gerade dieses Bewußtsein der Erwerbsfähigkeit war es, das ihn mit erhöhter Lebensluft erfüllte und ihn die Welt mit ganz anderen Augen anschauen ließ. Es war, als ob er jetzt erst ein Mann geworden sei. Er bediente sich eines Fahrrades und durcheilte, eine Tasche mit ärztlichen Utensilien um die Schulter gehängt, mit frohgemutem Eifer die Landstraße, sich des Sonnenscheins freuend und strömendem Regen mit einem Lodenmantel trotzend.

Eines Tages, als er sich eben zu einer zweiten Ausfahrt rüstete, trat Doktor Kettenbauer, jener trunksüchtige Kollege, ins Haus. Bisher hatte er noch kein Wort mit ihm gesprochen, man hatte sich

nur bei Begegnungen förmlich begrüßt, und auch damit hatte Kettenbauer den Anfang gemacht. Jetzt kam dieser mit der Bitte heran, der Kollege möchte bei einer Patientin eine dringliche Operation machen, zu der ihm, wie er stockend sagte, die Sicherheit der Hand fehle. Da auch Doktor Kettenbauer ein Rad benutzte, fuhren beide, zum Erstaunen der Vorübergehenden, nebeneinander zum Städtchen hinaus. Das Dorf, in dem die Kranke wohnte, war bald erreicht, und während ihm Kettenbauer die nötigen Hilfsdienste erwies, machte Lindacker die nicht alltägliche Operation mit völlig befriedigendem Ergebnisse. Doktor Kettenbauer, der seine Kunst mit peinlichster Aufmerksamkeit beobachtet hatte, beglückwünschte ihn und schüttelte ihm die Hand. Er tat dies mit einem Gefühlsausdruck, der Lindackers Mitleid erweckte; es lag darin etwas, wie ein wehmütiges Bekenntnis eigener Unfähigkeit.

Lindacker war es, der, nachdem die Instrumente gereinigt und in der Tasche verpackt waren, von einer Stärkung sprach, die man sich verdient habe.

Kettenbauer lehnte erst lebhaft ab, indem er mehrmals hintereinander sagte:

„Meinetwegen nicht! Meinetwegen nicht!“ Er ließ sich aber dann doch herbei, mit dem Kollegen das Herrenstübchen des Dorfwirtshauses zu betreten.

Lindacker besprach zunächst den Fall und hob

hervor, wie wesentlich es gewesen sei, daß der Kollege schon in diesem Stadium des Krankheitsbildes die Notwendigkeit einer Operation erkannt habe.

Kettenbauer bemerkte darauf:

„Natürlich, Sie haben wohl gehört, ich sei so etwas, wie ein medizinischer Idiot. Ich weiß, was ich für Freunde habe. Na, so weit ist's gerade doch nicht. Nur mit der chirurgischen Arbeit hat's eben seinen Hacken. Da hab ich den Mut verloren. Freilich, jetzt wird's überall heißen: ‚Doktor Kettenbauer hat's selber nicht gekonnt, er mußte seinen Konkurrenten um Hilfe angehen', und ich habe Reklame für Sie gemacht. Aber ich konnte die Frau doch nicht zugrunde gehen lassen."

Er strich sich die langen blonden Haare aus der Stirn und starrte hinter der Brille in eine Ecke, mit den Fingern sich mehrmals durch den wirren Vollbart fahrend. Unsauber hingen die Kleider an der untersetzten Gestalt, die Gesichtsfarbe war fahl, dicke Tränensäcke hingen unter den Augen, die Stimme klang heiser. Trotzdem wirkte er gar nicht unsympathisch auf Lindacker, der ihm antwortete, er werde überall den wichtigen Anteil des Kollegen an dem Fall betonen.

„Sie haben es bei mir mit einem anständigen Menschen zu tun," sagte er und reichte ihm die Hand über den Tisch.

„Glaub's, glaub's," antwortete dieser. „Ihr

guter Freund freilich, der Bezirksamtmann, hat Sie nur hergebracht, um mir einen Tort anzutun."

Das bestritt Lindacker, die Beweggründe seiner Übersiedlung in die Kleinstadt klarlegend.

„So hat er eben einen willkommenen Anlaß benutzt," entgegnete Kettenbauer mit Groll.

Lindacker fragte nun, weshalb denn der Bezirksamtmann eine persönliche Feindschaft gegen ihn hegen sollte.

Da antwortete Kettenbauer, das käme nur daher, daß er mit dem Herrn von Colonne befreundet sei. Der Bezirksamtmann hasse jeden, der mit diesem Beziehungen habe.

„Aber die Frau Bezirksamtmann verkehrt doch gelegentlich mit Fräulein von Colonne?"

„Angenehm wird ihm dies wohl nicht sein, aber er hat Gründe, nichts dagegen zu tun."

Mit einiger Ungeduld fragte jetzt Lindacker, was denn das eigentlich für ein geheimnisvoller Vorgang zwischen dem Forstmeister und dem Bezirksamtmann gewesen sei.

Kettenbauer sagte darauf:

„Ich kann es Ihnen ja sagen, ich habe kein Ehrenwort gegeben. Als Sensburg vor vier Jahren hierher kam, war Herr von Colonne so gewissermaßen der Patriarch der Gesellschaft, dessen Art jedermann respektierte. Er hat seine Eigenheiten, ist feierlich und haßt vor allem zotige Späße. Der Bezirks-

amtmann kehrte sich nicht daran, sondern suchte sofort die erste Violine in der Gesellschaft zu spielen. Zu kleinen Verstimmungen war es öfter schon gekommen, aber, weil der alte von Colonne immer früh nach Hause ging, nie zu schärferen Gegensätzen. Da fiel es Sensburg eines Abends ein, Witze zu reißen, die mit dem eigenen Ehebett in Zusammenhang standen. Er sah, wie Colonne unwillig wurde, kümmerte sich aber nicht darum, bis dieser aufsprang und zornig sagte:

„‚Mit einem Schuft, der so von seiner Frau spricht, sitze ich nicht an einem Tisch!‘

„Es kam zu einer sehr bösen Situation, die mit großer Mühe von anderen Herren wieder eingerenkt wurde. Man gab sich das Ehrenwort, nichts über den Vorfall außerhalb des Stammtisches verlauten zu lassen.

„Ich hab's aber doch erfahren und wohlbemerkt, nicht etwa von Herrn von Colonne.“

„Sie verkehren viel mit Herrn von Colonne?“ fragte Lindacker.

„Ich komme zeitweilig an seinen Stammtisch,“ lautete die trockene Antwort, hie und da auch wohl ins Haus, und das Fräulein nimmt sich meiner älteren Tochter sehr liebenswürdig an.“

Man sprach noch einige Worte, aus denen sich ergab, daß Kettenbauer sehr an seinen Kindern, zwei Mädchen und einem Knaben, hing.

Lindacker rüstete sich zum Aufbruch und bemerkte, daß der Kollege nicht übel Lust habe, noch sitzen zu bleiben. Er empfand es peinlich, daß er diesen Wirtshausbesuch angeregt hatte und so etwa verantwortlich werden sollte für eine Entgleisung des Gewohnheitstrinkers.

„Fahren Sie nicht mit, Herr Kollege?“ fragte er jetzt in einem Ton, der etwas Dringendes, fast Bevormundendes hatte.

Kettenbauer stutzte, und es schien einen Augenblick, als wollte er sich mit einer Gegenbemerkung zur Wehr setzen. Dann sprang er aber jählings auf und sagte hastig:

„Freilich, freilich komme ich mit, Herr Kollege.“

Die Kunde von der gelungenen Operation verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend und vor allem in Illenhausen selbst. Der Laienverstand gestaltete den Vorfall zu einem Sensationsereignis, als handle es sich um eine außerhalb der normalen ärztlichen Tätigkeit liegende Leistung eines Wundermannes. Die Frauen und Mädchen zumal sahen jetzt auf den liebenswürdigen, hübschen Doktor Lindacker mit der dunklen Empfindung des gruseligen Reizes bluttriefenden, verwegenen Spieles mit Menschenleben, der durch diskrete Umstände noch eine besondere Steigerung erhielt. Das Abenteuer mit der Notarstochter hatte binnen kurzer Frist einen ebenso leichten Abschluß gefunden, wie die Anknüpf-

ung gewesen war. Das Mädchen machte kurze Zeit eine versteckte Schmollmiene, verübelte es ihm aber weiter nicht, daß er eine Trivialität nicht zu einem dauernden Zustande machte, sondern blieb ihm freundlich gesinnt. Dafür traten jetzt mehrere neue Gestalten in den Wettkampf um die in ihrem Werte so hoch gestiegene Persönlichkeit ein. Am bemerkbarsten machten sich Lindacker die orientalische Schönheit der Tochter des Kaufmannes Isidor Löb und Fräulein Regenauer, das zierliche Töchterchen des Gasthofsbesitzers. Da er dort zu Mittag speiste und abends am Stammtisch saß, war für Fräulein Therese das Spiel viel bequemer als für ihre Nebenbuhlerin mit ihren sentimentalen Schmachtaugen und dem absichtsvoll feinen Wesen, das jede Kühnheit weit von sich abzuweisen schien, ihr Ziel zu verfolgen. In einem günstigen Augenblick lüftete sie diese Maske weit genug, ihre eigentliche Meinung erkennen zu lassen. Aber auch dann wußte sie ihre Sündhaftigkeit mit allerlei sentimentalen Zierlichkeiten auszuputzen. Sie hatte in einem der besseren Münchener Hotels kochen gelernt, und zeigte sich wohl vertraut mit der Art großstädtischer Dämchen leichten Blutes. Von den Eltern war sie wenig beaufsichtigt, die äußere Ordnung des Gasthoflebens erleichterte Heimlichkeiten, und Lindacker war bald in süße Gewöhnungen verstrickt. Als er eines Sonntags wieder einmal beim Bezirksamtmann zu Tisch geladen war, warf dieser

einige Neckereien hin, denn, daß der Doktor die Thereſe Regenauer ‚pouſſiere‘, war bald ſtadtbekannt geworden, wie man derlei auch von den anderen jungen Leuten wußte. Frau Sensburg machte dazu ein auffallend ernſtes Geſicht. Das ärgerte Lindacker und er betonte etwas lebhaft und ausführlich des Mädchens gute Bildung. Die Dame meinte dazu ſehr kühl:

„Aber, lieber Herr Doktor, Sie brauchen ſich ja gar nicht zu rechtfertigen, wenn Sie dem Mädchen den Hof machen. Hübſche Wirtstöchterchen ſind das wohl überall gewöhnt.“

Der Bezirksamtmann bemerkte:

„Die Thereſe Regenauer wäre gar keine ſchlechte Partie. Freilich — — —“

Dabei zuckte er mit einem breiten Lächeln die Achſeln.

Frau Sensburg ſtand auf und warf leicht hin:

„Ich will zuſehen, ob die Kinder verſorgt ſind. Die Herren können ja unter ſich das Thema weiter ausſpinnen.“

„Mach dir nichts daraus,“ ſagte der Bezirksamtmann, als ſie allein waren, zu Lindacker; „aber die Wirtstochter nehmen dir die Weiber übel. Sie gilt nun einmal nicht für ganz voll, und du wirſt jetzt als Nummer eins mit Sternchen taxiert. Bei meiner Frau haſt du dich erſt als Mann von großſtädtiſcher Haltung eingeſchmeichelt, und jetzt findet

sie in deiner Poussage eine Enttäuschung. Das mit der guten Partie sagte ich nur, um sie ein bißchen zu reizen. An eine ernsthafte Verplemperung denkst du ja selbstverständlich nicht. Man kann dem Mädel nichts nachweisen, aber daran herumkareſſiert ist schon genug worden. Ganz frisch aus dem Ofen kommt der Kuchen nicht mehr."

Lindacker war über diese Berührung seines Liebeshandels durch das Ehepaar Sensburg sehr verstimmt. Das wühlte nur wieder gewisse Zweifel und Beunruhigungen auf, die doch nichts mehr halfen. Er wußte ja selber viel besser, was er von dem Mädchen zu halten hatte, und gab sich in dieser Beziehung keinen Illusionen hin. Aber los kam er vorläufig nicht. Er sehnte sich nach ihrer Nähe und war froh, wenn die Zeit gekommen war, ins Gasthaus zu gehen. Ohne Liebschaft war es in dem Neste nach getaner Arbeit gar nicht auszuhalten. Ein junger Mann konnte doch nicht immer stumpfsinnig hinter Karten sitzen, wie es die Alten machten, und es dünkte ihn schier, als habe er den Zauber solcher Liebeleien nie so aus dem vollen genossen, wie jetzt hier, wo — wie der Assessor Wermund einmal sagte — die Verliebtheit der Weiber aus den Kaminen girrte, wenn die Fenster geschlossen waren. Es überfiel ihn eine katzenjammerähnliche Stimmung auch nur, wenn er draußen auf dem Rade sitzend einsam dahin fuhr;

da kam er auch gelegentlich auf den Gedanken, wenn die Praxis sich so weiter entwickelte, die Mutter mit den beiden Schwestern zu eigenem Haushalt kommen zu lassen und so nicht mehr aufs Wirtshaus angewiesen zu sein. Von den Schwestern war die eine als Ladenfräulein in einem feinen Geschäft, die andere als Gesellschafterin bei einer alten Dame untergekommen. Beide waren sehr hübsch. Diesen Umstand näher erwägend dünkte es ihn, es möchte doch besser sein, die Mädchen hätten in München ihre Beschäftigung, als sie lungerten nach hiesigem Brauch an den Fenstern und guckten nach den Herren aus.

Er hatte Doktor Kettenbauer inzwischen mehrfach zu Assistenzleistungen herangezogen. Da begab es sich eines Tages, daß dieser in angetrunkenem Zustand zu einer Operation herankam. Lindacker war schon ärgerlich über das Aussehen des Mannes, als aber durch dessen Unsicherheit noch Schwierigkeiten entstanden, entfuhr ihm der Ausdruck:

„Das ist doch eine Schweinerei."

Kettenbauer warf den Kopf zurück und sah ihn einen Augenblick herausfordernd an, entfernte sich auch nach der Operation in der Haltung eines Beleidigten. Lindacker achtete dessen nicht, wohl aber fühlte er das Bedürfnis, seinen Zorn über den Zufall bei den Gönnern Kettenbauers, Herrn und Fräulein von Colonne Luft zu machen, damit diese

ihm ernstliche Vorhaltungen machten. Auf Kettenbauers Anregung war er seit seiner ersten Anstandsvisite einige Male dort gewesen und hatte sich an eine Tarockpartie beteiligt, die man dort am Spätnachmittag zu spielen gewohnt war. Als er jetzt heimkam, traf er bei den beiden Alten Kettenbauers vierzehnjähriges Töchterchen, das er nur oberflächlich kannte. Bei seinem Eintritt bekam das Mädchen einen feuerroten Kopf und erhob sich mit der sanft, aber sehr bestimmt gesprochenen Bemerkung:

„Ich möchte nur ein paar Worte mit dem Herrn Doktor allein sprechen."

Etwas verwundert trat Lindacker mit ihr auf den Hausflur. Dort sagte sie wieder in einem über ihre Jahre hinauszielenden, ruhig ernsten, von jeder Schüchternheit freien Ton:

„Papa hat Ihnen heute Ungelegenheiten bereitet. Er wird sich bei Ihnen deshalb entschuldigen. Jetzt ist er ganz außer sich."

Sie wurde jetzt wieder rot, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Es waren große, rührend empfindungsvolle, graublaue Augen, die zu dem reichen aschblonden Haar paßten.

Lindacker sah das Mädchen zum ersten Male näher an. Das Gesichtchen mit dem etwas zu sehr zurücktretenden Kinn gewann besonderen Reiz durch diese Augen und durch den überaus feinen Schnitt des in den Winkeln leise sich abwärts neigenden

Mundes. Die Gestalt, die in einem sehr bescheidenen Kleidchen steckte, war hoch aufgeschossen und zeigte an den großen Händen und Füßen die Unfertigkeit der Entwicklung. Er lächelte ihr freundlich zu und meinte, der Herr Papa brauche sich nicht weiter zu bemühen. Eine Empfindung des Mitleids mit dem Kinde hatte den mitgebrachten Zorn sofort beschwichtigt.

Das Mädchen sagte jetzt mit kräftiger Betonung:

„O nein, Papa muß sich entschuldigen. Das habe ich ihm sehr ernstlich gesagt."

„Sie?" fragte Lindacker.

„Jawohl. Auf mich hört er."

Und leiser, den Kopf senkend, fügte sie bei:

„Wenn es noch so schlimm ist. Aber nichts da drinnen sagen! Bitte schön!" fügte sie dann lebhaft, die Hände faltend, hinzu.

Lindacker beruhigte sie darüber und drückte ihr herzlich die Hand, worauf sie sich mit einem innigen Blick bedankte. Als er dann zu den beiden Colonne zurückgekehrt war, sprach man noch eine kleine Weile von dem Mädchen, ehe man die Tarockpartie begann.

Das aufgeweckte Kind, so erzählte Fräulein von Colonne, war überaus frühreif, und diese Frühreife zu regeln war das Fräulein, sich seiner lebhaft annehmend, bestrebt, zugleich ihm etwas mehr Kenntnisse beizubringen als die der Volksschule, die ihm allein zugänglich war.

„Manchmal, wenn ich ihr in die schönen, klaren Augen sehe, faßt mich ein Schauder an," sagte sie. „Ich nehme mich aber in acht, mir etwas merken zu lassen, denn einmal erriet sie mich, und die Arme um mich schlingend, flüsterte sie: ‚Mir ist so bange vor den Menschen'!"

Der Forstmeister bemerkte:

„Sie hat auch allen Grund dazu in ihren Verhältnissen. Die Schande ist bei ihr gewissermaßen eine logische Konsequenz, der sie kaum entrinnen kann, wenn sie nicht einen besonderen Schutzengel hat."

Die Stimme des Alten klang sehr erregt.

Es entstand eine kleine, sehr ernste Pause, bis das Fräulein fortfuhr:

„Mit der Frau ist ja gar nichts zu machen. Ihn suchen wir soweit zu halten, daß er nicht ganz zusammenbricht, und das Mädchen bekommt von mir manchen Wink, den man sonst einer Vierzehnjährigen nicht zu geben pflegt, für den ich sie aber reif genug halte."

„Man muß der Gefährdeten sich annehmen," fiel der Forstmeister ein. „Das ist Menschenpflicht, wenn man auch meist schlechte Erfahrungen dabei macht."

Wieder klangen seine Worte wie zornig grollend. Lindacker bemerkte, daß das Fräulein einen scharfen Seitenblick auf den Oheim warf, der alsbald fortfuhr:

„Bei Ihnen, in der Medizin, hat man es ja

heute weit gebracht. In der moralischen Heilkunde haben wir aber noch verdammt wenig gelernt. Die ist kaum noch ordentlich angefaßt."

Lindacker meinte:

„Das kommt wohl daher, daß die Leute meist nicht fühlen, wie krank sie sind und sich deshalb an keinen Arzt wenden."

Jetzt sagte Fräulein von Colonne sehr nachdrucksvoll:

„Das mag im allgemeinen ganz richtig sein. Aber es gibt auch sehr viele Fälle, in denen Leidende sich ängstlich nach Hilfe umschauen, weil sie sich elend fühlen. Die Hilfe ist aber nicht zu finden. Es gibt ärgere moralische Not in der Welt als körperliche."

„Der Doktor sieht des Häßlichen in seinem Berufe genug," warf jetzt der Forstmeister ein. „Wir wollen ihm seine freie Zeit nicht noch durch solche Betrachtungen trüben. Ans Spielchen also!"

Sonderbare Leutchen waren es, diese Colonne. — Es roch nach Sektentum, nach Sonderbündelei bei ihnen. Und doch lag in dem feinen Gesichtchen des alten Fräuleins etwas deutlich Weltliches. Er wurde immer wieder auf den Gedanken gelenkt, wie hübsch sie ehedem gewesen sein mochte in einem ausgeschnittenen Ballkleid, am Arm eines Tänzers. Als er wieder im Regenauerschen Gasthof saß, kam ihm aber die Stube so behaglich vor, und als ihm Therese mit der Miene täglicher Gewohnheit, die aber doch

einen Hauch von Zärtlichkeit enthielt, die Hand reichte, da war es ihm, als atme er freier auf. Die anderen Stammgäste, deren einige schon anwesend waren, legten ihm keinen Zwang auf, der ihn an kleinen Zärtlichkeitszeichen gegen Therese behindert hätte. Man wußte ja, daß sie seine ‚Pouffage' war. Auch Mutter Regenauer, die gelegentlich zur Unterhaltung hereinkam, beachtete es gar nicht, daß die Tochter neben dem Doktor im eifrigen Sondergespräch saß, das ganz leise, mit dicht zusammengesteckten Köpfen geführt wurde. Gerade heute erschien es ihm, als ob er sich das Leben gar nicht anders wünschen könnte; und wie das Mädchen so im Gespräch die Augen senkte und hob, die kleinen weißen Zähnchen gelegentlich zwischen den roten Lippen sehen ließ, ihr dunkles Haar, die zierlichen Öhrchen, das war tausendmal mehr wert, als die schwerfällige Weisheit der Colonne oder der Bildungsdünkel der Frau Sensburg ihm hätten als Ersatz bieten können. Aus diesem zärtlichen Spiele mit dem lieblichen Kind erwuchs ihm viel mehr Lebensfrische, viel mehr Spannkraft für die Anstrengungen des Berufes als aus Geselligkeiten mit schwerfälligen oder gezierten Gesprächen. Hier war Natur, Jugend, hier lebte sich das Gemüt aus. Therese bemerkte recht wohl, daß der Liebhaber sich heute in einer besonderen Stimmung befand, und sie begegnete dieser mit der gelegentlichen Bemerkung:

„Du ſagſt nur nicht, wie du in Wirklichkeit über mich denkſt. Ich weiß es ja ſelber recht gut, daß ich ſchlecht bin. Das iſt den Herren auf eine Weile ganz angenehm, dann aber, wenn ſie es ſatt haben, zucken ſie über ſo ein Mädchen die Achſeln.“

Lindacker eiferte ſo lebhaft dagegen, daß ihn Thereſe zur Vorſicht mahnen mußte.

„'s iſt doch nicht die richtige Liebe!“ warf ſie dann wieder ein. Und weiter ſchüttelte ſie melancholiſch den Kopf und ſagte:

„Es ſollte nicht ſein! Ich denke viel höher, als du meinſt.“

Endlich mußte dieſe Zwieſprache doch ein Ende nehmen.

„Ich kann nun einmal nicht anders, du haſt zu viel Gewalt über mich,“ ſchloß Thereſe und ſtand von ihrem Sitz auf.

Im Laufe des Abends bot ſich ihr noch genug Gelegenheit, den Liebhaber durch ermunternde Blicke bei Stimmung zu erhalten. —

Des anderen Tages ſtellte ſich Doktor Kettenbauer in Lindackers Wohnung ein und brachte ſeine Entſchuldigung vor, die dieſer abzuwehren ſuchte, indem er ſelbſt wegen ſeines unwilligen Verhaltens ſich anklagte. Kettenbauer erwiderte darauf:

„Sie haben ganz recht gehabt, Herr Kollege. So was iſt eine Schweinerei.“

Dann hielt er eine kleine Weile inne, ehe er kopfschüttelnd fortfuhr:

„Es hilft nichts mehr, es hilft nichts mehr! Ich bin und bleib ein Lump.“

Die Tränen traten ihm in die Augen.

Lindacker redete ihm freundlich zu, sich einer systematischen Kur zu unterwerfen.

„Und was habe ich davon?“ stieß Kettenbauer darauf unwirsch hervor. „Besser wird's damit doch nicht bei mir daheim. Das Grundübel bleibt.“

Er sah sich in Lindackers eleganter, sauber gehaltener Studierstube um.

„So sollt's auch bei mir aussehen,“ sagte er dann. „Aber das ist ein anderes Bild! Wahrhaftiger Gott, es ist nicht meine Schuld!“

Dann setzte er hinzu:

„Na ja, hab' halt eine Dummheit gemacht.“

„Verzeihen Sie,“ bemerkte jetzt Lindacker, „ich möchte nicht unaufgefordert in Ihre Privatverhältnisse eindringen. Aber können Sie wirklich mit vollem Gewissen alle Schuld Ihrer Frau zuwälzen? Haben Sie nicht schon als Junggeselle stark gekneipt?“

„Na ja,“ meinte jetzt Kettenbauer. „Daß einer etliche Maße verträgt und auch ein oder das andere Mal über den Durst trinkt, das ist doch bei uns nichts Absonderliches. Aber gerade deshalb hab' ich geheiratet, um aus dem Wirtshausleben herauszu-

zukommen, und das hat man mir auch versprochen, daß ich eine häusliche Ordnung haben soll. Davon hat aber sie, die selber im Wirtshaus aufgewachsen ist, nichts verstanden. Das war alles Übels Ausgangspunkt. Darum hat es die ersten Streitigkeiten gegeben. Ihr war nichts daran gelegen, ob ich mich daheim wohl fühle. Frau Doktorin war sie, und damit hatte sie erreicht, was ihr genügte. Ist's in einer Ehe nun einmal verfehlt, dann geht's weiter und weiter. 's ist ja ein ganz gewöhnlicher Verlauf, den Sie immer wieder sehen können. Das Wirtshaus wird zum Asyl, im Wirtshaus ist einem wohl, zum Wirtshaus treibt's einen, wie einen Müden ins Bett, einen Frommen in die Kirche. Da kommt das weitere von selbst. Aber ist's, wie's sein will, was fange ich ohne Wirtshaus an? Das wär' erst recht kein Leben. Nur das ist wahr, in der Praxis, vor Ihnen hätte ich mich in acht nehmen sollen."

„Und Ihre Kinder?"

Kettenbauer sah den Fragenden erst stutzig an, dann zuckte er die Achseln und kraute sich mit nervöser Handbewegung den Bart.

Lindacker erzählte, daß er sein Töchterchen gesprochen habe. Da warf er den Kopf zurück und sagte stolz lächelnd:

„Ja, das Linchen, das ist ein Prachtmädel."

Lebhaft setzte er hinzu:

„Die wird noch einmal fertig mit der Mutter,

die bringt noch Ordnung ins Haus, wenn sie einmal so weit ausgewachsen ist. Da kann's noch etwas werden!"

Lindacker sah den Kollegen scharf fragend an.

„Ja, ja!" fuhr dieser nachdrücklich fort. „Die hat Schneid und helle Augen. Die weiß jetzt schon, wo's fehlt."

„Da müssen Sie aber doch auch mithelfen," sagte Lindacker sanft mahnend.

„Weiß ich, weiß ich. Wenn wir zu zweien sind, dann kriegen wir den Satan schon unter!" erwiderte Kettenbauer grimmig vergnügt.

„So mein ich's nun nicht," bemerkte Lindacker.

„Ach so," versetzte Kettenbauer. „Ist nur erst Ordnung im Haus, dann . . . dann . . . das ist die Hauptsache." Und er fuhr sich wieder mit hastigen Fingern durch Haar und Bart.

Lindacker wendete das Gespräch nach anderer Richtung und sprach von der Eigenart der beiden Colonne.

„Ja, ja," antwortete Kettenbauer, „sind seltsame Leute. Muß da auch etwas in der Vergangenheit gespielt haben. Der Alte ist übrigens ein Ideal von Gesundheit, wird mutmaßlich neunzig, keine Spur von irgend welchen Anzeichen des marasmus senilis, könnte eigentlich noch ganz gut Forstmeister spielen. Die Nichte ist mir eigentlich zu gebildet, zu fein. Da komme ich nicht mit. Ich bin ja nur ein

Dorfschullehrersohn, der nie in feine Gesellschaft gekommen ist."

„Sie haben wohl eine sehr mühselige Studienzeit gehabt?" fragte Lindacker.

„Man hat sich halt mit Stipendien und Stundengeben durchgeschleppt," war die Antwort, „und zeitweilig hat man von Bier und Käs leben müssen. Wenn ich ein Schwarzer hätte werden wollen, wär's mir schon besser gegangen. Da hätt' ich aber wohl auch das Saufen gelernt."

Kettenbauer lachte laut zu dieser Bemerkung. Dann erzählte er in den derbsten Redewendungen allerlei Skandalgeschichtchen von früheren und jetzigen Geistlichen der Umgebung.

„'s ist überhaupt eine nette Gegend bei uns," sagte er dann spöttisch. „Ich bin neugierig, wie lang Sie's hier aushalten."

Lindacker zuckte die Achseln und meinte, sein Beruf gebe ihm zu schaffen genug, um sich frisch zu erhalten.

„Na, und beim Regenauer drüben ist eine Auffrischung da," sagte Kettenbauer ihm lustig zuzwinkernd, während er sich zum Fortgehen anschickte.

Lindacker war von der Anzüglichkeit höchst unangenehm berührt, zwang sich aber zu einem Lächeln und der heiteren Bemerkung:

„Die Leute müssen doch was zu reden haben."
Kettenbauer entschuldigte sich nochmals seines Verstoßes

wegen, aber jetzt in einer viel zwangloseren Form. Lindacker blieb in einem bitteren Gefühl zurück. War's nicht eine mephistopheliſche Laune, die aus den letzten Worten dieſes völlig verbummelten Menſchen ſprach, ein boshafter Stich gegen die Überlegenheit, mit der er ihm als der ſittlich Stärkere entgegengetreten war? Eine leiſe Beziehung lag zwiſchen dem Schickſal des Säufers und ſeinem Verhältniſſe zu Thereſe Regenauer. Wirtshaus hier, Wirtshaus dort, — Frau Doktorin hier, Frau Doktorin dort. Das war ja Unſinn! Dieſer Menſch hatte von jeher keinen Rückhalt in dem Selbſtbewußtſein höherer Bildung gehabt, war einer jener ſtudierenden ‚Knoten' geweſen, deren Typus er wohl kannte. Einer davon kommt in die Höhe, neunundneunzig verſumpfen, verbauern. Er war doch etwas ganz anderes, er wollte ſich wohl hüten, eine Dummheit zu machen.

Drittes Kapitel.

Hoher harter Schnee lag ringsum im Lande, alle Wasserläufe waren gefroren, in Illenhausen hingen die Eiszapfen in reichen Gebilden von den Dachrinnen, und die Menschen trippelten eilfertig, dicht eingemummt über die glatte Straße. In große Pelze gehüllt fuhren der Bezirksamtmann, der Forstmeister und der Bezirksbaubeamte vor dem Bezirksamtsgebäude vor, von einer Kommission zurückkehrend. Der Bezirksamtmann stieg aus dem Schlitten und eilte, mit einem kurzen Gruße sich von den beiden anderen Beamten verabschiedend, ins Haus und nach seiner im zweiten Stockwerk gelegenen Wohnung. Frau Sensburg äußerte ihr Erstaunen, ihn schon so früh am Nachmittag zurückgekehrt zu sehen, da sie ihn erst am Spätabend erwartet habe. Er brummte etwas von Kälte und gehabtem Ärger, während sie ihm geschäftig half, den Pelz abzulegen und in Schlafrock und Pantoffeln sich's bequem zu machen. Er bestellte sich Kaffee und betrat dann das Wohnzimmer. Nach einigen Minuten klagte er, daß nicht genug geheizt sei, und als die Gattin ihm ent-

gegnete, sie fände es warm genug, er sei eben nur noch von der Fahrt zu durchkältet, entgegnete er unwirsch:

„Wenn's dir warm genug ist, so beweist das noch nicht, daß mich zu frieren braucht."

Sie ging stumm an den Ofen und warf auf den Boden knieend einige Buchenscheite in die flammende Lohe. Er zündete sich eine Zigarre an und ging langsam im Zimmer hin und her, während Frau Sensburg sich wieder an das Fenster setzte und an einem Jungenshöschen flickte.

„Wo wart ihr eigentlich heute?" fragte sie.

„An der Distriktsstraße nach Gernberg," erwiderte er. „Die Brücke, die erst im Herbst fertig geworden ist, ist kaputt. Schöne Schweinerei! Kiefer hat offenbar einen Baufehler gemacht, und der Oberförster von Willing hat wider die Abmachung immer schweres Holzfuhrwerk darüber fahren lassen. Jetzt bei diesem Frost kann man gar nichts machen, nicht einmal eine brauchbare Notbrücke bauen, und der ganze Verkehr muß auf geraume Zeit über die alten Wege geleitet werden. Gerade für die Straße hatte ich mich so ins Zeug gelegt und soviel Widerstand zu bekämpfen gehabt. Ich habe aber dem Baubeamten nicht nur, sondern auch dem Herrn Forstmeister meine Meinung gesagt. Wir sind hart aneinander gekommen."

„Das werde ich schon wieder von Frau Kiefer und der Frau Forstmeisterin zu fühlen bekommen," sagte Frau Sensburg.

„Da kann ich nichts dafür! Fehlte auch noch, daß man in Dienstsachen auf euch Weiber Rücksicht nähme!“

„Ich rede ja nur von der unangenehmen Folge, die immer für mich herauskommt, wenn du dienstlich einen Konflikt mit den anderen Herren hast. Ich habe aber nicht gesagt, daß du darauf Rücksicht nehmen solltest. Die Rücksicht könntest du aber wohl nehmen, nicht immer von ‚Weibern‘ zu sprechen. Du weißt, daß mir das unausstehlich ist.“

„An meine Art zu reden könntest du dich nachgerade gewöhnt haben. In meinen vier Wänden genier' ich mich nun einmal nicht.“

„Leider! Ein Vorzug von dir ist das nicht.“

„Herr Gott! Ich bin gerade aufgelegt einen deiner Empfindlichkeitsanfälle über mich ergehen zu lassen! Schau lieber zu, daß ich meinen Kaffee bekomme.“

„Er muß ja frisch gemacht werden.“

„Na, dann nicht!“

Er setzte sich auf das Sofa und pfiff leise vor sich hin. Frau Sensburg wußte, daß er jetzt nach irgend einem neuen Streitpunkt suchte. Das war nun einmal so, wenn er üble Laune hatte.

„Wenn man so empfindlich ist,“ sagte er nach einer Weile, „dann sollte man auch nicht alte Kinderhosen am Fenster flicken.“

„Es weiß jedermann, daß die Frau Bezirks-

amtmann Kinder hat," lautete die Antwort Frau Sensburgs.

„Meinetwegen laß dich so photographieren, aber passend finde ich es eben doch nicht für die Frau Bezirksamtmann," bemerkte der Gatte dagegen.

„Dessen braucht sich eine Mutter nicht zu schämen," kam es vom Fenster trotzend zurück. „Oder sollen die Kinder nichts Ausgebessertes mehr tragen dürfen? Du brummst doch bei jedem Groschen, den man von dir verlangt."

„Davon ist erstens jetzt keine Rede gewesen, und zweitens habe ich gar keine Anlagen zum Knicker. Dagegen muß ich sehr protestieren. Ich halte nur auf Ordnung im Haushalt und richtige Einteilung der Ausgaben."

„Das heißt, du mußt eben immer etwas zum Brummen haben. Das ist so deine Art. Das hältst du für Autorität."

Das Mädchen brachte den Kaffee.

„Endlich!" warf der Bezirksamtmann hin.

Die Gattin stand von ihrem Fenstersitz auf und bediente ihn.

„Danke!" sagte er kaum hörbar und schlürfte den Trank in hastigen Zügen. Nach einer kleinen Weile sagte er:

„Du! Ich habe morgen nachmittag in Steiching zu tun. Da könntest du mitfahren, und wir sagen dann bei Liebecks in Altenhof guten Tag.

Ich muß zwar den Schreiber mitnehmen. Das geniert aber weiter nicht."

Frau Sensburg erwiderte gleichmütig: „Darüber kann man ja noch morgen mittag reden."

„Auch gut! Aber ich wünsche sehr, daß du dich darauf einrichtest," sagte der Bezirksamtmann, stand auf, ging ins anstoßende Schlafzimmer, wieder Rock und Stiefel anzuziehen und kam dann mit der Bemerkung zurück, daß er sich in sein, im ersten Stockwerk gelegenes Bureau hinunterbegebe.

Von dort kam er um sieben Uhr in die Wohnung, gerade recht, um seiner täglichen Gewohnheit gemäß mit den Kindern zu scherzen und zuzusehen, wie sie von der Mutter und dem Kindermädchen zu Bett gebracht wurden. Es war das auch heute wieder eine lustige Familienszene, bei der die Kinder mit dem Papa, der sich alles gutmütig gefallen ließ, sehr keck umsprangen. Dann nahm er mit der Gattin die Abendmahlzeit ein, bei der man sich über die Kinder und weiter über allerlei Zukunftsmöglichkeiten unterhielt. Schließlich stand der Bezirksamtmann auf, sich an seinen Stammtisch zu begeben. Ehe er die Stube verließ, beugte er sich noch zu der auf ihrem Stuhle sitzen gebliebenen Gattin nieder und gab ihr einen kräftigen Kuß, den sie mit willigen Lippen entgegennahm.

Was die winterliche Geselligkeit anging, so war es damit in Illenhausen gar nicht schlecht bestellt,

wenn man sich auch freilich stets in demselben engen Kreise bewegte. Zu wöchentlichen Kaffeekränzchen, die in den Privathäusern um die Reihe gingen, kam jeden Monat eine Reunion im großen Regenauerschen Saale. Hierzu gesellte sich das Stiftungsfest des Liederkranzes, ein Subskriptionsfastnachtsball, und das Ballfest des Kriegervereins war am Ende auch noch beizuzählen. Die größeren Veranstaltungen konnten sich nicht auf die Honoratioren beschränken, sondern umfaßten weitere Bürgerkreise. Der Liederkranz gab außerdem noch zwei Konzerte. Es kamen auch einmal Künstler aus München, um in Illenhausen zu konzertieren, ein reisendes Variétéunternehmen und eine Theatergesellschaft stellten sich auf längere Frist ein. Der an der Stadt vorüberziehende Fluß gab prächtige Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen für die Jugend, und die ‚gesetzteren' Herren betrieben eifrig den Sport des Eisschießens mit schweren, an Handgriffen über die glatte Fläche geschleuderten Holzscheiben. Endlich kamen auch noch einige Schlittenfahrten zustande. Bei den meisten dieser Vergnügungen hatte Bezirksamtmann Sensburg die Führung, der auch Ehrenpräsident des Liederkranzes und des Kriegervereins war. Obwohl er seinem Amte mit vollstem Eifer nachging und infolgedessen viel über Land fuhr, fand er noch immer Zeit, solche Feste in Beratungen vorzubereiten, und er ließ es sich nicht nehmen, selbst

Programme zu entwerfen, Anordnungen zu treffen und immer der leitende, treibende Geist, der ‚Stimmung machte', zu sein. Das ging nicht ohne ein gewisses herrisches Wesen ab, über das gelegentlich hinter seinem Rücken gemurrt wurde, aber er verstand sich nun einmal auf solche Dinge, und wenn man sich ihm fügte, konnte er bezaubernde Liebenswürdigkeit, strahlenden Humor zeigen. Es war doch sehr anzuerkennen, daß er als verheirateter Mann und leitender Beamter sich solcher Dinge annahm, die anderwärts von den jungen Leuten besorgt werden. Daher nahm man es als erträgliche Schwäche hin, daß er so eifersüchtig auf seine Maßnahmen war und recht unangenehm werden konnte, wenn einmal jemand einen anderen Vorschlag wagte. Jetzt rückte das Stiftungsfest des Liederkranzes heran. Aus einer der vorbereitenden Sitzungen war bekannt geworden, Sensburg habe den Antrag gestellt, Doktor Kettenbauer von der Liste der mit Ehrenkarten zu bedenkenden Personen zu streichen. Da herkömmlicherweise alle ‚besseren' Einwohner mit solchen Ehrenkarten bedacht wurden, so trug ein solches Verfahren einen höchst offensiven Charakter. Nun hatte sich der Doktor voriges Jahr allerdings betrunken, und vor zwei Jahren war es vor allen Leuten zwischen ihm und seiner Frau zu häßlichem Zank gekommen. Aber daß ihm deshalb die Ehrenkarte entzogen werden sollte, das veranlaßte denn doch ernstliches Kopf-

schütteln. Als Lindacker davon erfuhr, faßte er sofort den Entschluß, sich des Kollegen mit Entschiedenheit anzunehmen. Zunächst machte er den Versuch, durch die Vermittlung der Frau Bezirksamtmann die Angelegenheit diskret zu erledigen, als ob es sich um ein falsches Gerücht oder ein Mißverständnis gehandelt habe. Frau Sensburg antwortete ihm aber gelassen:

„Lieber Herr Doktor, ich finde Ihre Handlungsweise sehr schön, aber Sie müssen sich direkt an meinen Mann wenden. Mich da einzumischen, wäre ganz vergebens und würde mir nur Verdrießlichkeiten bereiten."

Als sich Lindacker dabei nicht gleich beruhigte, sondern die Meinung durchblicken ließ, sie bringe einer ernsten, die öffentliche Stellung eines Mannes gefährdenden Sache zu wenig Verständnis entgegen, antwortete sie:

„Auch auf die Gefahr hin, von Ihnen für ein recht beschränktes Geschöpf gehalten zu werden, muß ich auf meinem Standpunkt beharren. Eine Ehe bringt manches mit sich, was einer Klugheit bedarf, die nach außen wie Beschränktheit aussehen mag, und eine vernünftige Frau spielt nicht mit Feuer."

Der sonst so freundlich liebenswürdige Gesichtsausdruck der Frau Sensburg hatte einen tiefen Ernst angenommen, und der Blick wies eindringlich jede Fortsetzung des Gesprächs zurück.

Nun ging Lindacker unmittelbar zu seinem Korpsbruder.

Auf seine Frage: „Ist das wahr?“ antwortete der Bezirksamtmann: „Es war unstatthaft, die Sache in die Öffentlichkeit zu bringen, aber sie verhielt sich in der Tat so. Du kommst wohl, für deinen Kollegen und Assistenten ein gutes Wort einzulegen? Tut mir sehr leid, aber du wirst dich vergeblich bemüht haben. Gerade in diesem Falle kann ich keine Zugeständnisse machen.“

„Aber, es liegen doch keine derartigen Gründe vor, um einen Menschen, wie die Dinge nun einmal hier liegen, förmlich aus der Gesellschaft auszustoßen.“

„Nach Ansicht des Vorstandes des Liederkranzes liegen solche Gründe wohl vor. Es wird die ganze Bürgerschaft zugelassen. Wenn da Angehörige der besseren Stände in ihrem Benehmen ein schlechtes Beispiel geben, ist gar nicht abzusehen, was aus dem Feste schließlich würde.“

„Du lieber Gott, es handelt sich doch um keinen Hofball!“

„Lieber Lindacker, du bist noch nicht lange genug hier und meinst wohl noch, kleinstädtische Verhältnisse mit einer gewissen Nonchalance behandeln zu können. Damit kämen wir aber nicht weit. Wenn wir hier nicht streng auf uns selber halten, dann ist die Verwilderung schnell da.“

„Wenn die Herren bei ihrem Beschlusse beharren, bin ich gezwungen, die Sache aus kollegialischem Gesichtspunkte anzusehen und meinerseits eine Ehrenkarte zurückzuweisen."

In Sensburgs Gesicht stieg eine heiße Röte auf. Nach einer kleinen Pause sagte er:

„Das ist ja Unsinn! Du hast doch keinen Grund, dich mit diesem Menschen solidarisch zu erklären. Ich finde vielmehr, es müßte gerade in deinem Standesinteresse liegen, daß er kalt gestellt wird. Hättest dich überhaupt nicht mit ihm einlassen sollen. Doktor Rettlinger in Großplein und Eckbacher in Reingeldorf würden dir gewiß gern zur Verfügung stehen, wenn du Assistenz brauchst. Die beiden werden übrigens auch eingeladen. Der Bezirksarzt kommt jedenfalls. Du nähmst also eine sonderbar isolierte Stellung ein."

„Ich habe die Absicht, die Herren eventuell zu meinen Anschauungen zu überreden."

Der Bezirksamtmann wurde noch röter als vorher und mit schlecht verhaltener Erregung sagte er: „Lieber Korpsbruder, ich muß dir sagen, daß du da etwas unternimmst, was du dir noch reiflich überlegen solltest. Ich glaube nicht, daß du die Herren auf deine Seite bringst. Wie es aber auch kommen mag, ich müßte in deinem Vorgehen eine gegen mich persönlich gerichtete Spitze sehen."

„Eben deshalb spreche ich jetzt mit dir, damit

eine solche höchst peinliche Situation vermieden wird."

„Dieses versoffenen Kettenbauers wegen wolltest du dich mit mir entzwei'n?"

Lindacker zuckte die Achseln und sagte: „Ich finde es geradezu unmoralisch, einen Unglücklichen durch ein solches gesellschaftliches Sittengericht noch mehr in sein Verderben zu treiben."

„Du schwärmst, mein Lieber! Das sind ganz unhaltbare Ansichten. Wohin soll das führen, wenn wir unser gesellschaftliches Leben nach solchen Gesichtspunkten einrichten wollten."

„Du kommst mir also nicht entgegen?"

„Ich kann es nicht."

Als Lindacker unter achselzuckender Gebärde eine sehr ernste Miene machte und sich von seinem Sitz erhob, setzte der andere, selber aufstehend, noch hinzu:

„Du wirst hoffentlich noch einsehen, daß der Kollegialitätsbegriff hier falsch angewendet wäre und daß wir auf ihn jedenfalls nicht Rücksicht nehmen können."

Lindacker nahm die ihm dargereichte Hand sehr kühl entgegen und sagte:

„Es täte mir sehr leid, in einen Gegensatz zu dir zu geraten, aber ich glaube nicht, daß ich zu einer andern Ansicht komme."

Der Bezirksamtmann entgegnete:

„Ich möchte dich nur bitten, die Sache einst-

weilen vertraulich zu behandeln. — Es ist zwar schon eine Indiskretion begangen worden, aber es ist doch nicht nötig, daß vor der Zeit noch mehr geklatscht wird und sich andere Leute einmischen."

Lindacker ging noch einmal mit sich zu Rat, ob er sich wirklich nicht durch ein übel angebrachtes Mitleid hinreißen ließe und übte eine scharfe Kritik an Kettenbauer und seinen verrotteten Verhältnissen. Dann fiel ihm ein, daß ein so gestrenges Sittengericht gegen die Alkoholiker schon deshalb eine Heuchelei, ein Unsinn sei, weil man doch ganz besonders auch das sittliche Verhalten dieser oder jener jungen Dame hätte prüfen müssen. Zwar hütete man sich wohlweislich, irgend ein bestimmtes Wissen zu erkennen zu geben, aber in diesem oder jenem Falle herrschte denn doch eine stillschweigende Übereinkunft darüber, was man zu denken habe. Es hätte zu den tollsten Konsequenzen geführt, ging man hier mit solcher gesellschaftlichen Strenge vor, wie es gegen Kettenbauer geschah. Er hätte schon Sensburg gegenüber eine darauf zielende Andeutung gemacht, wäre ihm nicht Therese Regenauer in den Sinn gekommen. Noch war er zu keinem Schritt in der Sache gekommen, als er auf der Hauptstraße Linchen Kettenbauer traf. Er sprach das Mädchen freundlich an und geleitete es eine Strecke weit. Die Kleine war so herzhaft zutraulich und ließ deutlich die Freude darüber erkennen, mit ihm gehen zu

dürfen. Als er bei der Trennung ihr lächelnd ins Gesicht sah, da senkte sie allerliebst errötend das Köpfchen und guckte mit den graublauen Augen fast kokett zu ihm auf. Wie wurde die ohnehin unfreundliche Lage des armen Kindes, wenn es, in zwei Jahren zur Jungfrau ausgereift, in dem kleinen Nest als Tochter gesellschaftlich geächteter Eltern herumgehen mußte? Noch am selben Tage besprach er sich mit dem Bezirksarzt, der seine Teilnahme an einem gemeinsamen kollegialischen Schritt von dem Einverständnis der beiden ländlichen Kollegen abhängig machte. Diese sandten zunächst ausweichende Antworten, als ob sie gar nicht das Recht hätten, außerhalb wohnend, sich in die Angelegenheit zu mischen. Lindacker erkannte, daß sie sich nicht mit dem Bezirksamtmann veruneinigen wollten. Er hatte sich aber nach und nach so fest in den Gedanken einer Ehrenrettung Kettenbauers eingelebt, daß er sich persönlich zu ihnen begab und sie endlich zu überreden verstand. Sensburg war außer sich, als ihm der Bezirksarzt im Auftrag die Mitteilung machte, außer Lindacker würde er selber und die beiden praktischen Ärzte im Außenbezirke die Ehrenkarten zurückweisen, sofern Kettenbauer vom Liederkranz ausgeschlossen würde. Dagegen war nicht anzukommen, das Fernbleiben dieser vier Herren würde das peinlichste Aufsehen erregt haben und wenn er seinen Standpunkt auch trotzdem hätte auf-

recht erhalten wollen, hätte sich der Liederkranz gegen ihn aufgelehnt. Er nahm zwar eine kühle Diplomatenmiene an und meinte im Gespräch mit Lindacker nur:

„Einem solchen Verhalten der Herren Ärzte gegenüber sind wir freilich in einer Zwangslage, aber die Herren trifft jetzt auch die Verantwortung für etwaige Vorkommnisse."

Innerlich aber faßte er gegen Lindacker einen tiefen Groll, der sich am häuslichen Tisch Luft machte. Frau Sensburg lenkte üble Folgen für den häuslichen Frieden dadurch ab, daß sie sich, wenn auch in sanfterer Form, auf den Standpunkt des Gatten stellte. Sie tat dies aus einem doppelten Gefühle heraus. Was sie dann und wann in der Art des Gatten verstimmte, ging andere Leute nichts an. Das aber war nun einmal für sie selbstverständlich geworden, daß er der allgemein anerkannte Führer des gesellschaftlichen Lebens war, nicht bloß des Amtes wegen, sondern, weil ihm keiner an Gewandtheit gleich kam. Darauf war sie stolz. Sie sah ihn sehr gern in voller Aktion. Es war gerade für Lindacker unpassend, ihm in solcher Weise in den Weg zu treten. Dann gefiel ihr dessen Liebelei mit diesem Fräulein Regenauer ganz und gar nicht. Er hatte in ihren Augen viel dadurch verloren, und sie schloß, daß auch dieses lebhafte Eintreten für Doktor Kettenbauer auf einen Mangel an Haltung zurückzuführen sei. Die Sache kam mehrmals zwischen

den Eheleuten zur Sprache, und einmal nach dem Mittageſſen ſtellte ſich Frau Sensburg im Geſpräch hinter den ſitzenden Gatten, ſtreichelte ihm die Wangen und küßte ihm ſchließlich die Stirn, ſeinen Unmut zu beſchwichtigen. Er antwortete darauf mit derberen Zärtlichkeiten, wie ſie ſeine Art waren, und es entſtand eine verliebte Balgerei, bei der er ſie in ſein anſtoßendes Herrenzimmer und dort auf die Chaiſelongue drängte. Oft war ihr das Weinen nahe geweſen, wenn er ohne jede Rückſicht Wallungen des Augenblickes folgte oder über ein Zerwürfnis mit einem Lachen und plumpen Handgreiflichkeiten hinwegkommen wollte. Es lag ſoviel Mißachtung der Weiblichkeit darin. Und ein anderes Mal ging ſie mit willigen Sinnen auf dieſe Art ein. Hinterher ſchämte ſie ſich dann wieder, ſolcher Verrohung der Ehe ſich ſo bereitwillig unterworfen zu haben. So auch jetzt, als ſie in die Wohnſtube zurückkehrte, während der Gatte auf der Chaiſelongue zum Mittagſchläfchen liegen blieb. Jetzt kam ſie wieder ans Grübeln, wie wohl die richtige Ehe beſchaffen ſein müßte und warf ſich vor, zur rechten Zeit, im Anfange, nicht genug ihre Würde bewahrt zu haben. Ganz rein, mit den edelſten Gefühlen, war ſie in die Ehe getreten. Er hatte es ihr ſelber geſagt, daß ſie als Braut durch ihre deutliche Scheu gegen jede lebhaftere Zärtlichkeit ihn in Schranken gehalten habe. Sie erinnerte ſich noch recht wohl der aus höchſtem

Wohlbehagen und leisem Bangen gemischten Empfindung in der Nähe des schönen, heiteren Mannes, der ihr so wohl gefiel. Dann empfand man zwar manches peinlich, aber man wollte es nicht merken lassen. Unversehens hatte man sich selbst verloren in unedlen Gewöhnungen, die, besseren Empfindungen und Ahnungen gegenüberstehend, einen ständigen Zwiespalt in das Seelenleben brachten. Jetzt war es zu spät, etwas daran zu ändern. Der Gatte hätte sich dem nicht mehr gefügt, und es wäre nur ein richtiges Unglück entstanden. Sie hörte hie und da Vertraulichkeiten von anderen Frauen, die zeugten von gröberer Anschauungsweise. Sie mußte eben auch noch den letzten Rest von Zartgefühl sich abgewöhnen. Das war leichter getan als das andere und dann war die Sache gar nicht so schlimm, es handelte sich höchstens um ein gelegentliches Gefühl der Belästigung.

Der erwachte Bezirksamtmann trat wieder ein und mahnte sie, sich zum Spaziergang zuzurichten. Dabei lächelte er sie an. Sie lächelte auch und sagte, an ihm vorüberschreitend, halblaut:

„Wüster Mensch!"

Er schlug nach ihrem Rücken, und sie machte einen ausweichenden Sprung, die Kleider an sich raffend. —

Einen großen schwarzen Federhut auf dem Kopf, von einem kurzen, mit grauem Pelzwerk verbrämten

Jäckchen eng umschlossen, ging Frau Sensburg mit dem Gatten Arm in Arm die Hauptstraße entlang. Jeder Vorübergehende grüßte mit großer Höflichkeit. Hinter dem höher gelegenen Stadttor, an das auf beiden Seiten sich noch einige Reste der alten Wallmauer lehnten, trat man ins Freie und kam in die ‚Anlagen'. Gruppen von Strauchwerk und noch sehr jungen Bäumen, zwischen denen sich eine gerade Fahrstraße und einige Nebenwege hindurchzogen, waren hier seit noch nicht langer Zeit zugunsten künftiger Geschlechter angepflanzt. In Bogen durch diesen Zukunftspark auf die Chaussee, dann diese eine Weile verfolgend, bis man in eine Straße längs der Stadt abbog und schließlich bei einem Tor anlangte, das war der programmäßige Spaziergang, den die meisten Honoratiorenpaare, teilweise mit Kindern, jeden regenfreien Nachmittag zwischen zwei und drei Uhr zu absolvieren pflegten. Das Ehepaar Sensburg war denn auch nicht lange allein. Es bildete sich eine kleine Gruppe mit den vorausgehenden Damen und den ihnen auf dem Fuße folgenden Herren. Unter den Damen befand sich auch die junge und hübsche Frau Amtsrichter von Weißenhagen, eine geborene Baronin Reunstein. Sie war durch ihren Adel die vornehmste Dame des Städtchens. Man wußte, daß sie, seit zwei Jahren verheiratet, in überaus glücklicher Ehe lebte. Frau Sensburg fiel eine heftige Begierde an zu wissen,

ob dieſer Dame ihr ſtets höchſt eleganter Gatte wohl auch ſo begegne, wie ſie es ſich vom Manne gefallen ließ, und ſie hielt mit Genugtuung ein Bild feſt, in dem Frau von Weißenhagen dieſelbe Rolle zufiel, die ſie vor kurzer Friſt geſpielt hatte. Immer wieder ſtreifte ihr Blick die Dame von der Seite, bis dieſe arglos lächelnd fragte:

„Warum gucken Sie mich immer ſo an, Frau Bezirksamtmann?“

Frau Sensburg fühlte, daß ſie rot wurde. Sie ſagte etwas befangen: „Ihre Toilette iſt ſo ſchick.“

„Die iſt aber doch gar nicht neu,“ lautete die Antwort.

Es kam nun ein Toilettengeſpräch in Gang, und man erörterte die Frage, wie die verſchiedenen Männer ſich dazu ſtellten. Die Frau Bürgermeiſter, die ſich gern auf die zwanglos Nüchterne hinausſpielte, ſagte:

„Mein Mann kümmert ſich gar nicht um das, was ich anhabe. Dem bin ich am liebſten im Hemd, und ſo denken wohl alle Männer.“

Frau von Weißenhagen ſah Frau Sensburg an, die deutliche Frage in der Miene, was ſie von ſolcher Redeweiſe denke. Dieſe aber empfand bittere Scham darüber, daß ſie die Empfindlichkeit der Dame nicht teilen durfte, ſondern ſich ſagen mußte, die Art der Bürgermeiſterin ſtehe ihr näher. Erſt zu Hauſe, als ſie mit den Kindern am Kaffeetiſch

saß, verging dieses peinigende Gefühl und an seine Stelle trat eine seelische Befreiung beglückendster Art. Wie schön waren doch diese Kleinen und wie entzückend ihr Gebaren! Sie gab sich der Wollust der Mutterzärtlichkeit mit inniger Freude hin, dieser Luft, die so rein und doch so voll des Menschlichen war! Mit gehobener Seele setzte sie sich an das Klavier und gelangte in neue Bereiche des Reinen, Edlen. Zwei Stunden verweilte sie dort ganz entrückt, und als sie sich erhob, war alles vergessen, was sie gequält hatte. Erst des Abends, als der Gatte sie verlassen hatte, tauchte die Erinnerung wieder auf. Sie holte ihr Tagebuch, in das sie nur schrieb, wenn es ihr darum zu tun war, sich über eine Gedankenkette selber klar zu werden durch den ordnenden Zwang des schriftlichen Ausdruckes. Mit rückhaltloser Offenheit entblößte sie sich in diesem Geheimbuche vor sich selbst, jede Falte der Seele, jede leise Regung der Sinne prüfend und richtend. Gar vieles stand schon darin über den Zwiespalt des Lebens, und immer hatte sie neues zu beichten.

Viertes Kapitel.

Wie die ersten Nachrichten in der Kettenbauerschen Angelegenheit, so wurde auch ihr weiterer Verlauf in der ganzen Stadt bekannt. Man gönnte dem Bezirksamtmann diesen Dämpfer seiner Machtgelüste, ohne sich für die Familie Kettenbauers besonders zu erwärmen. Kettenbauer selbst sagte zu Lindacker:

„Ich muß Ihnen ja danken für Ihre kollegialische Gesinnung, aber ich hätte mich nicht aufgehängt wegen der Dummheit. Jetzt muß ich wieder mit meiner Alten dorthin gehen, und das ist mir gar kein sonderliches Vergnügen. Aber ich weiß, wie Sie es gemeint haben, und den Bezirksamtmann hat's geärgert. Das ist mir eigentlich der Hauptspaß an der Geschichte."

Lindacker war von dieser Wendung nicht sonderlich überrascht. Er sah darin neben zweifellosem Zynismus doch auch ein gutes Stück Komödienspiel. In den Augen Kettenbauers war, während er so sprach, sogar etwas wie Rührung zu lesen. Als er dann auf der Straße mit Herrn von Colonne zusammentraf,

spendete ihm dieser in seiner etwas pastoralen Weise das lebhafteste Lob über seine menschliche Handlungsweise. Einige Tage darauf kam er wieder einmal in das Colonnesche Haus. Wieder traf er Lina Kettenbauer dort. Sie sagte diesmal nichts, aber ihre Blicke wichen fast nicht von ihm; wenn er das Wort im Gespräch an sie richtete, strahlten die Augen, und unter glücklichem Lächeln errötete sie. Dabei sprach sie mit einfacher, sanfter Bestimmtheit und es kam zuweilen etwas Gereiftes über sie, ein früher jungfräulicher Reiz. Fräulein von Colonne beobachtete sie immer mit mütterlich ermunterndem Wohlgefallen, und Lina wiederum sah auf diese mit kindlichem Frageblick, ob sie ihre Sache recht gemacht habe. Dem greisen Forstmeister bot sie einige kleine Handreichungen, und er streichelte ihr zum Dank das Haar. Das Bild gefiel Lindacker. Er vermißte nur ein gelegentliches fröhliches Lachen des Mädchens, wie es seinem Backfischalter entsprach, und legte es mit einigen Scherzreden darauf an, aber er erzielte damit höchstens ein halb unterdrücktes Kichern. Liebe fand das Kind hier, doch nicht allzuviel Lebensluft. Diese blitzte aber immer wieder aus den Falkenaugen des Fräuleins von Colonne auf, das auf seine Scherze gerne einging. Dieser Umstand half ihm schließlich, und er brachte es in der Tat dazu, daß die beiden weiblichen Wesen in ein wirkliches, lautes Gelächter ausbrachen. Der alte Herr sah

nicht gerade unwillig, aber sehr verwundert auf, und Fräulein von Colonne wurde ganz rot. Es entstand eine peinliche Pause, als wäre mindestens etwas sehr Ungeschicktes, wenn nicht gar Unpassendes geschehen. Herr von Colonne begann mit Lindacker ein ernstes Gespräch. Als dann Linchen bei anbrechender Dunkelheit sich zu gehen anschickte, bot sich Lindacker zur Begleitung an. Herr von Colonne sagte jedoch:

„Herr Doktor, ich hoffe, Sie leisten uns noch Gesellschaft; das Kind kann jetzt noch gut alleine nach Hause gehen."

Das hatte einen so bestimmten Klang, daß ein Widerspruch ausgeschlossen war.

Als nun Linchen gegangen war, brachte der Forstmeister wieder das Gespräch auf die Angelegenheit der Ehrenkarte. Da sagte das Fräulein plötzlich mit größter Schärfe:

„Solche gesellschaftliche Richtersprüche sind das Verdammenswerteste, das es gibt. Sie stiften namenloses Unheil. Nach welchem Gesetz wird geurteilt; wer legt das Gesetz aus? Man sagt, die Gesellschaft will sich rein halten. Abgesehen von so vieler Heuchelei, die da mitläuft, hat niemand ohne weiteres das Recht, Urteile zu fällen, die zugleich einen Eingriff in ein ganzes fremdes Menschenleben bedeuten."

Lindacker gab in seiner Miene zu erkennen, daß

dieſe Anſchauung ihm doch etwas zu weit gehe. Da fuhr das Fräulein eifrig fort:

„Was iſt denn das, was man ſo ‚Geſellſchaft‘ nennt? Ein Kreis von Menſchen, der ſich zufällig zu den untergeordnetſten Zeitvertreiben zuſammenfindet und daraus das Recht ableitet, über ſeine Mitglieder zu Gericht zu ſitzen und die härteſten Urteile zu fällen, nicht ſo ſehr aus ſittlicher Entrüſtung als aus allen möglichen anderen Motiven, ein gehäſſiges, ſcheinheiliges, heimtückiſches Ungetüm, das von Kleinlichkeit und nicht von Vornehmheit des Denkens lebt. Ein ſittliches Urteil ſetzt aber vornehme Geſinnung voraus.“

Als ſie ganz erregt innehielt, nahm der Forſtmeiſter das Wort und ſagte mit gelaſſener Würde:

„Man ſoll das Böſe mit aller Kraft verhüten, iſt's aber doch geſchehen, mit Milde beurteilen, und die Rettung des Gefallenen ſollte das Ziel ſeiner Umgebung ſein, nicht ſeine Vernichtung durch harte Urteile. Die Regel aber iſt, daß ſich im geſellſchaftlichen Leben zunächſt wenig ſittlicher Ernſt zeigt, daß man aber doch über den Sünder, den man findet, die Hände ringt.“

„Halten Sie Doktor Kettenbauer noch für beſſerungsfähig?“ fragte jetzt Fräulein von Colonne Lindacker, und ihr Blick ließ erkennen, daß ſie zugleich an etwas ganz anderes, Fernliegendes dachte.

Lindacker meinte, es wäre dies nicht unmöglich,

wenn er immer unter günstigen Eindrücken stünde, die seine Selbstachtung höben. Er sei zwar arg demoralisiert, aber noch nicht auf der tiefsten Stufe angelangt. Das beste Heilmittel für ihn wäre eine Ehescheidung.

„Ich habe auch schon daran gedacht," bemerkte das Fräulein darauf, „aber hier auf dem Lande ist eine Ehescheidung etwas so Außerordentliches, erregt so peinliches Aufsehen, daß er vielleicht noch mehr Schaden dabei nehmen würde. Ich bin wenigstens froh, daß Sie ihn nicht aufgeben. Setzen Sie Ihr gutes Werk fort und stehen Sie ihm zur Seite."

Mit bittendem Blicke streckte sie Lindacker die Hand entgegen, die dieser innig drückte. Beim Abschied zeigte auch der Forstmeister eine vermehrte Wärme, als er bei seinem Händedruck sagte:

„Lassen Sie sich häufiger sehen, junger Freund," und ihm dabei mit leisem Lächeln zunickte. —

Das Fest des Liederkranzes nahm einen vorzüglichen Verlauf. Lindacker hatte mit dem Bezirksamtmann und seiner Gattin nur einige flüchtige Begrüßungsworte gewechselt und saß dann immer ganz abseits mit Herrn und Fräulein von Colonne und dem Ehepaar Kettenbauer. Die kleine Gruppe erregte nach dem Vorgefallenen einigermaßen die Aufmerksamkeit. Kettenbauer verhielt sich während der Pausen des Konzertes sehr still, indessen seine Frau lebhaft auf das Fräulein von Colonne ein-

ſprach. Sie war noch eine hübſche Frau, wenn auch in der hageren Geſtalt und den markierten Zügen eine gewiſſe Schärfe lag, die durch eine ſchrille Stimme und heftige Bewegungen während des Sprechens noch mehr betont erſchien. Sie ſprach in breiteſtem Dialekt über ihre Kinder und namentlich über Linchen, wozu das Fräulein die Anregung gegeben hatte. Was ſie ſagte, war ſehr unbedeutend, und zuweilen glitt ein Ausdruck minderer Art in ihre Rede hinein. Auf eine Bemerkung Lindackers über einen vorgetragenen Männerchor, antwortete Kettenbauer:

„Das muß ich Ihnen ſchon ſagen, Herr Kollege, wenn Sie von mir eine Meinung über Geſangsleiſtungen hören wollen, dann können Sie gerade ſo gut mit einem Viehdoktor über das Nervenleiden einer Prinzeſſin Konſultation halten.“

Lindacker erwiderte heiter:

„Machen Sie ſich nicht ſchlechter als Sie ſind, Kollege. Ich verſtehe auch nichts von Muſik, aber ich empfinde doch etwas dabei.“

Da fiel Frau Kettenbauer ein:

„Er iſt ſchon ſo! Ob's Bier gut iſt oder nicht, das ſchmeckt er gleich, aber mit was anderem dürfen Sie ihm nicht kommen.“

Es war ſcherzhaft gemeint, Kettenbauer verfärbte ſich, machte böſe Augen und nahm einen Rockknopf zwiſchen die unruhigen Finger. Dann ſagte er mit mühſam geſpieltem Humor:

„Deine Stimme zu hören ist freilich kein musikalischer Genuß, sondern schon mehr Körperverletzung, und diesem Konzert zieh' ich allerdings ein halbwegs giftfreies Bauernbier vor."

Jetzt bekam das Gesicht der Frau Kettenbauer eine flammende Röte, und ihr Mund verzerrte sich. Lindacker wendete sich unter lebhaftem Lachen an sie mit den Worten:

„Allzu galant ist er gerade nicht, aber das würde auch gar nicht zu ihm passen. Ich werde wohl auch einmal so werden. Das lernt sich in der Bauernpraxis."

Und nun scherzte er über seine Erfahrungen im Umgang mit dem Landvolk. Die Situation war gerettet, denn Frau Kettenbauer fing zu lachen an und kam sogar in ein luftiges Gespräch mit ihm, das der Wiederbeginn des Konzertes abschnitt.

Als das offizielle Programm zu Ende war, wurde feierlich verkündet, Herr Bezirksamtmann Sensburg werde die große Güte haben, etwas vorzutragen. Von stürmischem Händeklatschen begrüßt, sang er erst ein Lied, und nach dröhnendem Beifall gab er noch zwei Zugaben. Seine Gattin begleitete ihn am Klavier. Als er sich von unausgesetztem Klatschen und Bravorufen begleitet an seinen Ehrenplatz zurückbegeben hatte, drängten Männlein und Weiblein der Honoratioren heran, ihn zu beglückwünschen. Er nahm die Huldigungen mit der

lächelnden Liebenswürdigkeit eines gefeierten Berufssängers entgegen. Der Vorsitzende des Liederkranzes brachte mit kurzer Ansprache ein ‚Hoch‘ auf ihn aus. Man rückte dann die Tische näher zusammen, um ausreichend freien Platz für den nunmehr beginnenden Tanz zu gewinnen, den der Herr Bürgermeister mit der Frau Bezirksamtmann und der Vereinsvorsitzende mit der Frau Bürgermeister eröffneten. Als Lindacker Frau Sensburg um einen Tanz gebeten hatte, kam er mit dem Bezirksamtmann ins Gespräch, der bei dieser Gelegenheit sagte:

„Du sonderst dich heute so ab! Du wirst doch nicht wegen des Zwischenfalls ins andere Lager übergehen wollen?“

Lindacker erwiderte mit lässigem Lächeln:

„Ins andere Lager? Wie das klingt! Ich kümmere mich nicht im geringsten um diese örtlichen Zänkereien.“

Der Bezirksamtmann erwiderte etwas lebhaft:

„Wo Menschen beisammen sind, stellen sich auch Gegensätze heraus, und namentlich wenn man an einem kleinen Orte lebt, haben sie eine ernstere Bedeutung als bloße Zänkereien. Man kann sich nicht immer einfach darüber hinwegsetzen.“

„Ich schon!“ erwiderte Lindacker mit heiterem Nachdruck.

Die Colonne hatten nach dem Konzert den Saal verlassen. Lindacker fühlte sich verpflichtet,

auf den Kollegen Kettenbauer zu achten, der, da seine Frau sehr viel tanzte, nun ganz ohne Aufsicht war. Er ließ daher eine oder die andere Tour ungenutzt und blieb bei ihm sitzen. Dies nahm Therese Regenauer zum Anlaß von Vorwürfen. Sie wollte nicht um des ‚versoffenen' Doktors willen zurückgesetzt werden. Lindacker verbat sich sehr entschieden solche Redeweise, und es kam zu einem ernsten Zerwürfnis. Lindacker hörte aus den Worten des Mädchens eine länger bestehende Verstimmung heraus, deren Spuren ihm schon seit einiger Zeit nicht entgangen waren. Bei den winterlichen Geselligkeiten machte sich die Halbheit ihrer gesellschaftlichen Stellung viel deutlicher geltend, als im Sommer. An den sommerlichen Ausflügen ließ man sie teilnehmen. Die jungen Stammgäste des Gasthofes nahmen sie eben mit, und man wendete nichts dagegen ein. Im Freien herrschte nun einmal ein zwangloser Ton. Bei den winterlichen Veranstaltungen in den Privathäusern umging man sie meist, und die monatlichen Reunionen im elterlichen Gasthofe wiesen sie von selbst in die Stellung der Wirtstochter, die nicht bloß zum Vergnügen anwesend war, sondern auch nach dem Rechten in der Bedienung der Gäste zu sehen hatte. Das wurmte das in der Gaststube von Courmachern verwöhnte Mädchen, und ihr verletztes Selbstgefühl wurde auch gegen den Liebhaber mißtrauisch, als ob dieser, namentlich bei den Reunionen,

ſie zu ſehr ſeitwärts liegen laſſe. Lindacker mußte im ſtillen eine gewiſſe Berechtigung ſolcher Andeutungen zugeſtehen, und er tat dies auch ſoweit, daß er den Einwand machte, es ſei doch nicht ziemlich, die heimlichen Beziehungen ſo öffentlich preiszugeben.

„Mein Geſchmack iſt das wenigſtens nicht,“ ſchloß er dabei.

Thereſe ſah die Dinge aber in anderer Beleuchtung. Sie wollte nicht bloß gut genug zu Heimlichkeiten ſein. Dazu mochte der Herr Doktor anderwärts auf die Suche gehen. Sie war nichts Geringeres als die Beamtentöchter, und wenn er aus ihrem verſchwiegenen Entgegenkommen falſche Schlüſſe ziehe, dann werde der Herr, der ihre Gefühle ſo mißverſtehe, in Zukunft nicht mehr den Weg in ihr Stübchen offen finden. Da der unfreundliche Charakter ihrer Zwieſprache anfing bemerkt zu werden, brach Lindacker in ſehr ſchroffer Weiſe ab.

In den nächſten Tagen verſchärfte ſich das Zerwürfnis noch, denn die holde Sünderin mit dem ſchmachtenden Augenaufſchlage zeigte auf einmal ſehr ſtarke Anlagen zu einer zungenfertigen böſen Sieben, und die Art, wie ſie ihre Klagen vorbrachte, offenbarte deutlich, daß der großſtädtiſche Schliff, den ſie zur Schau zu ſtellen pflegte, nur ein ſehr dünner Firnis war. Lindacker ſetzte ihr ſchließlich ſehr klar und bündig auseinander, daß er nicht der Mann

sei, der sich von einem Liebchen tyrannisieren lasse, und als sie es nun wieder mit der sentimentalen Tonart versuchte und die treulos Verlassene spielte, sprach er sich über die Natur ihres Verhältnisses dahin aus, daß er nicht die geringste Veranlassung habe, sich in die Rolle eines Verführers drängen zu lassen. Noch nie hatte er mit einem Mädchen in solcher Art gebrochen, daß er ihm ins Gesicht sagte, es habe selber nichts anderes gesucht als die Befriedigung der Sinne, und er habe nicht Luft, derartige Dinge ernster zu nehmen, als ihnen zukomme. Er fühlte aber, daß die Stunde der Notwendigkeit gekommen war. Das Gebaren des Mädchens forderte mit zwingender Deutlichkeit den Vergleich mit Frau Kettenbauer heraus. Zunächst war für ihn, der nicht plötzlich seinen Verkehr im Regenauerschen Gasthof abbrechen konnte, eine ziemlich peinliche Situation geschaffen. Das vermehrte noch die Verstimmung, die sich seiner über seine ganze Lage bemächtigte. Eine an Beschwerden reiche Praxis und dabei keine Gelegenheit zu geistigem Austausch mit Berufsgenossen, dieser kleinliche Kram der geselligen Verhältnisse, wie er sich jetzt sehr belästigend in der äußerlich ganz verbindlichen, aber doch höchst kühl bleibenden Stellung zu Sensburg offenbarte, die deutlich herantretende Zweifelfrage, ob man noch lange sich in solche Liebeleien verzetteln oder auf die Suche nach einer Frau begeben solle, das eröffnete

einen Zukunftsausblick von geradezu beängstigender Art. So stark waren die zeitweiligen Gemütsdepressionen, daß sie seiner Umgebung auffielen. Er machte kein Hehl daraus, daß er Illenhausen satt habe. Da wurde ihm gesagt, das sei eine Krise, die überstanden werden müsse. Gar manchem sei es gerade so ergangen. Das ändere sich schon mit der Jahreszeit. Langsam verbreitete sich das Gerücht, Doktor Lindacker habe die Absicht, wegzuziehen, und zugleich wurde damit Bezirksamtmann Sensburg in Verbindung gebracht. Diesem kam ein solches Gerede sehr ungelegen, denn Lindacker war nun einmal im Bezirke sehr beliebt geworden, und so war es geeignet, seiner eigenen Popularität, auf die er sehr viel hielt, Abbruch zu tun.

Da machte ihm seine Frau eines Tages die Mitteilung, daß sie sich guter Hoffnung fühle.

Sensburg erblickte alsbald hierin eine günstige Gelegenheit kund zu tun, daß zwischen ihm und Lindacker die besten Beziehungen beständen. Er sollte um ärztlichen Rat gefragt werden. Dessen weigerte sich Frau Sensburg aber sehr entschieden, weil sie zunächst überhaupt kein Bedürfnis solchen Rates empfinde und außerdem keinesfalls sich der Behandlung des jungen, unverheirateten Arztes unterziehen, sondern, wie sonst, gegebenenfalls den alten Bezirksarzt rufen würde. Es kam darüber zu einer sehr unfreundlichen Auseinandersetzung zwischen den Ehe-

gatten. Der Bezirksamtmann holte aber für seine Zwecke doch so viel heraus, daß er in einer Unterredung mit Lindacker sich entschuldigen konnte, daß er gegen seine Absicht auf dessen ärztlichen Rat verzichten müsse und ihn aufforderte, doch sein Haus wieder häufiger zu besuchen, als es in letzter Zeit der Fall gewesen sei. Er machte gar kein Hehl daraus, daß ihm sehr daran gelegen sei, törichte Gerüchte über Mißhelligkeiten zwischen ihnen aus der Welt zu schaffen und gab ihm dann den Rat, sich baldigst um eine Frau umzusehen.

„Natürlich," sagte er, „keine von der hiesigen abgegriffenen Ware, eine Münchnerin von guter Familie. Aber auch da keine zu großen Illusionen mitspielen lassen! Die Ehe ist in der Hauptsache nur eine Lebensordnung, sagen wir eine Bequemlichkeit des Lebens, und daß sie das ist, darauf muß man sehen. Zu Schwärmereien hat man später keine Zeit mehr. Die sind mit den Flitterwochen abgetan, und die Gewohnheit vereinfacht das Verfahren. Die Frau hat aber eine wesentliche Bedeutung für die gesellschaftliche Stellung, sie macht sie dir gewissermaßen erst, weil sie dich auf den festen Boden eines eigenen Hauswesens stellt. Ein Junggeselle steht sozusagen immer auf der Straße, ist jedermanns Gast und nie sein eigener Herr. Das wird man erst in der Ehe, vorausgesetzt, daß man nicht der Narr ist, sich unter den Pantoffel bringen zu lassen."

Bei einer Reunion kam Fräulein Gundler mit Lindacker auf das Gerücht von seinem Weggange zu reden. In kameradschaftlichem Ton drückte sie ihr Bedauern über diese ‚Kateridee' aus. Er könne es ja nirgend besser haben als in Illenhausen, nur dürfe er es nicht machen wie ein junger Student und sich in ein paar Schmachtaugen unsinnig ‚verkeilen'. Sie ließ sich nicht davon abbringen, daß in der Liebschaft mit Therese Regenauer des Pudels Kern zu suchen sei. Ihre burschikose Art brachte ihn zu vertraulichen Gegenäußerungen, sie schalt ihn gutmütig aus, neckte ihn und meinte schließlich, er brauche einen anspruchslosen Kameraden, eine gemütliche Freundin, bei der er nicht den Aufregungen eines allzu ernsthaften Liebeshandels ausgesetzt sei. Solche Aufregungen hätten im Anfang einen gewissen Reiz, endeten aber immer mit Bitterkeit, und da kämen dann die Fluchtgedanken, die man vor sich selber mit allen möglichen Gründen rechtfertige.

„Entweder geht man gleich aufs Heiraten los, oder man nimmt so etwas nicht zu ernsthaft. Das ist mein Grundsatz. Ich schmachte nicht, ich kokettiere nicht, ich mach' es frischweg deutlich, wenn mir ein Mann gefällt. Das hast du an dir selber gesehen. Das ist nicht fein, meinetwegen. Später war dir meine Art wohl auch nicht fein genug. Ich weiß nicht, wie es andere machen oder, was gerade diese Therese für Finessen hat. Ich bin dir gut geblieben,

obwohl du mich so schnell beiseite geschoben hast, und den Schlüssel habe ich noch nicht zurückbekommen."

Sie sah ihn nach diesen Worten lächelnd, mit dreisten Augen an. Dann fuhr sie fort: „Ich bin dir auch nicht böse, wenn du den Wink nicht verstehen willst. Weißt du, so ein bißchen weh hat es wohl getan, als du mich laufen ließest. Das hast du wohl merken können, und es wär' mir schon recht, wenn du wieder kämst. Lästig werde ich dir nie, und so ganz ohne sind wir doch auch nicht. Was?"

Lindacker drückte ihr heimlich die Hand und sagte:

„Bist ein originelles Mädel und meinst es gut mit mir in deiner Art. Aber, schau, gerade das gefällt mir nicht mehr, daß man als eine Hauptbeschäftigung solche Diebesgewohnheiten betreiben und sich bei den Töchtern anständiger Leute einschleichen soll."

Fräulein Gundler wurde rot und sah ihn scheu fragend an.

„Wenn du's so nimmst!" murmelte sie leise. „Man ist halt jung, und andere machen es gerade so."

Lindacker zuckte nur stumm die Achseln. Es fügte sich, daß er beim Nachhausegehen in Anschluß an die Notarsfamilie geriet, der er bis zu ihrem Hause das Geleit gab. Die Tochter fand beim Abschiednehmen noch Gelegenheit, zu flüstern:

„'s bleibt doch bei dem, was ich gesagt habe."

Lindacker war fest entschlossen, sich nie mehr auf dieses leichtfertige Treiben der Illenhauser Jugend einzulassen und blieb standhaft, obwohl er bei den häufigen Begegnungen in den Augen der Notarstochter immer wieder eine aufmunternde Frage lesen konnte.

Er verkehrte wieder sehr viel bei Sensburg, und auch im Colonneschen Hause ließ er sich nicht selten sehen. Dort traf er auch zweimal Frau Sensburg und beobachtete die schöne Ritterlichkeit, mit der der greise Forstmeister ihr entgegenkam. Als dann einmal gelegentlich von der Abwesenden und ihren Hoffnungen die Rede war, äußerte sich der alte Herr in seinem gewohnten Ton:

„Eine schwangere Frau ist ein Heiligtum, vor der man den Hut ziehen muß. Frauen überhaupt sind etwas Heiliges."

‚Warum ist er eigentlich Junggeselle geblieben?' dachte sich Lindacker, und der Greis schien ihm die Frage vom Gesichte abzulesen, denn er sagte alsbald:

„Ich habe immer so gedacht, vielleicht eben, weil ich Junggeselle war. Die Ehemänner stumpft nur zu oft die Gewohnheit ab."

Lindacker bemerkte jetzt:

„Auch wir Ärzte, denen man sonst nicht allzuviel Gefühl den natürlichen Erscheinungen des Menschenlebens gegenüber zutraut, empfinden oft

genug ſo etwas wie Ehrfurcht vor dem der Natur dienenden Weibe."

„Das iſt ſchön, Doktor, daß Sie das ſagen," rief jetzt der Alte lebhaft.

Fräulein von Colonne warf ein:

„Ich habe immer vermutet, daß der Herr Doktor ein Gemütsmenſch iſt. Das ſieht man an den Augen."

Dabei ſah ſie ihn lächelnd an. Es war faſt kokett zu nennen.

Lindacker entgegnete:

„Das weiß ich ſelber noch nicht. Ich habe noch recht wenig Gelegenheit gehabt, mich auf die Probe zu ſtellen, wie weit es bei mir mit dem ſogenannten Gemüte reicht."

„Noch gar kein Erlebnis?" fragte Fräulein von Colonne mit heiterer Miene.

„Was ich ſo nennen möchte, nicht."

„Ach, dann kommt es noch und um ſo ſtärker," rief das Fräulein und hob ſcherzhaft warnend den Finger. Es war offenbar, daß von Liebesdingen zu ſprechen ihr Behagen machte.

Bei Sensburg wurde ihm beſtätigt, was er ſchon am Stammtiſch gehört hatte, und was auf einer Reunion zuerſt in die Erſcheinung getreten war. Es hatten leiſe Beziehungen ſich angeſponnen zwiſchen einem Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft und Fräulein Gundler. Der Mann, der in der Reunion auf einmal aufgetaucht war, in der er ſich ſonſt nie hatte

sehen lassen, war seit zwei Jahren Witwer, sehr wohlhabend, ein stattlicher Vierziger, freilich auch mit vier Kindern versehen.

Eines Tages wurden von Herrn Notar und Frau Gemahlin feierliche Einladungen zum Abendessen erlassen. Was jedermann ahnte, wurde Lindacker bei einer Begegnung mit Fräulein Gundler ausdrücklich bestätigt. Es sollte an diesem Abend ihre Verlobung mit Herrn Billsteiner vom Agnetenhof verkündet werden. Als Lindacker sie fragte, ob sie den Mann liebe und sich des Ereignisses freue, meinte sie:

„Er ist ein sehr guter Mensch und will mich durchaus heiraten. Warum sollte ich da ‚Nein' sagen? Zeit ist's für mich doch auch, daß ich unter die Haube komme."

Als Lindacker sie lächelnd ansah, fuhr sie fort:

„Ich werde eine brave Frau werden. Mit den Abenteuern hat es jetzt ein Ende. Glaubst du mir das nicht?"

Lindacker entgegnete:

„Was soll ich da glauben oder nicht glauben? Du hast also wenigstens gute Absichten, und es ist sehr oft der Fall gewesen, daß aus Mädchen, die es nicht so streng nahmen, die solidesten Frauen geworden sind. Ich hätte übrigens in keinem Falle das Recht, mich einzumischen."

„Ich will aber, daß du keine falsche Meinung von mir bekommst," sagte Fräulein Gundler, und

nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Du willst zwar gar nichts mehr von mir wissen, aber ich hab' dich nun einmal gern und möchte Abschied von dir nehmen."

Sie gingen in einer ganz menschenleeren Gasse, und das Mädchen konnte sich dicht an Lindacker schmiegen und ihm mit einem heiß vertraulichen Blick in die Augen sehen.

„Ich bin ja noch nicht verlobt," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „und Papa ist diese Tage wieder auswärts. Komm! Einmal noch!"

Ihr Gesicht nahm den Ausdruck ängstlicher Erwartung an. Er fügte ihr die tiefste Beschämung zu, wenn er sie abwies. So sagte er denn leise:

„Ich werde kommen."

Nur ein Ton wie ein starkes Aufatmen kam aus ihrem Munde. Schweigend gingen sie dann noch eine kurze Strecke zusammen und nahmen, in eine belebte Straße gelangt, förmlich voneinander Abschied.

Lindacker war, als er Fräulein Gundler getroffen hatte, auf dem Wege zum Kollegen Kettenbauer gewesen. Er setzte seinen Gang fort. Vor der Haustür angelangt, hörte er den Lärm eines heftigen Zankes, und er mußte zweimal heftig schellen, ehe ihm die Magd vorsichtig öffnete.

„Sie sind's, Herr Doktor?" sagte sie leise. „Mein Gott, Sie treffen's gerade richtig."

Hinter einer der nächsten Türen hörte man die kreischende Stimme der Doktorin schelten:

„So 'n dreckiger Lump, so 'n versoffener Saukerl will mir was einreden? Das Lausmädel verhau' ich noch mit zwanzig Jahren, wenn's mir paßt, verstanden! Und wenn du wieder einmal besoffen bist wie ein Schwein, kriegst du auch deinen Buckel voll."

„Raus!" brüllte der Doktor, und aus der geöffneten Tür flog die Frau wutschnaubend auf den Hausflur.

Lindacker gewahrend, fing sie zu schluchzen und über ihr beklagenswertes Los zu jammern an und gebärdete sich dabei wie eine Verzweifelte. Kettenbauer erschien unter seiner Zimmertür und rief:

„Hörst du jetzt gleich auf mit deinem Geheul! Lassen Sie sich nichts vormachen, Herr Kollege, und kommen Sie herein. Das Luder spielt Ihnen nur eine Komödie vor."

Hinter Kettenbauer stand Linchen, bemüht, den Vater in die Stube zurückzuziehen.

„So 'n Schuft, so 'n gemeiner Schuft," schrie die Doktorin noch weiter, sich langsam zurückziehend.

Kettenbauer stand vor Lindacker mit wirrem Haar, erhitztem Gesicht; Speichel lag auf den Lippen, und er atmete hastig.

Linchen hatte ein ganz rotgeweintes Gesicht und lief hastig an Lindacker vorbei zum Zimmer hinaus.

„Ein kleines Stück meines Familienlebens, sogenanntes Idyll!“ sagte Kettenbauer mit grimmigem Hohn. „Hübsch, was?“

Lindacker versetzte:

„Beruhigen Sie sich zunächst, Herr Kollege! Es tut mir sehr leid, so ungelegen zu kommen.“

„Ungelegen?“ entgegnete Kettenbauer. „Das Aas haben Sie vor einer Tracht Prügel gerettet. Insofern ist's vielleicht ungelegen, denn sie kann nicht genug davon bekommen. Aber in den nächsten Tagen wird sich schon wieder ein Anlaß finden.“

„Darf man vielleicht wissen, was denn die Ursache eines so heftigen Zusammenstoßes war?“

„Das ist nichts so Außerordentliches. In dem Tempo bewegen sich immer unsere kleinen Meinungsverschiedenheiten. Die Ursache? Vor der Magd hat sie von mir als von einem ‚Saukerl‘ gesprochen, weil ich das Ding gescholten habe, daß mein Arbeitszimmer so spät in Ordnung gemacht wird. 's Linerl steht dabei und meint, so sollte sie von mir nicht zur Dienstmagd sprechen. Sie schimpft, 's Linerl gibt Widerrede, und da will sie dem vierzehnjährigen Mädel, noch dazu vor der Magd, wie einem kleinen Kinde das Hinterteil verprügeln. Das Linchen sträubt sich, entwischt ihr und kommt zu mir um Hilfe, denn um keinen Preis wollte sie sich eine solche Erniedrigung gefallen lassen. Da hab' ich denn eingegriffen, und das paßte dem Satan nicht.“

Lindacker sah schweigend zur Erde. Erst auf Kettenbauers schroff hervorgestoßene Frage: „Hab' ich nicht recht gehabt?“ sagte er:

„Man wird in diesem Falle Ihre Frau kaum in Schutz nehmen können.“

„Na also. Draußen bei den Leuten aber heißt es, der Lump, der Doktor, behandle seine Frau schlecht. Bis heute abend hat sie nämlich schon in der ganzen Nachbarschaft eine Geschichte erzählt, in der ich als der Unhold fungiere, der seinen gestrigen Rausch noch nicht ausgeschlafen hatte. Dabei war ich gestern zufällig gar nicht besoffen. 's hätte ja sein können.“

Lindacker war froh, als er nach Erledigung der kleinen Angelegenheit, die ihn hergeführt hatte, das Haus wieder verlassen konnte. Der Mann mochte ja beklagenswert sein, aber er brachte kein richtiges Mitleid mit ihm auf. Diese Verwilderung des Lebens, wie er sie eben gesehen hatte, schien ihm zu würdelos für einen Mann, der seinesgleichen war. Ein solcher durfte sich nie und nimmer in eine derartige Lage treiben lassen. Sensburg hatte vielleicht doch nicht so ganz unrecht in seinem Verhalten gegen Kettenbauer, und die Colonne waren Idealisten. Mit dem kleinen Mädel, das tagtäglich die wildeste Verrohung um sich sah, gaben sich die doch sicherlich vergebliche Mühe. Wie sollte dieses gerade tugendhafter werden als andere, die unter viel günstigeren

Vorausſetzungen lebten? Jetzt kamen ſeine Gedanken auf die Notarstochter und deren vorheriges Gebaren. Im Grunde genommen war ſie eine ſtarke Natur. Wenn ſie keine Schleichwege mehr brauchte, konnte ſie ein ganz braves Weib werden. Dieſes Abenteuer ſollte der beſonderen Umſtände halber eine Ausnahme bilden. Dann aber blieb er bei dem gefaßten Entſchluſſe, auf eine fernere Rolle in den Geheimniſſen von Illenhauſen zu verzichten.

Fünftes Kapitel.

Wie es ihm von mancher Seite gesagt worden war, so kam es. Mit der besseren Jahreszeit fand sich Lindacker wieder besser in Illenhausen zurecht. Dabei wurde ihm die Freude zuteil, daß seine Mutter mit der älteren Schwester, die Urlaub erhalten hatte, sich zu einem achttägigen Besuch einstellten. Die Damen wohnten im Regenauerschen Gasthause, und er brachte sie in lebhaften Verkehr mit den Honoratioren. Emilie Lindacker war ein sehr hübsches Mädchen, um das sich die junge Herrenwelt lebhaft bemühte. Viel bemerkt wurde die freudige Zärtlichkeit, mit der der Doktor seinen Angehörigen den Aufenthalt in Illenhausen angenehm zu machen bestrebt war und wie die Schwester, unbeirrt von den Huldigungen, die ihr bereitet wurden, sich an den Bruder schmiegte. Die scharf spähende Neugier, der ‚des Doktors Besuch' eine willkommene Beute bot, erkannte, daß Lindacker nicht bloß ein liebenswürdiger Mensch war, sondern daß seine Liebenswürdigkeit auf tieferen Voraussetzungen des Gemütslebens beruhte. Das machte nicht bloß Eindruck auf

die jungen Damen, sondern ganz besonders auch auf die Mütter. In manchem Hause, in dem eine erwachsene Tochter war, wurden sehr ernste Gespräche geführt, und er konnte nach der Abreise seiner Angehörigen recht wohl bemerken, daß die Gunst seiner Stellung sich noch erheblich gesteigert hatte. Er wußte aber sehr geschickt, ohne irgendwie aufzufallen, jeder vertraulichen Annäherung auszuweichen. Der kurze Verkehr mit seiner Schwester hatte Empfindungen geweckt, die seinen früheren Entschluß nur verstärkten, und ernstere Absichten hatte er auf leise Anfragen der Mutter, wenigstens was die Einwohnerinnen von Illenhausen angehe, weit von sich gewiesen.

Im Hochsommer fand die Hochzeit des Fräulein Gundler statt. Lindacker war einer der Brautführer, und beim Hochzeitsmahl hielt er eine Rede auf die Stiefkinder der Braut, die nunmehr wieder eine Mutter gefunden hätten, deren Herzensgüte die sicherste Gewähr für ein neues Familienglück in dem mutterlos gewordenen Haus biete. Er hatte seinen Worten einen so warmen Ton gegeben, daß die Braut in Tränen ausbrach und der Bräutigam ihn nach Schluß der Rede umarmte.

Wenige Wochen vorher war Frau Sensburg von einem Mädchen entbunden worden, und im Anschlusse daran hatte der Bezirksamtmann ein großes Taufest veranstaltet, das nicht lange darnach sich bei

Amtsrichter von Weißenhagen wiederholte. Ende Auguſt folgte dann das große landwirtſchaftliche Kreisfeſt, das, unter den Städten des Regierungsbezirkes jährlich wechſelnd, diesmal nach Illenhauſen verlegt worden war. Dieſes drei Tage dauernde Feſt, dem ein Vertreter der Regierung beiwohnte, begann mit der Eröffnung einer landwirtſchaftlichen Ausſtellung, an die ſich Scheibenſchießen, Feſteſſen, Feſtball, Volksbeluſtigungen aller Art reihten, und jede Stadt, die die Reihe traf, ſtrengte ſich an, nach Möglichkeit die Vorgängerin zu übertreffen. In Illenhauſen hatte natürlich Bezirksamtmann Sensburg die oberſte Leitung, und zwar war dies zum erſten Male während ſeiner Amtszeit der Fall. Die Schützenwieſe, die etwas abſeits von der Stadt, am Rande eines Tannenwaldes ſich hinſtreckte, war der Schauplatz. Wochenlang hatten die Zimmerleute geſchafft, um die große Ausſtellungshalle, die lang geſtreckten Stände für das auszuſtellende Vieh, die Bierzelte der vier Illenhauſer Brauereien und die große Tribüne mit dem Ehrenzelte zu errichten. Von den Dächern dieſer Bauten und von hohen, tannenumwundenen Maſten wehten blauweiße Flaggen, und an allen Ecken und Enden war das bayriſche Wappen und das von Illenhauſen — zwei ſilberne Fiſche im blauroten Felde — zu ſehen. Karuſſelle, Naſchbuden, photographiſche Anſtalten, auch ein Wachsfigurenkabinett und ein ſolches mit einer Rieſendame und einem

fünfbeinigen Kalbe hatten sich eingestellt. Schon am Vorabend ging ganz Illenhausen auf die Wiese und besah sich die Herrlichkeit. Am Haupttage kam das Landvolk in Festtracht, teils mit der Eisenbahn, teils mit zahlreichen Fuhrwerken, die vor den Gasthäusern Wagenburgen bildeten. Der Herr Regierungsrat aus der Kreishauptstadt wurde vom Bezirksamtmann in Staatsuniform, vom Bürgermeister und dem Komitee am Bahnhof in Empfang genommen und sofort unter Böllerschüssen nach dem Festplatze geführt.

Zunächst hielt der Bezirksamtmann vom Ehrenzelte aus eine Ansprache an das teils auf den Tribünen zu beiden Seiten des Ehrenzeltes sitzende, teils auf der Wiese sich drängende Publikum, die mit einem Hoch auf den Prinzregenten schloß. Der Regierungsrat eröffnete mit einer weiteren Ansprache die Ausstellung, und nach einem Rundgange durch diese wurde von schmucken Bauernburschen das Preisvieh vorgeführt, hierauf durch Ehrenschüsse des Regierungsrates, des Bezirksamtmannes und des Bürgermeisters das Scheibenschießen eröffnet. In die Klänge der zwei Musikkapellen, die ihre Blasinstrumente gewaltig anstrengten, mischte sich das Knallen der Büchsen, die Bierzelte füllten sich mit einer Menschenmenge, deren lautes Reden sich anhörte wie das wilde Geschrei eines heftigen Streites. Brat- und Weißwürste wurden unablässig dampfenden Kesseln entnommen und auf Teller gerichtet, die Maßkrüge

in endloſer Reihe aus den Fäſſern gefüllt. Auch die Herrſchaften im Ehrenzelte ſaßen bei einem Frühſtück von Würſten und Bier. Sie wurden von zwei beſonders hübſchen Kellnerinnen in Nationaltracht bedient. Die feſtlich in Seide gekleideten Damen halfen, wenn auch unter ängſtlicher Vorſicht für die Toilette, ganz tapfer den Vorrat von Würſten zu verteilen.

Um ein Uhr fand, ohne Damen, das Feſtmahl im Regenauerſchen Gaſthof ſtatt. Nach dieſem traf man mit ihnen aber wieder auf der Wieſe draußen zuſammen. Dort war inzwiſchen raſch vor dem Ehrenzelte ein geräumiger Bretterboden zurecht gezimmert worden, der den Honoratioren als Tanzboden dienen ſollte. Die Herren kamen mit ziemlich geröteten Köpfen auf den Feſtplatz, wo auch ſchon da und dort eine ſchwankende Geſtalt aus dem Volke ſich bemerkbar machte und aus den Bierzelten ein nicht gerade künſtleriſcher Geſang vernehmbar wurde. Das gehörte eben zum Feſte, und niemand nahm daran Anſtoß. Ein Polizeidiener war übrigens in Bereitſchaft, den Feſtordnern behülflich zu ſein, daß nicht etwa ein betrunkener Bauer die Honoratioren auf ihrem ganz freiliegenden Tanzplatz beläſtige. Bekannten Bürgersleuten aus der Stadt und ſonſtigen wohlanſtändig ausſehenden Perſonen, ſo hatte der Bezirksamtmann angeordnet, ſollte der Zutritt einſtweilen, bis eine Überfüllung eintreten würde, nicht verwehrt werden.

Am Nachmittag fand sich auch Lindacker ein. Er besah sich das Treiben, das im kleinen an das Münchener Oktoberfest erinnerte, mit einem vergnügten Lächeln, und die erste, die er um einen Tanz bat, war Frau Billsteiner vom Agnetenhof, die mit ihrem Mann und den Stiefkindern gekommen war. Sie sah sehr vergnügt aus und war, wie er später beobachtete, sehr aufmerksam gegen den Gatten und voll mütterlicher Besorgnis für die Kinder, die sich sehr zutunlich zu ihr verhielten.

Es entging ihr nicht, daß sie von ihm beobachtet wurde, und sie warf ihm gelegentlich einen Blick zu, der deutlich sagte:

‚Schau her, wie wohl ich mich fühle!‘

Er aber dachte daran, wie sie beim heimlichen Abschied in ihrem Stübchen an seiner Brust gelegen und ihm ihre Angst vor der Ehe mit einem Manne, den sie nicht herzhaft lieben könne, geklagt hatte. Es war eine schwüle Nacht gewesen, in der der Schmerz die Begierde stachelte und Tränen sich in wilde Küsse mischten. Jetzt, gerade als er so dachte, gab sie dem Gatten lachend einen Klaps auf die Schulter, und ihre Stimme klang laut durch die heitere Gesellschaft:

„Papale, du bist ein Prachtkerl, du bist es wert, mich zur Frau zu haben.“

Einige Damen meinten, wie Lindacker bald darauf hörte, diese Frau Billsteiner benehme sich doch zu frei für eine erst so kurz verheiratete Frau.

Plötzlich entstand in der allgemeinen Fröhlichkeit erst eine auffällige Bewegung, dann ein neugieriges Drängen nach einem Punkt. Frau Bezirksamtmann Sensburg, hieß es, war ohnmächtig geworden. Lindacker sah den Bezirksarzt an ihrer Seite und zögerte daher, sich der Erkrankten zu nähern.

Dieser bemerkte ihn aber auch und rief ihm zu: „Herr Kollege, bitte."

Erst jetzt trat er heran. Es handelte sich um einen aus ihrem Zustande als nährende Mutter mit reichlicher Brust zu erklärenden Vorfall. Lange zurückgehaltene Schmerzen hatten eine solche Heftigkeit angenommen, daß eine Ohnmacht eintrat. Man brachte Frau Sensburg abseits, und sie erholte sich allmählich wieder. Es schien aber doch geboten, sie alsbald nach Hause zu schaffen. In der Miene des Bezirksamtmannes war, sobald er wußte, daß der Vorfall keine ernstere Bedeutung hatte, mehr Ungeduld als Teilnahme zu lesen. Er ließ sich auch sehr bereitwillig Lindackers Anerbieten, seine Frau nach Hause zu bringen, gefallen. Dieser schaffte sehr schnell eines der Bauernwägelchen herbei, die auf dem Festplatze selbst, hinter den Bierzelten, in Reihen aufgestellt waren, und nahm mit Frau Sensburg darauf Platz. Bald war er wieder auf dem Festplatz zurück und konnte dem Bezirksamtmann melden, daß sich seine Frau, nachdem sie das Kind an die Brust ge-

nommen, wieder ganz wohl befinde. Er konnte nicht unterlassen beizufügen:

„Die Schmerzen müssen nicht gering gewesen sein."

„Bei den Weibern gibt's immer was," lautete die scherzend hingeworfene Antwort des Bezirksamtmannes, der sich alsbald wieder mit vollem Eifer den Festlichkeiten hingab.

Frau Sensburg hatte sich während der Fahrt ganz still verhalten und nur auf einige teilnehmende Fragen ihres Begleiters knappeste Antwort gegeben. Erst als die Mutterpflichten erfüllt waren, was Lindacker noch abwartete, erzählte sie ganz zurückhaltend, aber offenbar im Drange, sich selber von einem Vorwurfe zu entlasten, daß sie erst auf das mehrfache Drängen des Gatten sich eine längere Weile vom Säugling getrennt habe.

„Er will eben, daß ich überall dabei bin," sagte sie, „und ich habe schließlich selber an nichts Schlimmes gedacht. Aber die Natur hat mir eine gründliche Mahnung gegeben."

Der Bezirksamtmann war in den nächsten Tagen vortrefflich gelaunt. Der Regierungsrat, der noch am ersten Festabend wieder abgereist war, hatte ihm sehr Freundliches über die Zufriedenheit geäußert, die seine Verwaltungstätigkeit bei der vorgesetzten Behörde erwecke, und hinzugefügt:

„Strengen Sie sich noch einige Jahre in Ihrem Bezirk an, dann sind Sie bei uns in der Regierung."

Im Zusammenhang damit stand es, daß er Lindacker zu einer vertraulichen Unterredung über das Schmerzenskind seiner Verwaltung, den Bau und die Einrichtung eines neuen Bezirkskrankenhauses heranzog. Das gegenwärtige war durchaus veraltet und für eine größere Belegschaft mit Kranken unzulänglich. Aber bisher waren verschiedene Schwierigkeiten nicht zu überwinden gewesen, zum Teile deshalb, weil der alte Bezirksarzt zu ‚schlapp' war, um ihn durch seine ärztliche Autorität bei der Bezirksvertretung zu unterstützen.

„Es muß also ohne ihn gemacht werden," sagte er, „und ist's so weit, dann sägen wir den Alten endlich ab."

Lindackers Miene veranlaßte ihn fortzufahren: „Ich stehe ja sehr gut mit ihm, aber solche persönlichen Rücksichten dürfen nicht wichtigen Aufgaben im Wege stehen."

Er ersuchte Lindacker um die Ausarbeitung eines Gutachtens über die innere Einrichtung der künftigen Anstalt.

Als dieser zögerte, sagte Sensburg lachend:

„Du hältst das wohl nicht für kollegial dem Alten gegenüber? Hör mal, du scheinst ja ein Idealist der schärfsten Gattung zu sein und alle Menschen wie Korpsbrüder behandeln zu wollen. Damit kannst du's weit bringen."

Lindacker nahm schließlich den Auftrag an, als

ihm Sensburg sagte, das Gutachten solle kein offizielles Aktenstück darstellen, sondern nur seiner persönlichen Information dienen, es handle sich also nur um einen freundschaftlichen Rat, nicht um einen amtlichen Auftrag. — — —

Als der Spätherbst kam, zog sich Herr von Colonne eines Tages eine Erkältung zu, und ehe es noch recht bekannt geworden war, daß er nicht wohl sei, vernahm man seinen Tod. Das Fräulein zeigte sich den Kondolierenden in tiefster Erschütterung und beklagte bitter den Verlust des edelsten Mannes, der reinsten Menschenseele. Aus ihren abgerissenen Sätzen gewann man den Eindruck, daß er mit besonderer Großmut an ihr gehandelt haben müsse. Bei den allgemeinen Gesprächen über den Todesfall stellte es sich heraus, daß man eigentlich über die persönlichen Verhältnisse des Verstorbenen, der mehr als dreißig Jahre in Illenhausen gewohnt hatte, recht wenig wußte. Man erinnerte sich nicht, von ihm jemals irgend eine Äußerung über Familie oder Jugendzeit gehört zu haben. Die Nichte war seinerzeit ganz plötzlich aufgetaucht. Auch jetzt erschien kein auswärtiger Gast zur Beerdigung. Einige wollten etwas davon wissen, daß ein Bruder von ihm, der aber wohl früh gestorben sein mußte, Kavallerieoffizier gewesen sei. Er war in einem ganz entfernten Bezirk Oberförster gewesen, ehe er als Forstmeister nach Illenhausen berufen wurde. Hier zeigte er sich als

ſachkundiger und energiſcher Fachmann, an dem aber immer auffiel, daß er in ſeinem Weſen ganz verſchieden von der gewöhnlichen Art der Forſtleute war. Das niedere Perſonal ſchüttelte gern den Kopf über den nachdenklichen, vornehm gelaſſenen Herrn Forſtmeiſter, vor dem man unwillkürlich in der ſtrammſten Haltung ſtand, wenn er ſprach, und im Bureau herrſchte ein Ton, wie in einem Miniſterium. Dazu kam ſeine lebhafte Art im Privatverkehr, die aber Damen gegenüber ſich in feine Ritterlichkeit verwandelte. Das Teſtament, das er hinterlaſſen, offenbarte ein viel größeres Vermögen, als man bei ihm vermutet hatte. Die Univerſalerbin war ſeine Nichte. Größtes Aufſehen erregte aber die Nachricht, daß Doktor Kettenbauers Linchen, das freilich viel in ſeinem Hauſe verkehrt hatte, mit einem Legat von fünfzehntauſend Mark bedacht war. Einige Tage nach der Teſtamentseröffnung bat Fräulein von Colonne den Doktor Kettenbauer zu ſich. Sie teilte ihm den Wunſch mit, Linchen zunächſt noch auf ihre Koſten ein Jahr in eine Penſion zu ſchicken und dann ganz zu ſich zu nehmen. Dabei erzählte ſie, mit dem verſtorbenen Onkel habe ſie dieſen Gedanken in der letzten Zeit mehrmals beſprochen und ihm dadurch wohl auch die Anregung zum Legate gegeben, das er erſt kürzlich ſeinem Teſtamente hinzugefügt habe, nachdem er ihre Abſicht gut geheißen; ſein Bedenken ſei nur geweſen, daß derartige

Eingriffe in ein fremdes Familienleben doch auch in der einen oder anderen Richtung Schaden ſtiften könnten."

„Das iſt's! Das iſt ſehr richtig!" fiel ihr Kettenbauer in die Rede.

Fräulein von Colonne wurde durch dieſe Zwiſchenrede zunächſt etwas beirrt. Nach einer kleinen Pauſe ſagte ſie bedächtig:

„Ich würde nichts Halbes tun. Iſt Linchen einmal mein Pflegekind, dann iſt ſie auch meine Erbin."

Kettenbauer wurde nervös.

„Das iſt ja großartig, ein außerordentliches Glück für das Kind!" ſagte er in Bart und Haar wühlend. „Aber warum wollen Sie das alles tun? Nur, weil Sie meinen, es aus ſchlechten Familienverhältniſſen befreien zu ſollen. Ob ſchlecht oder gut, Sie dürfen ſich aber doch nicht zwiſchen Vater und Tochter ſtellen. Ich hab' mein Linerl lieb, und was Sie tun wollen, das iſt trotz alledem nicht gut. Ich ſag', es iſt nicht gut."

Er war ganz rot geworden und hinter der Brille bewegten ſich die Augen unruhig hin und her. Fräulein von Colonne ſuchte ihn zunächſt damit zu beſchwichtigen, daß doch auch andere Mädchen in Penſionate geſchickt würden, und daß Linchen darnach ja im ſelben Orte bleibe. Das bedeute ihm gar nichts, entgegnete er in faſt grobem Ton, denn das

Mädchen werde ihm doch entfremdet werden. Jetzt betonte das Fräulein sehr scharf, daß aus seinen häuslichen Verhältnissen die schlimmsten Gefahren für die angeblich so sehr geliebte Tochter erwüchsen, und daß ihn, wenn er ihren Vorschlag zurückwiese, eine vergrößerte Verantwortung dafür treffe. Wie er jetzt denke, das sei nicht väterliche Liebe, sondern eine ganz selbstsüchtige Empfindung.

„Erlauben Sie mir wenigstens, daß ich mit Linchen selbst über meine Absichten spreche?“ fragte sie schließlich.

Nachdem er eine Weile mit sich gekämpft hatte, stieß er endlich hervor:

„'s ist gut! Wenn sie sich bereden läßt, dann hat sie doch nichts für mich übrig, und dann kann sie bleiben, wo sie mag!“

„Sie schicken mir also Linchen recht bald?“ schloß Fräulein von Colonne die Unterredung.

Linchen kam. Sie war sehr verschüchtert und hörte das Fräulein zunächst wie widerwillig an.

Dann sagte sie ganz leise mit abgewendetem Gesicht:

„Ich kann nicht.“

„Hat der Vater dir zugesetzt?“

„Er hat gesagt, ich kann tun, was ich will.“

„Nun, ich zwinge dich ja auch zu nichts. Aber ich meine es gut mit dir.“

„Das weiß ich wohl; aber ich darf nicht vom Vater fort. Er hat sonst niemand.“

„Er hat doch deine anderen Geschwister?“

Jetzt begann Linchen zu weinen.

„Das will ich eben nicht, daß er sich an die hält und ich ihm nichts mehr bin,“ sagte sie.

Sie nahm keine Belehrung darüber an, daß dies nur Augenblicksgefühle seien und sagte, die Mutter habe ihr mit gründlicher Schelte gedroht, wenn sie dieses Glück ausschlage, aber auch dadurch lasse sie sich nicht von dem Gedanken abbringen, daß sie in der unmittelbarsten Nähe des Vaters bleiben müsse.

Das Fräulein sagte endlich, von Schelte könne keine Rede sein, dafür werde sie schon sorgen. Auf ihren Plan müsse sie nach solchem Widerstand verzichten, so leid es ihr tue, aber deshalb behalte sie ihr Linchen doch lieb.

Da fiel ihr das Mädchen um den Hals und schmiegte sich innig an ihre Brust.

„Nicht böse sein, bitte schön!“ murmelte sie. „Ich kann halt nicht anders. Aber ich darf wiederkommen, wie sonst, nicht wahr?“

Das Fräulein liebkoste sie und sagte, sie solle nur ja recht oft, alle Tage, wenn sie wolle, kommen, „denn ich habe dich sehr lieb und möchte dich schützen vor allem, was einmal kommen könnte.“

Linchen sah die Beschützerin mit großen, flehenden Augen an, während ein heißes Rot sich über ihre

Wangen breitete und sie ihre Finger krampfhaft in den Oberarm des Fräuleins eindrückte.

Sanft machte sich diese los und sagte, zum Sofa schreitend und Linchen an der Hand mit sich ziehend:

„Es ist vielleicht gar nicht recht, daß ich dir so bange mache vor dem Leben. Du sollst dich auch nicht fürchten, sondern nur auf der Hut bleiben. Der gefährlichste Augenblick würde der sein, in dem du dir dächtest, das alte Fräulein sei nur eine grämliche Sittenpredigerin, weil sie selber nie ihre Jugend genossen habe. Da sollst du denn wissen, daß ich deshalb so rede, weil ich eben kein solches Mädchen war, wie ich wünsche, daß du es seist."

Linchen machte eine unwillkürliche Bewegung und sah erstaunt das neben ihr sitzende Fräulein an. Diese fuhr fort:

„Ja, es ist so, mein Kind! Ich habe ein sehr sündhaftes Leben geführt. Mein Vater war Offizier gewesen, und eines Tages floh er von Hause, meine Mutter und mich mit noch einer Schwester in tiefer Armut zurücklassend. Ich war damals so alt wie du, meine Schwester sechzehn. Beide waren wir sehr hübsch. Da fand sich zuerst für die Schwester ein Gönner, der sich ihrer Armut annahm, aber nicht aus Christenliebe. Sie lebte prächtig, und auch wir anderen zogen Vorteil davon. Als ich dann so alt war, fehlten auch mir die Gönner nicht, denn meine

167015A

Schwester führte mich in die Kreise ein, in denen sie verkehrte. Bald hausten wir mit der Mutter zusammen, bald war die eine in Paris, die andere in Italien oder auch in Rußland. Ich habe fast ganz Europa durchreist. Seidene Kleider, Spitzen, Schmuck gab es in Hülle und Fülle. Wie Prinzessinnen lebten wir von unserer Schönheit und von unserer Sünde. Da verliebte sich meine Schwester leidenschaftlich in einen jungen Mann, der aber von ihr nichts mehr wissen wollte, als er erfuhr, wer sie eigentlich war, und sie vergiftete sich. Ich führte dasselbe Leben weiter, bis ich allmählich älter und älter wurde und auch noch ein langwieriges Leiden mich zur Zurückgezogenheit zwang. Da schwand alle Herrlichkeit, Stück um Stück. Meine Mutter starb. Ich fristete mich in einem abenteuerlichen Leben so lange als möglich durch. Ich wußte, daß ich einen vermöglichen Onkel besaß, aber meine Mutter hatte mir immer gesagt, er sei uns feindlich gesinnt, weil sie erst mit ihm verlobt gewesen war und sich dann dem Bruder zugewendet hatte. Als es mir nun ganz schlecht ging und ich auch im Gemüt völlig gebrochen war, führte mir das Schicksal doch noch einen anständigen Menschen, einen Arzt in den Weg, der Mitleid mit mir hatte. Er übernahm es, eine Verbindung zwischen mir und dem Onkel herzustellen, und der nahm mich schließlich großherzig bei sich auf. Was nun da alles noch dazwischen liegt, das läßt

sich nicht so kurz erzählen, du würdest auch vieles nicht verstehen. Du weißt jetzt, daß ich aus Erfahrung spreche, wenn ich dir von der Sünde rede, die ein hübsches Mädchen, wie du es bist, mächtig locken kann, namentlich, wenn einem solchen jungen Dinge sonst keine Freuden im Leben blühen. Meine arme Schwester starb daran."

Linchen war wie zur Bildsäule erstarrt und sah gerade vor sich hin.

„Wirst du mich jetzt weniger lieb haben, weil du das weißt?" fragte Fräulein von Colonne zärtlich. „Das wäre nicht recht von dir."

Da kam Bewegung in Linchens Gestalt, sie hing sich an den Hals des Fräuleins und küßte und streichelte es mit überschwenglichem Eifer.

„Was ich dir sagte, habe ich meiner kleinen lieben Freundin gesagt," sprach das Fräulein dann sanft mahnenden Tones, und Linchen nickte lebhaft mit dem Kopfe.

Nach einer längeren Weile sagte sie halb für sich:

„Die Männer, das ist doch was Ekelhaftes" und bald darauf: „Der Herr Doktor Lindacker, der tut nicht so was Schlechtes. Das glaube ich nicht."

Fräulein von Colonne warf einen ganz kleinen Seitenblick auf sie und sagte dann gelassen:

„Der steht also in Gunst bei dir? Ich halte

ihn auch für einen braven Mann, aber auch vor ihm müßtest du dich in acht nehmen, wenn er einmal so freundlich gegen dich werden sollte, daß es dir auffällt. Es handelt sich bei dem, was den Mann an einem Mädchen lockt, nicht immer kurzweg um Schlechtigkeit, und dir kann es geschehen, daß du einen Mann einmal ganz und gar nicht ekelhaft findest. Dann ist die Gefahr da."

Linchen wurde nachdenklich und zögernd sagte sie:

„Sich gern haben ist doch ganz was anderes!"

Da zog das Fräulein sie an sich, drückte ihren Kopf gegen die Schulter und sprach halblaut mit erregter Stimme:

„O mein unschuldiger Liebling! Das ist ja eben das größte Leid unseres Lebens, daß die Liebe hinüberführen kann aus dem Herrlichsten, Edelsten zu dem, was man Sünde nennt und zu allen seinen Folgen. Tausende und Tausende sind durch dieses gut gemeinte ‚gern haben' unglücklich geworden, das zu einem Rausche führt, in dem, was der Mann will, nicht mehr ekelhaft ist, sondern ein hinreißender Zauber. Die Welt will keinen Unterschied kennen zwischen diesem Liebeszauber und einer niedrigen Schuld, wie sie nicht unterscheidet, ob du aus eigener schlechter Neigung gefehlt hast oder aus Not und zwingender Versuchung. Die Welt ist grausam, wenn wir ihrem Gesetze nicht gehorchen, das, um böse Unzucht zu verhindern, auch die edelsten Gefühle Sünde

nennt. Und das ist das Höchste des Jammers, daß die Unzucht doch nicht verschwindet, aber unter den Peitschenhieben des Gesetzes die Besten in rasenden Schmerzen aufschreien."

Sie unterbrach sich und sagte laut, einfachen Tones:

„Da wären wir ja schon wieder im alten Fahrwasser des Bangemachens. Sei tapfer, Mädchen, und vergiß nie, daß du in allen Nöten eine Freundin hast, die dich versteht."

Dabei reichte sie ihr die Hand und fuhr fort:

„Geh' jetzt nach Haus und sage deiner Mama, sie möchte, wenn möglich gleich zu mir kommen. Ich will nicht, daß du gezankt wirst und werde mit ihr reden." —

Es war eine recht unerquickliche Szene, die das Fräulein mit der Doktorin auszufechten hatte. Diese brauste erst auf: „Das dumme Ding!" Dem werde sie schon den Kopf zurechtsetzen. Dann brach sie in eine gehässige Anklage gegen den Gatten aus, der zu nichts anderem tauge, als Schaden zu stiften, wie er jetzt wieder mit seiner zielloſen Affenliebe für Linchen zu tun im Begriffe sei. Als das Fräulein abwehrte und bemerkte, sie werde Linchen auch nicht im Stiche lassen, wenn ihre ursprünglichen Pläne nicht zustande kämen, tastete die Doktorin nach bestimmten Versprechungen, zudringlich ihre mütterliche Sorgfalt betonend.

Inzwiſchen war Doktor Kettenbauer von der Praxis nach Hauſe gekommen und von Linchen begrüßt worden. Mißtrauiſch erkundigte er ſich darnach, was es Neues vom Fräulein gebe. Als dann Linchen von ihrer Weigerung erzählte, da riß er ſie ungeſtüm an ſich und bedeckte ihr Geſicht mit Küſſen.

„Das iſt brav von dir, Linerl, das haſt du ſchön gemacht," ſagte er. „Du biſt halt mein Mädel, und wir gehören einmal zuſammen. Und ich vergeß' dir's nicht, der Teufel ſoll mich holen, wenn ich dir das vergeß'. Den Vater im Stich laſſen, das wär' doch nicht ſchön geweſen. Ich hätt' nichts dawider geſagt, kein Wörtchen, hätteſt ruhig gehen können. Aber gemerkt hätt' ich mir's."

„Darum hab' ich's ja auch nicht getan," verſetzte Linchen und ſah mit heiter leuchtenden Augen zu ihm auf.

Er klopfte ihr mit Zärtlichkeit den Rücken, und dann half ſie ihm, ſich umzukleiden.

Jetzt erſt fragte er mit verfinſterter Miene nach dem Verbleib der Mutter. Als ihm Linchen Beſcheid gegeben hatte, brummte er:

„Sie ſoll nur keine Geſchichten machen!"

Linchen reichte ihm die Tabakspfeife und ſagte beſchwichtigend:

„Das Fräulein wird ſchon mit ihr reden."

Er ſetzte ſich auf das Sofa, Linchen auf einen Stuhl dicht daneben, und ſie hielten ſich an den auf dem Tiſch ruhenden Händen.

„Linerl!“ sagte der Doktor in froher Laune, „jetzt sollst du was erleben!“

Verwundert und halb ängstlich sah das Mädchen den Vater an.

„Das Saufen steck ich auf!“ Er schrie es fast und schüttelte Linchen, ihre Hand loslassend, an der ihm zugewandten Schulter.

Das Mädchen wurde rot und sah den Vater wehmütig fragend mit der ganzen Tiefe ihrer großen, graublauen Augen an.

„Du glaubst das nicht?“ entgegnete er, ihrem Blick ausweichend. „Sollst sehn! Sollst sehn! Dir zulieb tu ich's, weil du mir was Liebes getan.“

Dann fuhr er plaudernd fort:

„Du kommst ja jetzt in die Jahre, daß man etwas von einem Mädchen hat, daß man sich ernsthaft mit ihm unterhalten kann, und es gibt mancherlei zu bereden zwischen Vater und Tochter. Das mit dem Pensionat, das hat sich die Colonne so eingebildet. Was hättest du da in einem Jahr sonderlich viel gelernt? Mit solchen Kenntnissen ist auch weiter nicht viel anzufangen. Und wozu solltest du dich weiterhin von ihr ganz abhängig machen? So nötig hast du's nicht. Ich bin noch kerngesund und versteh mein Handwerk recht gut. Ein schlechter Doktor bin ich nicht, das kannst du glauben, Mädel! Frag nur den Lindacker, der weiß ganz gut, was ich kann. Er ist ein besserer Operateur, das gebe

ich zu, aber was das übrige angeht, brauche ich mich vor ihm noch lange nicht zu verstecken. Alles wird ganz gut, wenn ich zu Haus nur ein bißchen Anregung, nur ein bißchen Gemütlichkeit habe."

„Ich will ja alles tun, was du willst," sagte Linchen herzlich. „Sag mir's nur immer."

Sie kamen schon jetzt in eine gemütliche Unterhaltung, der es an Heiterkeit nicht fehlte. Die Heimkunft der Doktorin machte ihr ein Ende. Frau Kettenbauer trat in die Stube mit den Worten:

„Das ist ganz rührend, wie sie beisammen hocken. Um seine Geschwister freilich kümmert sich das Fräulein nicht, die können beim Dienstboten in der Küche hinten sitzen. — — — Laß nur, laß nur! Ich bin ja jetzt da. Die Geschichte mit der Colonne habe ich soweit als möglich in Ordnung gebracht. Sie will dir weiter nichts nachtragen. Das ist halt so gesagt. Eine Dummheit bleibt's alleweil, aber ich hab's der Colonne versprochen, daß ich mich weiter nicht ärgern will. Das eine sag' ich dir, Mädel, jetzt mußt du mir gründlich an die Hausarbeit, und wenn ich einmal was merke, daß du den Mannsbildern Augen machst, dann kannst du was erleben!"

„Halt's Maul mit solchen Redensarten," rief der Doktor.

„Fällt mir gar nicht ein," lautete die Antwort, „denn ich bin die Mutter. Du wirst sie nicht aufhalten. Du sitzt ja im Wirtshaus."

„Ich werde nie was Schlechtes tun. Darauf kannst du dich verlassen," sagte Linchen, die sich erhoben hatte, mit Nachdruck und sah dabei die Mutter fest an. Dann fuhr sie fort:

„Und der Papa geht nicht mehr so viel ins Wirtshaus. Das hat er mir versprochen."

„Hat er das?" höhnte die Mutter. „Wart' mal ab, wie lang er's hält."

Linchen mahnte den Vater, der unruhig wurde, mit bittender Gebärde, der er gehorchte. Als Frau Kettenbauer das sah, warf sie erst einen forschenden Blick über die beiden, dann sagte sie ärgerlich:

„Was das für eine Komödie ist," und ging ihres Weges, die Tür heftig zuschlagend.

Sechstes Kapitel.

In diesem Winter nahm Lindacker an verschiedenen Jagdgelegenheiten teil. Er war ein guter Pistolenschütze, und infolgedessen fand er sich schnell mit der Waffe zurecht. Ebenso rasch lernte er sich weidmännisch zu führen. Es war dies ein treffliches Mittel gegen die Verstimmungen, unter denen er im vorigen Jahre so schwer gelitten hatte und ein nicht minder gutes Schutzmittel gegen gewisse Versuchungen, die er sich ein für allemal vom Leibe halten wollte, denn es lenkte die Gedanken ab und gab dem ganzen Menschen eine seelische Frische, die vor Gefühlskränkeleien behütete. Es handelte sich nur darum, auch diese Erholung nicht zur Leidenschaft werden zu lassen, und dann, wie es am Durchschnitt der Jagdgenossen mehrfach zu beobachten war, auf anderem Wege zu einer Manie zu gelangen, die wohl noch immer besser als Trunk und Kartenspiel war, aber auch den Menschen zum Philister machte.

Die gleichzeitige Schwangerschaft hatte Frau Sensburg und Frau von Weißenhagen einander näher gebracht, so daß sich die beiden Damen fast

täglich besuchten. Durch den Tod des alten Herrn von Colonne war für Frau Sensburg ferner der Grund fortgefallen, der bisher ihren Umgang mit dessen Nichte so erschwert hatte, und es bildete sich auch hier eine weitere Annäherung heraus. In der Folge entstand ein enger Verkehr zwischen den drei Damen, der in die feste Form von Teestunden gebracht wurde, die abwechselnd dreimal in der Woche am Abend zwischen fünf und sieben Uhr stattfanden. Es wurde dazu sonst niemand geladen, aber einmal hatte Frau von Weißenhagen eine Ausnahme für Doktor Lindacker gemacht, der ihr Hausarzt war, und ihm, als er gerade einer ärztlichen Nachfrage wegen gekommen war, eine Tasse Tee angeboten. Er machte sich so angenehm, daß die Damen ihn scherzend zum Ehrenmitglied ihres Bundes ernannten und um sein öfteres Erscheinen baten. Er hatte in diesem Winter seine Landpraxis zweckmäßiger eingerichtet, so daß er die oft überaus schwierigen Fahrten bei Dunkelheit möglichst vermied und seine regelmäßige Tour in der Abendstunde abgeschlossen war. Dies machte es ihm möglich, von Zeit zu Zeit in der Teestunde der einen oder anderen Dame vorzusprechen. In seinem Herrenkreise neckte man ihn wohl damit, und besonders gern tat dies der Bezirksamtmann. In den weiblichen Kreisen spöttelte man wesentlich spitzer über diese sonderbare, ganz und gar nicht ortsübliche Neigung eines stattlichen,

unverheirateten jungen Mannes, sich zu einer alten Jungfer und zwei Frauen hinzusetzen und mit ihnen ‚Schöngeisterei' zu treiben; denn darum handelte es sich, soviel man hörte. Nun war zwar Frau von Weißenhagen eine sehr hübsche und fesche Dame, aber sie war so glücklich verheiratet, daß von irgend welchen Absichten gar nicht die Rede sein konnte. In bezug auf Ehefrauen dachte man in Illenhausen außerdem sehr streng, und dies würde Lindacker bald gesellschaftlich nahe gelegt worden sein. Die Liebhaberei Lindackers wurde also nur als lächerliche Schwäche betrachtet, durch die er allerdings an seinem früheren Nimbus einbüßte. Man erinnerte sich seiner ‚Pousſage' mit Therese Regenauer und sah jetzt darin schon die Anzeichen einer unmännlichen süßen Sinnesart. Therese Regenauer selber aber warf gelegentlich achselzuckend hin:

„Ach, laßt mich mit dem in Ruh."

Lindacker fand bei den drei Damen eine Anregung von feinem Reiz, die dem Stammtisch und Jagdunterhaltungen gegenüber durch ihre milden Formen, wie er es deutlich fühlte, immer aufs neue ihm die Bedingungen einer edleren Lebensform zum Bewußtsein brachte. Man war nicht allzu förmlich und noch weniger absichtsvoll geistreich.

Ruhig floß die Unterhaltung dahin, die verschiedensten Dinge des Lebens berührend, dann und wann auch einen scherzenden Ton anschlagend. Die

lebhafteſte der Damen war Frau von Weißenhagen, von der ein friſcher Duft der Jugend und der Lebensfreude ausging. Fräulein von Colonne machte von dem Vorrecht der alten Dame, das ihr von den anderen aufmerkſam eingeräumt wurde, einen ſehr taktvollen Gebrauch. Das lehrhaft Nachdenkliche, das jede flüchtige Bemerkung gern aufgriff, um ſich dadurch zu tieferen Gedankengängen anregen zu laſſen, haftete ihr auch hier an, aber Frau von Weißenhagens blühend geſunde Jugend lockte auch gar nicht ſelten einen feinen witzigen Ton aus ihr heraus, von dem ſie aber nach einer Weile jählings wieder abſprang. Am zurückhaltendſten ſchien Lindacker Frau Sensburg. Sie hörte aber immer ſehr aufmerkſam zu und flocht treffende, oft ſehr ſinnige Bemerkungen ein.

„In den Doktor könnt' ich mich verlieben, wenn's nicht gerade ein Doktor wäre," ſagte Frau von Weißenhagen, als ſie mit Frau Sensburg von der Teeſtunde des Fräulein von Colonne zuſammen nach Hauſe ging.

„Da iſt's ja ein Glück, daß er nicht einen anderen Beruf hat!" ſcherzte Frau Sensburg dagegen.

„Ein Glück? Warum?" ſagte Frau von Weißenhagen. „Ich möchte ganz gern einmal eine große Leidenſchaft erleben. Dabei braucht man nicht gleich an das Schlimmſte zu denken."

„Eine wirkliche Leidenſchaft denke ich mir nur

als eine große Qual, wenn sie nicht zu jenem Schlimmsten führt, wie du dich ausdrückst."

„Das wäre freilich etwas anderes, und davon möchte ich nichts wissen. Aber es läßt sich doch ein großes Gefühl denken ohne dem."

„Aber dann nicht ohne große Schmerzen, oder es handelt sich eben nur um eine Schwärmerei, die noch kein großes Gefühl bedeutet. Ein solches einzuflößen, hat aber meiner Meinung nach der gute Doktor doch nicht die Eigenschaften."

„Ach, du denkst an etwas Geniales, Dämonisches! Das ist freilich nicht an ihm. Aber er hat etwas so ungemein Liebenswürdiges, so viel Gutmütigkeit, die doch nicht schwächlich ist."

„Dich besticht an einem Fremden, was dir dein Mann reichlich bietet."

„'s ist doch was anderes!" sagte Frau von Weißenhagen. „Ich kann es nur nicht gleich so definieren. Aber 's ist ja Unsinn, natürlich, und mehr als das. Sünde ist's, derlei zu denken, wenn man ein so gutes Los gezogen hat, wie ich."

„Beruhige dich nur, ich hab's ja auch nicht allzu ernst genommen," entgegnete Frau Sensburg.

Zu Hause angelangt, spann sich ganz gegen ihren Willen der von der Freundin angeregte Gedanke in Frau Sensburgs Gehirn fort.

Diese Weißenhagen war ja so verliebt in ihren Mann, daß von irgend einem ernstlichen Nebenge-

danken bei ihr gar nicht die Rede sein konnte. Sie hatte nur die Art, gelegentlich einmal in ihrer Lebensfreudigkeit ganz vertraulich eine in der Form freie, übermütige Äußerung zu machen, die, wer sie nicht näher kannte, als Frivolität angesehen haben würde. Dazu gehörte das Gerede über Lindacker. Aber sie selber hörte daraus einen Klang eigener Gedanken, die ernster gemeint waren. Es war Heuchelei gewesen, als sie so leichthin über den ‚guten Doktor' gesprochen hatte. Erst hatte sie nur gedacht, Lindacker würde einen guten Ehemann abgeben. Dieser Gedanke war dann wiederholt aufgetaucht und ließ sie ein wachsendes Wohlwollen für den jungen Mann empfinden. Das war ja auch noch nichts Schlimmes. Aber das war doch nicht so ganz in Ordnung, daß sie sich wiederholt an einem Gefühl der Freude, ihn zu treffen, an einem Reize, ihn zu beobachten, überraschte, die nicht mehr einfaches Wohlwollen zu nennen waren. Gerade so, wie Frau von Weißenhagen, wies sie alles von sich ab, was einer bösen Begierde ähnlich gesehen hätte. Gerade so hätte man ihr einen Diebstahl zumuten können. Sie wollte nichts, gar nichts von diesem Doktor. Aber die lebhafte Sympathie, die sie für ihn empfand, beschwerte doch schon ihr Gewissen. Sie wollte ja keineswegs die unverstandene Frau spielen. Wenn ihr Mann nur ein wenig taktvoller und zartfühlender gewesen wäre, ein wenig mehr Sinn für die Würde des

Weibes gehabt hätte! Er hatte ja seine zweifellosen Vorzüge. Sie war eine vernünftige Frau, die in der ehelichen Gemeinschaft sich zu verständigen wußte. Aber man verkam bei ihm in seiner feineren Empfindungssphäre, man drohte in seiner Weiblichkeit zu versumpfen. Darum übte dieser Lindacker mit seiner sanften Liebenswürdigkeit eine solche Anziehungskraft, weil man edlere Gefühle bei ihm vermutete. Es war vielleicht eine arge Täuschung. Jene Beziehungen zu Fräulein Regenauer waren ein recht zweifelhaftes Symptom gewesen. Er konnte auch gerade so gut nichts weiter sein als ein sich einschmeichelnder Weiberjäger, der gar kein echtes Gefühlsleben hatte, sondern damit nur spielte, um zu gefallen. Sie gab sich alle Mühe, diese Auffassung festzuhalten, aber es ging nicht, sie mußte ihn immer wieder dagegen verteidigen. Zum ersten Mal schrieb sie in ihr Tagebuch über Lindacker und was von seinem Charakter zu denken sei, ein. Lindackers Interesse wurde indessen noch durch einen ganz anderen Umstand in Anspruch genommen als durch die angenehme Beziehung zu den drei Damen. Mit Kollege Kettenbauer war eine völlige Veränderung vor sich gegangen. Er trank nicht mehr, besuchte kaum ein Wirtshaus und trug in seinem Verhalten ein nachdenklich stilles Wesen zur Schau, das von seiner bisherigen laut polternden Art erheblich abstach. Aber er schien sich dabei gar nicht wohl zu fühlen. Etwas Trauriges, Müdes kam

jetzt zum Vorschein und, wenn man mit ihm sprach, war er öfter ganz teilnahmlos, und erst allmählich wachte er aus einer völligen Geistesabwesenheit auf. Die Leute sagten, ‚er falle eben jetzt zusammen und werde es nicht mehr lange treiben'. Seine Praxis ging rapid zurück. Mit dem wortmüden Arzt wollten die Bauern noch weniger zu tun haben als mit dem oft betrunkenen, aber in seiner groben Art leutselig erscheinenden. So erzählte man sich denn auch bald davon, daß es bei Kettenbauer in Geldangelegenheiten schlecht aussehe und arg auf Borg gewirtschaftet werde. Die Geschäftsleute wußten zwar, daß Fräulein Linerl vom alten Forstmeister geerbt hatte, und das junge Mädchen, das sich so hübsch herausmachte, genoß Kredit, wenn es einen solchen in ihrer Art, die etwas so rührend Kindliches hatte, begehrte. Weniger Entgegenkommen erwies man der Mutter, die überall herum jammerte, daß ‚er' gar nichts mehr tauge und sich nur noch von der Tochter verpflegen lasse, die den ganzen Tag bei ihm hocke, statt in der Wirtschaft ordentlich mitzuhelfen, wozu sie jetzt doch im Alter sei.

Fräulein von Colonne besprach sich endlich einmal mit Lindacker. Linchen komme jetzt viel seltener als sonst zu ihr und zeige sich ganz verändert. Das Mädchen sei merkwürdig verschlossen und müsse doch schwer leiden. Ein einziges Mal hätte es im Auftrag der Mutter unter sichtlicher Qual der Beschä-

mung um ein kleines Darlehen gebeten und seitdem jedes liebevolle Angebot abgelehnt, wiederholt aber die Frage, ob der Vater krank sei, mit kaum verhaltener Erregung verneint. Das Fräulein zeigte sich sehr gekränkt über diesen Mangel an Vertrauen und sagte:

„Die falsche Scham Unglücklicher ist ja im allgemeinen hinreichend gerechtfertigt durch die Herzlosigkeit der sogenannten soliden Leute, aber davon muß sie mich doch frei wissen. Ich will sie doch am allerwenigsten in Heuchelei und Lüge treiben. Wie ist doch unser Denken und Fühlen verwirrt, daß sich die Menschen so schwer zueinander finden. Richter und Angeklagter spielen sie statt dessen, sie, die sich gegenseitig voll Mißtrauen ansehen."

Es fügte sich, daß Lindacker zunächst Linchen sprechen konnte.

Als er ihr ganz einfach sagte:

„Fräulein von Colonne ist böse auf Sie. Was haben Sie denn da gemacht?" — entgegnete sie mit ängstlichem Blick:

„Ich, — ich habe gar nichts gemacht."

Da fuhr er fort:

„Das Fräulein meint es so gut mit Ihnen, Sie sollten mehr Vertrauen zu ihr haben."

Linchen sah ihn scheu an und sagte:

„Wenn es doch nichts anzuvertrauen gibt?"

Er entgegnete mit gutmütigem Vorwurf:

„Sie sind eben nicht aufrichtig. Ich weiß es so gut wie Fräulein von Colonne, daß es mit dem Papa nicht so gut steht, wie zu wünschen wäre."

„Papa ist ganz gesund," rief sie hastig. „Die Leute lügen, wenn sie sagen, er sei krank."

„Mir selber fällt sein Wesen auf," sagte Lindacker jetzt sehr bestimmt. „Ist's nicht Krankheit, dann ist was anderes nicht in Ordnung."

In Linchens Gesicht zuckte heftige Erregung.

„Er lebt eben anders als früher. Das ist doch ganz gut," brachte sie in erkünsteltem Ton hervor.

„Sie wollen mir nicht die Wahrheit sagen," sagte Lindacker trocken. „Das steht natürlich bei Ihnen. Aber mit Fräulein von Colonne ist's doch was anderes. Der sind Sie doch Aufrichtigkeit schuldig."

„Das müssen der Papa und ich allein miteinander ausmachen," sagte Linchen jetzt ganz leise, reichte Lindacker die Hand und ging eilig davon. Es war, als er sie ansah, als ob sie das Weinen nicht mehr zurückzuhalten vermöge.

Bisher hatte Lindacker der Gedanke an einen körperlichen Niedergang Kettenbauers als Ursache schwieriger Verhältnisse vorgeschwebt. Die letzte Äußerung des Mädchens klang aber rätselhaft. Es war peinlich, zu denken, daß im letzten Ende er selber die Hauptschuld an Kettenbauers schwieriger

Lage trüge. Die Fälle häuften ſich in letzter Zeit, in denen er zu Leuten gerufen wurde, die ſich bisher von Kettenbauer hatten behandeln laſſen. Er konnte ſie nicht abweiſen, und kollegialiſch genug hatte er ſich immer gegen ihn benommen. Aber freilich, hätte er ſich nicht in Illenhauſen niedergelaſſen, dann hätte ſich Kettenbauer noch geraume Zeit halten können. Es konnte ein ganz abſcheulicher Zuſtand werden, wenn dieſer Familienvater immer mehr herunterkam und er ſelbſt ſich ſozuſagen von deſſen Verfalle bereicherte. Das war ein Bild des Kampfes ums Daſein von allzu greller Färbung. So Mann gegen Mann ſpielte ſich die Sache in der Großſtadt doch nicht ab. Da wurde ja ein Menſch der unmittelbare Feind des anderen, dem er eigentlich Liebe bieten wollte? Mit Kettenbauer mußte gründlich geſprochen werden, denn zu den ſchärfſten Konſequenzen durfte es nicht kommen. Die Gelegenheit zu einer ſolchen Ausſprache wollte ſich nicht gleich finden. Zweimal ſchien ſie gegeben, aber Kettenbauer verhielt ſich derart, als ahne er etwas und wolle die Möglichkeit durch äußerſte Zurückhaltung vereiteln. Endlich gelang es Lindacker bei einer ganz zufälligen Begegnung in einem Dorfe, ſeinen Zweck zu erreichen. Es war ein ſonnenheller, warmer Vorfrühlingstag, aber von vorhergegangenen Regentagen her war die Straße ſchier unwegſam. Die beiden ſich begegnenden Ärzte trieften von Schmutz an den Stiefeln. Ketten-

bauer führte sein Fahrrad, das voller grauem Straßenschlamm war, an der Hand.

„Guten Morgen, Herr Kollege!“ rief Lindacker. „Ist doch eine dreckige Poesie, so ein Frühlingstag in einem bayrischen Dorfe. Mein Rad habe ich im Wirtshaus eingestellt und will es nachher, wenn ich mit den Besuchen fertig bin, putzen. Na, bei Ihnen hängt auch ein halber Zentner daran.“

„Ich hab' nur einen alten Bauern besucht, der unter ärztlicher Assistenz sterben will,“ antwortete Kettenbauer. „Da verlohnt sich das Einstellen nicht recht.“

„Wir könnten aber zusammen nach Hause fahren,“ sagte Lindacker. „Ich habe nur noch zwei Gänge zu machen, die mich nicht lange aufhalten.“

Kettenbauer zögerte und meinte dann, er werde sein Rad bis zur Mühle vor dem Dorfe schieben, es dort reinigen und auf Lindacker warten.“

Dieser meinte:

„Sie könnten mich doch gleich am Wirtshaus erwarten.“

Kettenbauer lächelte und sagte:

„Dort kennt man mich, und ich will mich nicht als krank bemitleiden lassen, führe aber absichtlich kein Geld bei mir.“

„Also dann in der Mühle,“ lautete Lindackers Entgegnung, mit der er sich entfernte.

Die zwei Krankenbesuche waren rasch erledigt,

und er nahm vom Wirtshaus sein Rad ungeputzt weg, um möglichst bald an der Mühle zu sein, wo er den Kollegen noch mitten in der Arbeit traf. Dieser setzte schwer atmend aus und sagte:

„Das ist eine Höllenarbeit, die ich ohne Sie gar nicht gemacht hätte. Zu Hause wäre schon mein Linerl daran gegangen. Jetzt denken Sie sich wohl Ihr Teil, weil Sie mich so kurzatmig finden? Ist aber doch nichts, ganz und gar nichts, bin kerngesund."

„Kerngesund sind Sie nun nicht, lieber Kollege," sagte Lindacker entschieden, während er in das Innere der Mühle trat, um sich Wasser reichen zu lassen.

Als er gleich wieder mit einem Kübel in der Hand zurückkehrte, sagte Kettenbauer:

„Sie sind mir doch sonst immer ein guter Kollege gewesen. Wenn Sie jetzt noch das Gerede der Leute, das ich kenne, unterstützen, dann kann ich mich auf das Hühneraugenschneiden verlegen."

Er sprach ruhig, traurig.

Lindacker antwortete ihm:

„Was fällt Ihnen denn ein? Von mir haben Sie nichts zu fürchten, aber Ihr eigenes Aussehen und Gehaben ist's, aus dem das Gerede entsteht."

„Das hat mit der Krankheit nichts zu tun," lautete die Antwort.

„Das sagen Sie und glauben es vielleicht selber. Aber Sie wissen doch auch so gut wie ich, daß Ge-

mütszuſtände oft mit phyſiſchen Übeln zuſammenhängen."

Kettenbauer machte ſich ein Weilchen an ſeinem Rade ſtumm zu tun, ehe er halb mit ſich ſelber redend, ſagte:

„Mit einem phyſiſchen Übel — — — das braucht aber keine Krankheit zu ſein."

Lindacker, der ſein Rad vom ärgſten Schmutze befreit hatte, ahnte recht wohl, was mit dieſen Worten gemeint war, enthielt ſich aber zunächſt einer Gegenäußerung. Er brachte den Waſſereimer ins Haus zurück, und dann ſtiegen beide Herren auf die Räder, ſich nach Illenhauſen zuwendend.

Kettenbauer war es, der nach einer längeren Weile ſagte:

„Im Sommer möcht' ich ein Rad für mein Linerl haben, daß es mich auf die Praxis begleiten kann. Das Mädel muß mehr körperliche Bewegung haben, und ich hab' eine Ahnung, als ob es auch ſonſt gut wäre, ſie nicht allein zu Hauſe zu laſſen."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte Lindacker.

„Sie wird von der Mutter ſchlecht behandelt," lautete die ſcharf hervorgeſtoßene Antwort.

„Weil ſie nicht zu Fräulein von Colonne gegangen iſt? Oder weshalb denn?" ſagte Lindacker.

„Weil ſie's fertig gebracht hat, daß ich nicht mehr ſaufe. Das ärgert die Alte."

„Haben Sie denn dafür irgend welche Anhaltspunkte?“

„Freilich hab' ich die. Die Alte hetzt die jüngeren Geschwister gegen sie auf, um ihr das Leben zu Hause schwer zu machen. Ich seh's, wie es an ihr würgt, daß es zu keinem richtigen Skandal mehr mit mir kommt, weil das Linerl mich immer im Zaum hält, wenn sie mich reizen will. Sie will sie aus dem Hause haben, und ich soll wieder saufen.“

„Aber das wäre ja doch, von allem anderen abgesehen, geradezu unsinnig!“

„Ein boshaftes Weib frägt nicht nach Sinn und Unsinn. Das handelt nur aus dem Drang, der in ihm wühlt, zu treten und zu beißen.“

Lindacker schwieg, und Kettenbauer nahm das Gespräch nach einer Weile wieder auf, indem er sagte:

„Ja, ja, mit meiner sogenannten Besserung habe ich mir nicht gerade einen Vorteil geholt, und dem Mädel, für das ich es tat, ist auch nichts damit genützt worden. Ich kann Ihnen sagen, es ist ein recht sonderbares Gefühl, so zu erfahren, daß es mit dem berühmten Lohn der Tugend Essig ist.“

„Es wäre eben wahrscheinlich gut gewesen, Fräulein Linchen zu ihrer Beschützerin zu geben,“ sagte Lindacker in zurückhaltendem Ton.

„Das weiß ich! Aber ist's denn von einem Menschen zu verlangen, daß er das Einzige von sich

gibt, was ihn noch an einen besseren Daseinszweck erinnert. Auf Besuchsfuß soll ich mit dem Mädel verkehren! Sie ahnen nicht, lieber Kollege, wie man sich an so ein Restchen Liebe klammert, ohne das man mit den Armen ins Leere greift, und welche Angst man vor dieser Leere hat."

Lindacker war ergriffen von dem zwar noch verhaltenen, aber doch deutlich genug klingenden Schmerzenston einer schwer leidenden Seele.

„Ihnen ist viel Unrecht geschehen," sagte er.

„Das dürfte wohl der Fall sein!" lautete die Antwort.

Nach einer längeren Weile fing Lindacker wieder an:

„Das hilft nun alles nichts. Sie müssen sich aufraffen, Kollege. Verzeihen Sie, daß ich als Jüngerer so zu Ihnen spreche, aber in Ihren Jahren darf man sich noch nicht selbst aufgeben, wie Sie es tun. Sie haben doch gezeigt, daß Sie Willensstärke haben. Warum bleiben Sie auf halbem Wege stehen und bringen sich dadurch um die Vorteile Ihrer veränderten Lebensweise? Wie auch Ihre Verhältnisse sein mögen, die Erkenntnis, auf dem rechten Weg zu sein, muß Ihnen doch den nötigen Lebensmut geben."

„Schön gesagt, verehrtester Herr Kollege," antwortete Kettenbauer. „Es handelt sich nur darum, wie dick das Fell ist, das man hat. Der Alkohol macht aber dickfelliger. Jetzt spüre ich erst, wie viel ich jahrelang ausgehalten habe. Ein böses Weib,

mein Bester, ist ein Übel, gegen das es keine Arznei gibt, sondern nur Narkose. Ohne die ist's schwer zu ertragen, und es ginge auch gar nicht, hätt' ich das Mädel nicht so gern. Wie's mit dem Erwerb weiter gehen soll, das weiß ich freilich nicht."

„Aber das ist doch eine sehr ernste Frage," meinte Lindacker.

„Irgend eine Antwort wird schon kommen, aber ich kann sie halt vorläufig nicht finden," versetzte Kettenbauer mit bitterer Ironie.

Lindacker sah ein, daß das Gespräch zu keinem irgendwie fruchtbaren Ergebnis führen könne, und die weitere Fahrt wurde nur noch einmal kurz durch Kettenbauer unterbrochen, der plötzlich sagte:

„Sie haben ja kürzlich auch mit Linerl über mich gesprochen."

„Allerdings," lautete die Antwort. „Das war doch kein Unrecht?"

„Das nicht," entgegnete Kettenbauer, und dann war es wieder still zwischen beiden.

Lindacker berichtete Fräulein von Colonne über diese Fahrt und fügte bei:

„Was für ein Abgrund kann doch die Ehe sein und, verzeihen Sie als Dame, zu welcher Geißel kann das Weib werden!"

Bedächtig antwortete Fräulein von Colonne:

„Lieber Herr Doktor, lassen Sie uns vorsichtig sein. Diese Frau Kettenbauer ist mir ganz und gar

nicht sympathisch. Sie ist eine Frau von ganz niedriger Sinnesart, aber deshalb ist noch nicht gesagt, daß sie so werden oder daß sie damit Schaden anrichten mußte. Wir haben auch beide den jungen Kettenbauer nicht gekannt, ob er mit einem Weibe umzugehen verstanden hat. Das Zusammenleben von Weib und Mann ist ein gar verwickeltes Ding. Das eine will ich Ihnen allerdings zugeben, daß keineswegs immer das Weib die zartere Seele ist, und daß es vor allem meist zu wenig denkt und zu eigensinnig will. Dadurch entwickeln sich böse Gewohnheiten gefährlichster Art."

„Was ist aber jetzt zu tun?" fragte Lindacker.

„Weiter nichts," lautete die Antwort, „als mit aufmerksamer Teilnahme aufzupassen, ob und wann man beispringen kann. Mein Geschmack ist ja ein so untätiges Mitleid auch nicht. Auf das Linchen warte ich aber nach wie vor mit offenen Armen."

Siebentes Kapitel.

Im Monat April tauchte in Illenhausen eine höchst sensationelle Erscheinung auf. Es war das die ältere Tochter des Kaufmanns Isidor Löb, die man seit einer Reihe von Jahren nicht mehr in der Heimat gesehen hatte. Zuletzt war sie als Schülerin der Münchener Musikschule da gewesen, jetzt kam sie als Opernsängerin. Beim Theater nannte sie sich Sophie Leona, und während der eben abgelaufenen Saison war sie Primadonna an einem norddeutschen Provinztheater gewesen. Das letztere hatte man schon einige Tage vorher im Löbschen Laden erfahren, wo jedermann auf das bevorstehende Ereignis vorbereitet wurde. Etliche Personen hatten sie dann mit den Familienangehörigen vom Bahnhof heimgehen sehen. Da war sie in Staubmantel und Reisehütchen gewesen. Aber bald nach ihrer Ankunft ging sie, von Mutter und Schwester begleitet, durch die Hauptstraße in weißen Schuhen, einen großen schwarzen Hut mit vier hochaufstehenden weißen Federn auf dem Kopfe; seidene Unterröcke raschelten unter dem nach neuester Mode zugeschnittenen, reich aus-

geputzten hellgrauen Kleid, weiße Glacés trug sie und ein zierliches Schirmchen mit einem funkelnden Knopf. Das ihren Kleidern entströmende Parfüm zog eine gute Strecke hinter ihr her. Die vornehmsten Leute, wie zum Beispiel Frau von Weißenhagen, lächelten zwar, gerade so wie die geringsten, etwas spöttisch. Es gab auch einige Personen, die zu wissen glaubten, Theater, die schon Ende März die Saison schlössen, gehörten nicht zu den bedeutendsten. Aber die Sache war doch interessant, gab Unterhaltungsstoff. Noch interessanter wurde sie, als Fräulein Sophie Leona am Tage nach ihrer Ankunft daran ging, in einem hellgrauen Hut, auf dem weiße und rosenfarbene Federn schwankten, und in einem hellgelben Frühjahrsüberwurf mit phantastischem, dunkelgrauem Ausputz Besuche bei den Honoratioren zu machen. Man empfing sie überall mit einiger Befangenheit, weil man sich nicht recht zu ihr zu stellen wußte. Zunächst war ihre Familie zwar ganz wohl angesehen, aber man stand nicht in näherem Verkehr damit, dann aber hatte man über solche Damen vom Theater doch schon dies und das gehört.

Aber Fräulein Leona führte sich sehr unbefangen als Illenhauser Kind ein, das sich verpflichtet fühle, bei den Nachbarn guten Tag zu sagen und wußte dann sehr unterhaltend zu plaudern. Ein bißchen ‚affektiert' mochte sie ja sein, aber bildhübsch war sie auch. Sie blieb ja nur vier Wochen, um dann,

wie sie sagte, in verschiedenen Badeorten Konzerte zu geben. Das bot eine angenehme Abwechslung und zog keine weitere Folgen nach sich. Sie wurde denn auch zur letzten Reunion geladen und gab dort einige Lieder zum besten. Diese Gesangsleistung veranlaßte den Bezirksamtmann Sensburg, sich in eine sehr lebhafte Unterhaltung mit ihr einzulassen, als deren Ergebnis er zu der Gattin die Meinung äußerte:

„Diese Leute haben doch ihren besonderen Schliff. Sie reden ganz anders, als man es sonst zu hören bekommt."

Im Laufe des Abends knüpfte auch Frau Sensburg mit der Sängerin ein Gespräch über musikalische Dinge an, fand aber bald, daß sie über gewisse Opernpartieen hinaus kein weiteres Interesse für Musik hatte. Offenbar ließ sie sich aber sehr gern den Hof machen, und man konnte beobachten, daß sie große Gewandtheit im Verkehr mit Herren besaß. Dabei wollte es Frau Sensburg scheinen, als begünstige sie Doktor Lindacker. Ihre dunklen Augen übten im Gespräch mit ihm ein viel lebhafteres Spiel, und auf den anmutigen, vollen Mund legte sich viel häufiger ein feines Lächeln, als dies in der Unterhaltung mit anderen der Fall war. Lindacker war ja auch der gebildetste und hübscheste unter den jungen Herren. Er schien aber die ihm erwiesene Auszeichnung nicht allzu lebhaft aufzunehmen.

Als ſich Gelegenheit fand, machte Frau Sensburg eine leichte, neckende Bemerkung gegen ihn. Er ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte:

„Hat weiter gar keine Gefahr.“

„Es iſt aber doch ein ſehr hübſches Mädchen,“ meinte Frau Sensburg.

„Das ſchon,“ lautete die Antwort, „aber es iſt mir viel zu viel Parfüm dabei.“

„Das lieben Sie nicht?“ ſcherzte Frau Sensburg. „Auf die meiſten Herren ſoll gerade das einen beſonderen Reiz ausüben.“

„Weiß ich,“ entgegnete Lindacker. „Ich will mich gar nicht beſſer machen als andere und geſtehe zu, daß es mich auch amüſiert, einmal mit dieſer Abart zu tun zu haben. Aber imponieren laſſe ich mir nicht davon. Dazu bin ich noch nicht lange genug in Illenhauſen.“

„Sie markieren den Münchener. Ob das nicht ein bißchen Koketterie von Ihnen iſt? Das ſticht vielleicht gerade dem Fräulein Leona in die Augen.“

Lindacker ſchüttelte jetzt wieder den Kopf und ſagte lachend:

„Muß ich mich alſo durchaus in dieſes Fräulein Löb verlieben?“

Jetzt lachte auch Frau Sensburg und meinte:

„Nein, Sie müſſen nicht, aber es wundert mich nur, daß Sie nicht wollen.“

Ein prächtiges Frühlingswetter mit warmem

Sonnenschein war eingetreten, und dieser Umstand wurde zu einem gemeinsamen Ausflug nach einem Nachbarorte ausgenutzt. Mit Fräulein Leona war auch deren jüngere Schwester dazu eingeladen worden.

Die jungen Herren wagten sich nicht so recht an die Sängerin heran, deren Unterhaltungsweise ihnen nicht ganz bequem war. Um so eifriger bemühte sich der Bezirksamtmann um sie. Durch eine taktlose Bemerkung, die die Frau Bürgermeister darüber machte, wurde Frau Sensburg mehr verstimmt als durch das Verhalten des Gatten selbst, das ihr ja keine ernstliche Eifersucht einflößte, aber gerade durch diese Bemerkung in das Licht einer Rücksichtslosigkeit gegen sie kam. Dank dessen mußte sie sich jetzt von den Damen so etwas wie tröstendes Mitleid gefallen lassen.

Doktor Lindacker kam später von der Praxis auf dem Rade nach dem Ausflugsort, und als sie ihn wahrnahm, empfand es Frau Sensburg gerade so, als komme ihr eine große Freude, die sich alsbald in ein heftiges Zorngefühl verwandelte, als Fräulein Leona von ihrem Sitz aufsprang und mit geräuschvoller Liebenswürdigkeit ‚unser Doktorchen' begrüßte. Sie war offenbar der Meinung, Lindacker würde an ihrer Seite Platz nehmen. Dem wich er aber ganz unauffällig aus, indem er ihr schräg zugewendet sich neben Frau Sensburg setzte. Fräulein Leona richtete nun sehr häufig das Wort an ihn,

warf auch dann und wann einen Blick herüber, aber es kam zu keinem lebhafteren Einvernehmen. Dagegen verschwand das Mißbehagen der Frau Sensburg sehr schnell bei seinem Geplauder. Er fuhr später der Gesellschaft auf dem Rad nach der Stadt voraus, und Frau Sensburg trug auf dem Heimweg ein heiteres Siegesgefühl in sich. Jetzt war es ihr ganz gleichgültig, daß ihr Gatte wieder der Sängerin nicht von der Seite wich. Ja, als sie beim Abendbrot saßen, gefiel sie sich ihm gegenüber in übermütigen Neckereien, die er mit einiger Verlegenheit hinnahm. Er hatte doch wohl seine Stellung vergessen und sich eine Blöße vor der Gesellschaft gegeben. Das war ihm höchst peinlich, und als er am selben Abend auch am Stammtische Scherze derselben Richtung anhören mußte, wurde er sehr unwirsch. Bei weiteren Begegnungen mit Fräulein Leona nahm er eine vorsichtigere Haltung ein. Frau Sensburg bemerkte das wohl, aber sie gewann doch keine volle Befriedigung daraus. Die Sängerin fühlte sich dadurch anscheinend noch mehr zu Doktor Lindacker hingedrängt und betrieb, von ihrer fast ebenso hübschen Schwester unterstützt, eine förmliche Belagerung. Alle Augenblicke wurden die beiden Mädchen bei einer ‚zufälligen Begegnung' mit ihm betroffen, und bei geselligen Zusammenkünften wußten sie ihn mit der größten Verfrorenheit für sich in Beschlag zu nehmen. Er verhielt sich ja sehr korrekt, die Mädchen

aber und namentlich die Sängerin, schlugen einen Ton von solcher Vertraulichkeit an, als wäre er ein naher Verwandter von ihnen. Das verdroß Frau Sensburg, denn es war höchst unpassend von den jungen Mädchen, die ja eigentlich gar nicht in den Gesellschaftskreis gehörten. Man weiß auch nie genau, was man von einer solchen Theaterdame zu halten hat, und schließlich fiel der Doktor mit seiner gutmütigen Liebenswürdigkeit doch ins Netz der Kokette. Das war vielleicht noch schlimmer als jene verflossene Liebschaft mit der jungen Regenauer. Sie mußte ihn davor bewahren. Frau von Weißenhagen hatte, als sie davon andeutungsweise sprach, nur mit der Schulter gezuckt und gesagt:

„Diese jungen Herren! 's ist einer wie der andere, und warum soll gerade ein Doktor besonders tugendhaft sein!"

Und Fräulein von Colonne, mit der sie auch darüber flüchtig sprach, meinte gar:

„Vielleicht wäre eher die Dame zu warnen. Ein Weib wagt mit derlei Spielen jedesmal ein Schicksal."

Da sagte Frau Sensburg denn doch:

„Dazu fühle ich mich nun gerade nicht veranlaßt, die Sittenwächterin dieses Fräulein Leona zu spielen, das offenbar sehr gut weiß, was es tut."

Sie fand es ja verzeihlich, wenn Lindacker von der schönen Person sich hätte verlocken lassen, aber

er ſollte ſein Gefühlsleben nicht ſo verzetteln, wie andere junge Leute. Es war ſchade um ihn. Sie war überzeugt, daß in ihm ein reicheres Gemütsleben ſchlummerte, das nur der richtigen Stunde harrte, um aufzublühen.

Einige Male gelang es ihr denn doch, den Mädchen das Spiel zu ſtören und ſich zwiſchen ſie und Lindacker einzudrängen. Er war dann immer ſo ritterlich, ſofort der verheirateten Frau den Vorrang zu gewähren.

Endlich reiſte Fräulein Leona ab. Ohne daß beſonders darüber geſprochen wurde, verſchwand ihre Schweſter wieder aus dem Kreis, in den ſie um ihretwillen hereingezogen worden war.

Frau Sensburg fühlte eine deutliche Erleichterung, daß dieſe Epiſode erledigt war. Es war doch Zeit geworden, ſich etwas weniger mit Lindacker zu beſchäftigen. Bei längerem Aufenthalt der Sängerin hätte es kommen können, daß dieſe zwar nicht Lindacker, wohl aber mittelbar ihr ſelber gefährlich geworden wäre. Der unvermeidliche Verkehr mit ihm gewann jetzt wieder jene ruhigere Stimmung des Wohlgefallens, die ſie, von dem Zwiſchenfalle gewarnt, vorſichtig behütete. Mit regem Eifer ſchmiegte ſie ſich dagegen an den Gatten unter dem Vorwand der überſtandenen Sorge um ſeine eheliche Treue. Dieſer ließ ſich ſolchen Tugendlohn wohl gefallen und gab dabei ſehr deutlich zu erkennen,

daß solche Sorge der Gattin seiner männlichen Eitelkeit schmeichle. Wenn sie zeitweilig ohne jede äußere Anregung urplötzlich die Arme um seinen Hals schlang und ihre Lippen mit Leidenschaft an seinen Mund preßte, dann neckte er sie behaglich lächelnd wegen ihrer Verliebtheit und spielte mit ihr wie ein wohlgelaunter Sultan. Frau Sensburg fühlte, daß er wirklich eine Macht auf sie ausübte, die, wie sie auch zu nennen sein mochte, auf ihre seelische Stimmung beschwichtigend einwirkte. Da war eines Tages Lindacker bei ihnen zu Tisch. Als sich nach Tisch der Bezirksamtmann erhoben hatte, Zigarren herbeizuschaffen, fiel es ihm ein, bei dieser Gelegenheit die Gattin, die eben mit Lindacker aufrecht stehend sprach, von rückwärts mit derber Zärtlichkeit zu überfallen. Diese entschlüpfte ihm mit einem leisen Schrei, sah ihn aus heiß gerötetem Gesicht zornig an und entfloh.

Lindacker befand sich in großer Verlegenheit. Der Bezirksamtmann aber sagte lachend:

„Sie kommt schon wieder. Vor anderen Leuten soll man gerade so tun, als ob man nur eben befreundet miteinander sei. Unter vier Augen halten sie's ganz anders."

Dabei kniff er lächelnd die Augen zusammen. Lindackers Verlegenheit wurde jetzt zur Entrüstung. Er sagte sehr mürrischen Tones:

„Das hättest du nicht tun sollen."

„Ach was! 's ist doch keine alte Hofdame!“ lautete die Entgegnung.

Als seine Frau längere Zeit ausblieb, ging der Bezirksamtmann doch, um nachzusehen; er fand sie weinend in ihrem Zimmer. Sie weigerte sich ganz entschieden, zum Gaste zurückzukehren, und sagte schließlich:

„Rede dich aus, wie du willst; aber Doktor Lindacker soll nicht glauben, ich sei die Behandlung einer Kellnerin gewohnt.“

Der Bezirksamtmann kam etwas begossen zu seinem Gaste zurück, der sich bald entfernte.

Es kam zwischen dem Ehepaar zu keiner weiteren Auseinandersetzung, weil Frau Sensburg sich darauf besann, daß ihr Verhalten doch von einem ganz besonderen Antrieb bestimmt gewesen war, an den sie nicht weiter erinnert sein wollte. Bei der nächsten Begegnung mit Lindacker fühlte sie zunächst eine peinliche Beschämung, die in größte Genugtuung umschlug, als er ihr mit offenbarer Absicht besonders förmlich entgegenkam und aus dieser Förmlichkeit etwas Weiches, Teilnehmendes herausklang. In ihre Blicke, in ihren Händedruck kam ein Einverständnis, das Frau Sensburg mit unendlich süßem Schrecken erfüllte. Lindacker kam ihr auf einmal so nahe, als strecke er die Arme aus, sie an sich zu ziehen. Sie hätte sich in diesem Augenblick willenlos von ihm küssen lassen.

Er hatte keine andere Absicht gehabt, als ihr zu verstehen zu geben, wie wenig jener intime Vorfall seine Verehrung gemindert habe, und wie sehr er ihre Gefühle verstehe. Was sich jetzt aber in ihrem Gesicht ausprägte, hatte einen ganz neuen Reiz, der sie wesentlich verschönte und verjüngte. Das leise Lüften eines Vorhanges war es, das besondere Zauber der liebenswürdigen Frau ahnen ließ.

In den nächsten Tagen wurde er jedoch von einem noch eindrucksvolleren Ereignis in Anspruch genommen. Frau Billsteiner in Agnetenhof kam zur Entbindung, und zwar unter sehr schwierigen Umständen, die eine Weile den Charakter höchster Gefahr an sich trugen. Es war für ihn ein ganz eigen Ding darum, diese Frau vor sich liegen zu haben in höchster Schmerzensqual, eine Beute, um die er als Vertreter des Lebens mit dem Tod ringen mußte, und der sorgende Eifer des Arztes wurde durch eine unleugbare zärtliche Regung noch besonders angestachelt. Als er sich dann als Sieger bekennen durfte und der angstdurchwühlte Ehegatte ihm tränenden Auges, mit ringender Stimme dankte und seine kunstgeübten Hände nicht loslassen wollte, da wehrte er sich mit einer gewissen Erregung gegen solchen Überschwang der Gattenliebe, denn er störte nur die besondere Freude, die er im stillen empfand. Als Frau Billsteiner sich von der tiefen Schwäche, in die sie verfallen war, einigermaßen erholt hatte und

er eines Tages allein mit der Wöchnerin war, streckte ihm diese die wachsbleiche Hand entgegen und sagte mit bittendem Blick und weinerlich verzogenem Munde:

„Nicht wahr, Doktor, was gewesen ist, das vergessen Sie? Bitte, bitte!“

Er nickte langsam ernst mit dem Kopfe und drückte leise ihre Hand. Ihr kamen die Tränen in die Augen.

„Wozu das jetzt?“ mahnte Lindacker. „An die Zukunft wollen wir denken und nicht an Vergangenes!“

„Gerade jetzt denke ich an das Vergangene,“ antwortete Frau Billsteiner. „Sie haben ja keine Schuld daran. Was kümmert es die Männer, wenn ein Mädchen an sich selber frevelt! Sie nehmen nur, was ihnen geboten wird. Ich aber schäme mich jetzt, daß ich einmal so habe sein können.“

„Das haben Sie ja gutgemacht, indem Sie eine brave Frau wurden,“ sagte Lindacker herzlich, und mit einiger Betonung setzte er hinzu:

„Es wird mir eine große Freude sein, wenn ich Sie wieder gesund und lebensfroh vor mir sehe, liebe Frau Billsteiner. Ich sage das nicht bloß als Arzt.“

„Sie sind ein guter Mensch!“ sagte Frau Billsteiner. „Einen anderen an Ihrer Stelle würde ich jetzt wahrscheinlich hassen, und wenn er mir auch das Leben gerettet hätte. Bei Ihnen kann ich so was nicht.“

„Und dafür dank' ich Ihnen!" lautete Lindackers leise Antwort.

Sie gab ihm zu denken, die Frau, die den Weg von flachster Unkeuschheit zu weiblichem Feinsinn gefunden hatte, und ihm war es, als habe er sich mehr als sie des Vergangenen zu schämen. Man soll sich nicht an diesen Weibesblumen vergreifen, nur um des Spieles der Triebe willen, und wenn sie auch ganz schamlos ihre Blütenkelche bieten. Es schlummert etwas in ihnen, was sie selber nicht ahnen und was das Spiel mit der niedersten Dirne zur Tempelschändung machen kann. Es ist nur nicht leicht, ihrem Dufte sich kühlen Blutes zu entziehen, dem Dufte, der eben die Naturbestimmung hat, zu locken. Teufelei nennt es der Mönch, und von Schwäche redet der Nützlichkeitsmoralist, dem, wie dem Botaniker Blumen nur Pflanzen, Weiber nur Notwendigkeiten des Fortpflanzungszweckes sind, um die man nicht Zeit und Verstand vergeuden soll. Die Wahrheit liegt ganz anderswo. Eine Geldfrage ist im letzten Ende diese Geschlechtsmoral. Wäre es möglich in der zivilisierten Welt, daß die Geschlechter von den Tagen der Mannbarkeit an frei verkehrten, wie sie die Neigung leitet, das Tierische ließe sich leichter durch Sitten verhindern, als jetzt durch Sittengesetze, und in der Paarung blühte über den Trieben noch reicher, reiner die Zärtlichkeit des Gemüts als jetzt in der Ehe. Aber wer sollte die

Kosten dieser Freiheit tragen? Das ist der springende Punkt. Darum wird den blühenden Trieben und Gefühlen der feste, harte Zaum angelegt. Unter diesem Druck erlöschen sie nicht, sie entarten nur in Heimlichkeiten und Gelegenheiten des Zufalles.

Er fühlte eine große Sehnsucht darnach, sich einmal mit ganzer Seele auszuleben beim Weibe, denn was er bisher gekostet hatte, war bestenfalls nur ein schöner Rausch gewesen, dem die Ernüchterung gefolgt war. Er besaß keine wirklich große Erinnerung, und ihm war's, als habe sich seine Mannheit noch gar nicht entwickelt. So leben sie fast alle dahin, die jungen Männer, und verrohen und verdorren dabei. Aus der Not machen sie eine Tugend und reden dann davon, daß die Liebe zum Weibe nur eine Nebensache sei, die kein besonderes Gewicht in ihrem Leben habe. Er aber fühlte es deutlich, daß das Torheit war, daß die ernste Liebe zum ernsten Weibe den Höhepunkt des Lebens bedeute, den Menschen erst zum Menschen mache. Aber mit bitterer Ironie besah er sich daraufhin Illenhausen. Ja, das war echt illenhausisch, als ihm Assessor Wermund einige Tage später auf seine Frage, warum er denn übler Laune sei, antwortete:

„Ihnen kann ich's ja sagen. Ich werde dieser Tage meine Verlobung anzeigen, es geht nicht mehr anders. Ich hab' mich festgebissen."

Es konnte natürlich nur von der Apothekers-

tochter die Rede sein, zu der der Assessor schon lange in ziemlich offenkundigen Beziehungen stand.

„Das macht Sie mißvergnügt?“ fragte Lindacker. „Aber warum denn? Ihre künftige Braut ist ein hübsches, gutmütiges und auch wohl nicht unvermögendes Mädchen. Ich habe auch nie etwas anderes gedacht, als daß das Verhältnis ein ernstes Ziel verfolge.“

„Na ja, ich hab' das Mädel gern, und man muß hier ja froh sein, so was zu haben. Aber ich hab' nie ans Heiraten gedacht. Weil ich vielmehr vor dem Amtsrichter stehe, habe ich der Sache mit dem Weggang von hier ein Ende machen wollen. Das hat man wohl gemerkt, weil ich leise anfing, diesen Ausgang vorzubereiten. Es kam erst zu einigen Auseinandersetzungen zwischen uns beiden, und plötzlich rückten die Eltern heran. Die Tochter hatte ihnen Konfidenzen gemacht und — man läßt sich doch nicht gern als Schuft behandeln. Der Alte trat aber verdammt schneidig auf. Ich hätte mich schleunigst aus Illenhausen entfernen müssen, und der Zukunft wäre so ein Skandal nicht förderlich gewesen. Na ja, da war man fest gemacht. So geht's, wenn man zu lang in einem solchen Nest festliegt. Ich hatt' mir's zugeschworen, ‚geheiratet wird nicht'. Aber man kann eben das Wetter nicht machen.“

Lindacker empfand dieses Vertrauen des Assessors

ſehr unangenehm, denn es ſah darnach aus, als traue er ihm dieſelben zyniſchen Geſinnungen zu. Aber er hätte zu einem andern ſeiner Stammtiſchgenoſſen, der ihn ähnlich befragt hätte, wohl ebenſo geſprochen. Das war ſo der Geiſt, der unter den jungen Leuten herrſchte. Warum ſollte von dem ehemaligen Liebhaber der Thereſe Regenauer eine Ausnahme zu erwarten ſein?

Er ſagte aber:

„Sie haben mir eigentlich die Möglichkeit genommen, Glückwünſche anzubringen. Ich gratuliere Ihnen aber doch, daß Sie aus dieſer Junggeſellenwirtſchaft, wie ſie hier üblich iſt, herauskommen.“

Der Aſſeſſor erwiderte einigermaßen gereizt:

„Ich hab' mich ganz wohl dabei befunden und bereue nur verſäumte Gelegenheiten. Ihnen hat wohl dieſe Chanteuſe, die Leona, einen beſonderen Geſchmack beigebracht. Auf durchbrochene Strümpfe und ſonſtige Innerlichkeiten darf man hier freilich nicht viel Gewicht legen.“

„Was wollen Sie mit dieſem Fräulein Leona?“ entgegnete Lindacker ziemlich unfreundlich. „Ich hab' nichts von ihr gehabt und nichts von ihr gewollt.“

„Na, mitgenommen hätt' ich's, wenn mir's ſo bequem gemacht worden wäre,“ ſagte der Aſſeſſor trocken. Dann blieb er plötzlich ſtehen, machte ein ſcherzhaft drohendes Geſicht und fuhr malitiös fort:

„Doktorchen! Doktorchen! Seit es mit Ihnen

und der Thereſe aus iſt, ſpielen Sie eine Extrarolle. Unſere Art, wie wir's mit den Mädels halten, verachten Sie, von dem deutlichen Entgegenkommen der Leona haben Sie auch keinen Gebrauch gemacht. In München, ich weiß es wohl, frägt man gern bei ſchönen Frauen an. Da liegt der Gedanke nahe . . . . .“

„Und welcher, wenn ich bitten darf?“ unterbrach ihn jetzt Lindacker ſo ſcharf, daß der Aſſeſſor höchſt betroffen wurde. Er faßte ſich aber raſch und ſagte, einen luſtigen Ton anſchlagend:

„Sie werden doch Spaß verſtehen, Doktor! Ich habe ja gar nichts geſagt. Werd' mich hüten.“

„Solche Späße,“ verſetzte Lindacker jetzt mit ruhigem Ernſt, „ſind in einem Neſte wie hier höchſt bedenklich, und ich muß dringend bitten, ſie zu unterlaſſen.“

„Wir ſind ja unter uns,“ ſagte Wermund jetzt kleinlaut. „Vor andern frag' ich ſo was natürlich nicht. Aber die Weißenhagen müßte doch ein feiner Biſſen ſein! Soviel darf man doch ſagen? Was?“

Dieſes ‚Was‘ wurde mit zyniſchem Behagen ausgeſprochen.

„Für mich iſt ſie eine Dame,“ antwortete Lindacker, und Wermund verzichtete darauf, das Geſpräch fortzuſetzen.

Als er einige Tage ſpäter wirklich in die Lage kam, im Hauſe des Apothekers Glückwünſche anzubringen, wollte ihm das hübſche, dralle Ding einen

Augenblick leid tun, bis er in den Mienen von Mutter und Tochter eine Siegerlaune wahrzunehmen glaubte. Aus der lächelnden Würde der Frau Apotheker sprach etwas Spöttisches, wie:

‚Da ist mal einem von euch Mädchenjägern das Handwerk gelegt worden.‘

Und die blauen Augen des pausbackigen Blondkopfes schienen mit freundschaftlicher Vertraulichkeit zu sagen:

‚Gelt, ich bin ein raffinierter Racker?‘

Da Lindackers Gedanken ohnehin auf Wermund gelenkt waren, mußte ihm dessen Gerede über Frau von Weißenhagen einfallen, die eben eintrat, während er sich verabschiedete. Sie sah wieder, wie immer, reizend hübsch aus und ließ eine solche zynische Meinung, wie sie Wermund geäußert hatte, wenigstens nicht als Unsinn erscheinen. Wer überhaupt seinen freundschaftlichen Verkehr bei den Teeabenden der drei Damen einmal in einem solchen Lichte ansehen wollte, für den war in der Tat Frau von Weißenhagen das zunächst gegebene Objekt. Und doch nahm Lindacker eben jetzt, als er noch eine kurze Begrüßung mit ihr ausgetauscht hatte, die Empfindung mit, daß eine Anspielung auf Frau Sensburg ihn noch viel ärgerlicher berührt haben würde. Er erinnerte sich wieder jener Szene im Hause des Bezirksamtmanns. Der war genau von demselben Kaliber, wie Wermund, was die Anschauung

vom Weibe anging. Und, das war ihm gewiß, für Frau Sensburg paßte eine solche Anschauung ganz und gar nicht, gerade für sie nicht. Ein Arzt denkt sehr gelassen über die Ehe, und in einem Punkte unterscheiden sich Damen und Bauernweiber recht wenig oder gar nicht. Aber mit Frau Sensburg hatte es doch eine besondere Bewandtnis. Da wollte der medizinische Standpunkt nicht ausreichen, ja, er störte, war etwas, wie eine lästige Fliege, die vor den Augen tanzt, während man sich eines schönen Ausblickes erfreuen will. Er wußte nicht mit irgend einem Worte zu bezeichnen, wie er zu ihr stand. Eine solche Frau hätte er wohl haben mögen. Das war es, was ihm vorschwebte.

Eines Tages hatte er Berufsgeschäfte mit dem Bezirksarzt. Er traf den alten Herrn sehr schlechter Laune. Als nun die Angelegenheit, um die es sich handelte, erledigt war, sagte dieser:

„Es wird nicht mehr vorkommen, Herr Kollege, daß wir miteinander zu tun haben."

Lindacker machte ein sehr erstauntes, fragendes Gesicht.

„Ich schreibe heute noch mein Pensionsgesuch," fuhr der Bezirksarzt fort. „Alt genug bin ich dazu, und man hat mir das auch zu verstehen gegeben."

Wieder richtete Lindacker einen verwunderten Blick auf den Bezirksarzt, und dieser sagte mit bitterem Lächeln:

„'s ist so! Der Bezirksamtmann hat mir einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben. Hören Sie nur! Sie wissen vielleicht, daß gestern eine Sitzung der Bezirksvertretung war. Da kommt ganz am Schluß Sensburg damit heraus, daß er die Frage eines neuen Bezirkskrankenhauses jetzt ernstlich in Angriff zu nehmen gedenke. Ich weiß zwar, daß er sich mit dem Gedanken schon eine Weile trägt, aber, da er mit mir nie näher darüber gesprochen hatte, war ich ganz verblüfft. Ich mußte doch als Bezirksarzt sofort Stellung nehmen und war nicht vorbereitet darauf. Ich drückte denn auch meine Verwunderung über dieses Vorgehen sehr kräftig aus. Sensburg aber meinte, ich hätte noch Gelegenheit genug, mich über Einzelheiten zu äußern, zunächst sei es ihm darum zu tun, einmal einen Grundplan vorzulegen, der einen festen Anhaltspunkt gäbe. Und jetzt entwickelte er ganz ausführlich einen solchen Grundplan, den ihm ein medizinischer Fachmann entworfen haben mußte. Da wurde ich denn doch deutlich und erhob entschieden Widerspruch gegen diese Art, in wichtigen Dingen, die meiner Kompetenz zugehören, hinter meinem Rücken zu handeln. Sensburg zuckte die Achseln und meinte, es sei ganz seine Sache, wie er sich in einer wichtigen Frage informiere, und vor allem habe die Bezirksvertretung ein Interesse daran, zu erfahren, was Kenner der modernsten Einrichtungen von dem Neubau einer solchen Anstalt

verlangen. Ich legte noch einmal formellen Protest ein und ging meiner Wege. Ich kann mich freilich bei der Regierung beschweren und bekomme auch wohl der Form nach Recht, in der Sache aber kommt es zum Bau des Krankenhauses, und ich werde dabei beiseite geschoben. Das habe ich eingesehen, und so gehe ich lieber."

Lindacker hatte mit wachsender Erregung zugehört. Endlich sagte er:

„Herr Kollege, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß ich der Verfasser des Gutachtens oder Planes bin."

Der Bezirksarzt stieß ein lautes ‚Ah' aus. Lindacker erläuterte ihm nun, wie er zu seiner Handlungsweise gekommen sei, und gab seiner lebhaften Entrüstung über die Art, in der er mißbraucht worden sei, Ausdruck. Der Bezirksarzt zuckte die Achseln, und der Abschied der beiden vollzog sich in höchst kühlen Formen.

Achtes Kapitel.

Die Angelegenheit des allgemein beliebten Bezirksarztes übte auf die ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse eine störende Wirkung aus, die sich vor allem am Honoratiorenstammtische bei Regenauer geltend machte, aber auch sonst in den verschiedensten kleinen Zügen erkennbar wurde. Zu offenkundigen Gegensätzen kam es dabei allerdings nur insoweit, als Lindacker nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Bezirksamtmann dessen Haus mied und auch auf den Teeabenden der drei Damen sich, um nicht mit Frau Sensburg zusammenzutreffen, nicht mehr sehen ließ. Aber es gab Leute, die gegen Lindacker einen viel kühleren Ton anschlugen und, konnte man dem Bezirksamtmann in seiner Stellung nicht viel anhaben, so fanden verschiedene Damen doch Gelegenheit, seiner Frau ihr Mißfallen merken zu lassen. Lindacker beurteilte man als ‚altes Weib', das sich zu unwürdigen Diensten hatte mißbrauchen lassen und, wenn er jetzt seinem Freunde, dem Bezirksamtmann zu schmollen schien, weil er ihn in die Klemme gebracht hatte, so blieb er darum doch

ein Mann, auf den kein Verlaß war, von dem man zu erwarten hatte, daß er sich auch ein anderes Mal zu Intriguen und hinterlistigen Treibereien hergebe. Mochte er bei seiner Handlungsweise nur der Korpsbrüderschaft ein Opfer gebracht haben, so bezeichnete dies immerhin einen sehr beschränkten Gesichtskreis, mit dem man nicht zu rechnen Lust hatte. Vom Bezirksamtmann wußte man ja, daß er tyrannische Gelüste hatte, und man wunderte sich nicht über sein Verhalten, aber man fühlte es als einen Druck, daß der maßgebende Beamte auch zweifelhafte Mittel nicht verschmähte, seinen Willen durchzusetzen. Es erzeugte das eine höchst ungemütliche Empfindung. Wenn nun, was fast zu erwarten war, der nächste Bezirksarzt sich gerade so, wie Lindacker, zur dienstwilligen Kreatur machen ließ, dann, so meinten Schwarzseher, sei der Anfang dazu gemacht, daß Sensburg der selbstherrliche König von Illenhausen werde. Der Bezirksamtmann bewegte sich nach wie vor erhobenen Hauptes und heiterer Miene, gewissermaßen die herausfordernde Frage auf die Stirn geschrieben: ‚Wollen die Herrschaften etwas von mir?‘

Bei der Auseinandersetzung mit Lindacker hatte er das Schuldverhältnis vollständig umgedreht und diesem mit Vorwürfen über seine indiskrete Behandlung einer Vertrauenssache geantwortet, da er dem Bezirksarzte seine Verfasserschaft des Planes

mitgeteilt hatte. An der entstandenen Spannung lag ihm nicht sonderlich viel. Im Verhältnis zu dem erreichten Zwecke, war sie nur eine Unannehmlichkeit, die in den Kauf genommen werden konnte. Derlei glich sich im Laufe der Zeit von selber wieder aus. Man konnte in Illenhausen, zumal wie er die Stellung geformt hatte, nicht lange ohne den Bezirksamtmann auskommen, und überdies war der gute Lindacker gar nicht der Mann zu einer richtigen, kräftigen Feindschaft, abgesehen von dem Korpsverhältnis und abgesehen davon, daß er ihm seine jetzt höchst angenehme Existenz dankte. Wenn er sich recht besann, waren sie übrigens zu verschiedene Charaktere für ein tiefer angelegtes Freundschaftsverhältnis. Man konnte Lindacker ja durchaus nicht ‚schlapp' nennen, aber etwas Weichmütiges, Glattes, nach allen Seiten Verbindliches steckte in ihm, das auf die Dauer langweilig wurde. Er selber verstand sich gewiß darauf, mit Menschen umzuspringen und, wenn ihm daran lag, ihnen zu gefallen, aber die Sorte ‚Menschenfreundlichkeit', die Lindacker an den Tag legte, war ihm ganz und gar nicht sympathisch. Der ganze Kerl war so recht für Damen zugerichtet. Und da kam etwas in Betracht, was der augenblicklichen Spannung sogar eine gewisse Zweckmäßigkeit gab. Von eifersüchtigen Regungen konnte natürlich nicht die Rede sein. Seine Frau war ja so verliebt in ihn. Aber sie hatte ihre gelegentlichen

Launen, die ihm unbequem waren. Ein Menſch, wie Lindacker, war nun gerade der Richtige, ihr noch andere Flauſen in den Kopf zu ſetzen. Es ſchadete alſo nichts, wenn ſie weniger Verkehr mit ihm hatte.

Frau Sensburg ſah nach dem, was ihr der Gatte mitgeteilt hatte, recht wohl ein, daß Lindacker im Rechte war, wenn er ſich verletzt fühlte. Aber er trieb es ihrer Meinung nach damit zu weit, namentlich was ſie anging, die doch ganz unſchuldig an der Sache war. Wenn er auch nicht ins Haus kommen wollte, ſo brauchte er doch auch nicht die Teeabende bei Frau von Weißenhagen und Fräulein von Colonne zu meiden, und ebenſowenig war es nötig, auf der Straße mit förmlichen Grüßen vorbeizugehen, ſtatt, wie es allgemein unter Bekannten Sitte war, ſie anzureden. Bei ganz unvermeidlichen Zuſammenkünften benahm er ſich ſo ſteif, daß ſie immer in peinliche Verlegenheit geriet. Und doch ſprach dabei aus ſeinen Augen etwas, als bedauerte er den Zwang der Lage. Sie konnte auch nicht umhin, ihm gelegentliche Blicke zuzuwerfen, die er als eine Mahnung anſehen mochte, der Sache doch wieder ein Ende zu machen. Dieſes Augenſpiel, ſie fühlte es recht wohl, wurde mit der Zeit bedenklich. Es lag mehr Vertraulichkeit darin, als eines oder das andere in Worten gewagt haben würde. Aber ſo oft ſie es verſuchte, eine kalte Höflichkeit in ihren Blick zu legen, mißlang die Abſicht. Statt deſſen erwuchs aus der

längeren Dauer der Entfremdung ein immer lebhafter werdendes Sehnſuchtsgefühl. Sie war tief verſtimmt, wenn ſie ihn einmal einen ganzen Tag hindurch nicht geſehen hatte, und wie ein junges Mädchen lauerte ſie hinter den Gardinen, ob er etwa am Hauſe vorbeigehe. Dabei machte ſie die Wahrnehmung, daß er dies nie tat, ohne einen kurzen Blick hinaufzurichten. Sie machte ſich endlich gar kein Hehl mehr daraus, daß ſie ein ſüßes Geheimnis in der Seele barg, mit dem zu ſpielen einen außerordentlichen Reiz hatte, und dieſem Reiz gab ſie ſich willig hin. Was war denn ſo Böſes dabei, wenn ſie daran dachte, was Lindacker im Augenblick wohl tun möchte, wenn ſie im Geiſte am Stammtiſch verweilte und ihn beobachtete, wenn ſie, auf die Straße tretend, die Hoffnung hegte, ihm zu begegnen, und wenn ſie die weitere Hoffnung mit ſich trug, er möchte gerade ſo an ſie denken? Es machte ſie innerlich ſo reich, ſchuf eine ſo ſchöne Traumwelt. Wen kümmerte es, wenn ſie in einem Winkelchen der Seele ſich ein Einzelleben zurecht ſchuf, das nie aus der Verborgenheit ihres innerſten Ichs heraustrat? Und wenn es einmal dazu käme, daß Lindacker ſie erriete und wenn ſie dann beide eine Neigung zueinander hegten, die ſich kaum in einem Blick, in einem Händedruck, wie durch ein leiſes Geheimzeichen verſtändigte, dann war das doch nichts anderes als eine wunderſchöne Pflege edelſter Gefühle! Das

Letzte, Innerste des Menschen muß doch sein Eigentum bleiben und gar, wenn niemandem dabei etwas entzogen wird. Wohl gab es daneben noch eine Stimme, die sich in die weich die Seele umschmeichelnden Regungen mit rauher Nüchternheit mischte, und diese schalt es entweder lächerlich oder böse, wenn eine Mutter mehrerer Kinder, eine Frau, die an ihrem Manne nichts Ernstliches zu beklagen hat, mit Verliebtheiten tändle. Das Leben einer Gattin und Mutter habe einen fest abgeschlossenen Inhalt, groß genug, um Genügen daran zu finden, und dieses Genügen sei zugleich eine ernste Pflicht. Frau Sensburg schämte sich, wenn diese Stimme hörbar wurde, und suchte unruhig nach irgend welchem Umstand, der zu ihrer Rechtfertigung dienen könnte, aber sie wagte es nicht, den Gatten ernstlich anzuklagen, und Lindacker übte auch keine Verführungskünste, die sie entlastet hätten. Meist reichte aber zur Beschwichtigung der störenden Stimme der Gedanke aus, das Ganze sei ja gar nicht so schlimm, ein Spiel der Sympathie, und jene Stimme sei nur der Ausfluß philiströser Ängstlichkeit, in der sie nun einmal aufgezogen war, und die in jeder freieren Regung Sünde sah. Bei solcher Ängstlichkeit mußte man ja verkümmern und verknöchern bis zur völligen Seelenlosigkeit. Das war ihr eben nicht gegeben, ihr Gefühlsleben war nicht so ärmlich, wie das anderer Frauen.

Eines Tages reiſte Frau Sensburg, wie es zuweilen von den Illenhauſener Damen geſchah, nach der Provinzhauptſtadt, dort Beſorgungen für die Toilette zu machen, die ſich im eigenen Städtchen nicht erledigen ließen. Als ſie zum Frühzug nach dem Bahnhof kam, ſtand Doktor Lindacker auf dem Bahnſteig. Erſt tauſchte man nur ſtumme formelle Grüße und blieb in gemeſſener Entfernung voneinander. Erſt als der Zug heranrollte, kam man in dem Beſtreben, möglichſt ſchnell Platz zu finden, dicht nebeneinander zu ſtehen, und jetzt richtete Lindacker die kurze Frage an Frau Sensburg, ob ſie auch nach der Hauptſtadt fahre, worauf eine noch kürzere Antwort erfolgte. Zugleich wurden aber Blicke ausgetauſcht, die mit einiger Spannung zu fragen ſchienen: ‚Werden wir die Reiſe im ſelben Wagen machen oder weichen wir uns auch jetzt wieder aus?‘

Der Schaffner des ſtark beſetzten Zuges half ihnen über den Zweifel dadurch weg, daß er ſie beide in ein Abteil für Nichtraucher drängte, wo ſich gerade noch zwei leere Plätze fanden und zwar einander gegenüber. Ein Geſpräch war unausweichbar, aber es bewegte ſich während der anderthalbſtündigen Fahrt ſehr mühſam mit langen Pauſen vorwärts, und beide betrachteten es als Erlöſung aus einer peinlichen Situation, als ſie ſich am Ziele wieder mit ſtummer Förmlichkeit trennten. Es war unvermeidlich, daß ſie ſich im Laufe des Tages im

nicht allzu großen Hauptverkehrsviertel wieder trafen. Jetzt hatte Lindacker nicht länger mehr Luft, das Spiel der kühlen Höflichkeit fortzusetzen. Frau Sensburg trug einige Pakete. Er hielt sie an und sagte in scherzendem Ton:

„Darf man nicht ein bißchen mithelfen bei diesem Gütertransport?"

Frau Sensburg war erst überrascht, und eine jähe Röte stieg in ihrem Gesichte auf. Rasch faßte sie sich aber, und auf den Ton eingehend, erwiderte sie heiter:

„Wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen gern etwas abgeben. Sie brauchen sich nicht lange zu bemühen. Meine Bekannten, bei denen ich alles ablege, wohnen nicht weit."

Als sich nun Lindacker sämtlicher Pakete bemächtigte, meinte Frau Sensburg, so habe sie es doch nicht gemeint, und für einen Herrn sehe es auch gar nicht gut aus. Er aber erwiderte lustig:

„Was schadet es denn, wenn man mich für einen Geschäftsdiener hält?"

„Das wird man nun gerade nicht," entgegnete Frau Sensburg. „Wohl aber könnte man denken, ich nützte eine Liebenswürdigkeit rücksichtslos aus."

„Lassen Sie die Leute denken, was sie wollen. Wir sind ja doch nicht von hier!" sagte Lindacker.

„Ich habe aber Bekannte hier und Sie wohl auch."

„Die sehen dann, daß wir Illenhausener gute Leute sind, bei denen einer dem anderen hilft.“

Frau Sensburg griff den Scherz auf und sagte in neckendem Ton, bei dem eine leise Schärfe durchklang:

„Die Illenhausener sind leider nicht immer so gute Leute. Sie können vielmehr sehr unliebenswürdig untereinander sein, so daß sie ihre besten Freunde schlecht behandeln.“

Lindacker erwiderte:

„Ich verstehe recht wohl, gnädige Frau. Aber Sie dürfen mir glauben, daß ich die Sachlage sehr, sehr bedaure. Es war eine instinktive Gewalt, die mich vorhin zwang Sie anzusprechen, und die hätte sich wohl nicht geltend gemacht, wenn ich nicht eben Ihr Wohlwollen so sehr vermißte.“

„Sie hätten aber doch gar nicht nötig, dieses Wohlwollen, wie Sie es nennen, zu vermissen, wenn Ihnen wirklich etwas daran gelegen wäre.“

„Gnädige Frau — —“

„Ich gebe es zu, es mochte Ihnen durch die Differenzen mit meinem Mann der bisherige freundschaftliche Verkehr in unserem Haus erschwert worden sein. So etwas überbrückt man aber möglichst, und deshalb brauchen Sie nicht bei allen Anlässen demonstrativ eine Entfremdung zu markieren. Nein, nein, Herr Doktor, das ist nicht recht von Ihnen, und es tut mir sehr leid.“

„Aber gnädige Frau müssen doch gesehen haben, daß es gar nicht mein Wille war."

„Woran hätte ich das sehen sollen? Und wer könnte Sie dazu zwingen?"

„Die freundschaftlichen Beziehungen zu Ihnen waren mir sehr wertvoll," sagte Lindacker nachdenklich langsam.

„Wir haben uns ja auch recht gut verstanden," war die leise Gegenrede der Frau Sensburg, die bald darauf mit lauter Stimme und wie aufatmend sagte: „Hier bin ich schon an meinem Ziel!" und mit beschleunigtem Schritte einem nahen Haus zueilte.

Mit kurzem, aber lebhaft betontem Dankeswort nahm sie Lindacker die Pakete ab. Dieser fragte:

„Fahren gnädige Frau heute abend wieder zurück?"

Frau Sensburg bejahte und sah ihn dabei mit scheuem Frageblick an.

„Dann also auf Wiedersehen!" sagte Lindacker und zog den Hut, während seine Augen ihr zuzuwinken schienen.

Als sie sich des Abends am Bahnhof wieder trafen, sagte Lindacker alsbald:

„Ich darf Ihnen doch Gesellschaft leisten oder werden Sie ein Damencoupé nehmen?"

Frau Sensburg erwiderte:

„Wir wollen uns auf Nichtraucher einigen, wenn es Ihnen recht ist."

In dem Abteil, das sie bald darauf bestiegen, war nur ein älteres Ehepaar. Auf einer der nächsten Stationen verließ dieses den Zug, und sie saßen nun ganz allein unter dem matten Lichte der Waggonlampe einander gegenüber am Fenster. Draußen in der Landschaft herrschte stockfinstere Nacht, aus der nur zuweilen die Lichter eines Dorfes oder Einzelgehöftes wie Fünkchen aufleuchteten. Frau Sensburg wendete ihre Blicke immer wieder dieser Finsternis zu und ging mit sehr spärlichen Gegenreden auf Lindackers Bemerkungen über diese oder jene Umstände in der Provinzhauptstadt ein. Endlich warf sie hin:

„Über kurz oder lang werden wir ja auch dort unser Domizil haben. Ich kann es aber erwarten."

Man kam dann zu dem Ergebnis, daß der Unterschied zwischen solchen Provinzialhauptstädten und einer Kleinstadt gar nicht so sehr groß sei, was gesellig anregenderes Leben betreffe, und war auf einmal daran, allerlei Vorzüge an Illenhausen zu entdecken. Da ließ Lindacker das Wort fallen:

„Man muß es sich nur einzurichten wissen."

Da sah ihn Frau Sensburg fragend an. Er faßte ihre auf dem Schoß ruhende Hand mit leiser Berührung und sagte:

„Ich weiß, was Sie denken. Wollen wir wieder Frieden schließen, gnädige Frau? Ich bitte recht sehr darum."

Sie zog unauffällig ihre Hand an sich und mit

den Fingern auf dem Polsterſitze ſpielend, in die Nacht hinausſchauend, entgegnete ſie:

„Ich meinte, Sie fühlten ſich als der Beleidigte. Da müßte alſo ich ſo etwas tun, wie um Verzeihung bitten.“

„Es handelt ſich ja gar nicht um das, was zwiſchen mir und Ihrem Gatten vorliegt,“ ſagte Lindacker jetzt lebhaft. „Ich will Ihre freundſchaftliche Geſinnung nicht länger entbehren. Wahrhaftig, ſie iſt mir notwendig. Das habe ich jetzt deutlich geſehen.“

„Ich verſtehe,“ erwiderte Frau Sensburg, ſich zurücklehnend und Lindacker ruhig anſehend. „Sie fühlen das Bedürfnis nach einem weiblichen Verkehr, der nicht auf die üblichen Tändeleien hinausläuft. Das iſt ein ſehr gutes Zeichen. Aber das finden Sie doch auch bei Frau von Weißenhagen, bei Fräulein von Colonne. So notwendig iſt alſo meine Freundſchaft nicht, wie Sie ſagen.“

Dann drehte ſie den Kopf ein wenig ſeitwärts und fuhr fort:

„Wenn Sie Wert darauf legen, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß ich perſönlich ſehr gern das alte Verhältnis zwiſchen uns hergeſtellt ſehe. Das iſt heute ſchon geſchehen, alſo brauchen wir ja gar nicht mehr darüber zu reden.“

„Doch, doch!“ entgegnete Lindacker. „Die Tändeleien, von denen Sie eben ſprachen, das verſichere

ich Sie, habe ich gründlich satt bekommen. Eben deshalb war mir der Verkehr mit Ihnen so wertvoll — gerade mit Ihnen. Das gab einen Halt. Bei den beiden anderen Damen hatte ich das Gefühl gar nicht so. Derlei läßt sich wohl nicht so wortdeutlich ausdrücken. Es war so etwas wie ein Gefühl des Zutrauens, daß Sie es so gut mit mir meinten, und das hat mir etwas anderes, Besseres in meiner Lage gegeben, als was der Stammtisch und diese Fräuleins alle geben können."

Er hatte sich in eine lebhafte Erregung hineingesprochen, und plötzlich schwieg er verwirrt und anscheinend nach weiteren Wendungen für seine Bekenntnisse suchend.

Frau Sensburg erkannte mit entzückter Angst, das viel Stärkeres in ihm lebte, als seine Worte sagten. Er durfte nur jetzt keine Geschmacklosigkeit begehen. Sie unterdrückte daher gewaltsam den Wunsch, ihn weiter sprechen zu hören, und sagte in glattem, gesellschaftlichem Ton:

„Man sieht, Sie sind durch Mutter und Schwestern an weibliche Führung gewöhnt. Die Umstände haben Sie ja auch mir näher gebracht als den anderen Damen; soweit es möglich ist, bin ich gern bereit, Ihnen zu bieten, was Sie vermissen. Jede Frau nimmt sich gern eines solchen hilfsbedürftigen Junggesellen an und bemuttert ihn ein bißchen."

Zu ihrer Genugtuung nahm sie an seiner Miene

wahr, daß ihm ihre Worte nicht sonderlich gefielen. Er sah sie scheu an, unterdrückte offenbar eine Bemerkung und starrte nun zu Boden.

„Mich zu bemuttern sind gnädige Frau doch noch viel zu jung," sagte er nach längerer Pause.

„‚Beschwestern' sagt man doch eigentlich nicht," versetzte Frau Sensburg lächelnd; „aber es mag die Sachlage besser kennzeichnen."

„Beschwestern," murmelte Lindacker vor sich hin und lächelte spöttisch dazu. Es gärte mächtig in ihm. Er fühlte, daß er die Situation nicht mißbrauchen durfte, und fühlte auch, daß die Frau, die da in abgeschlossenster Einsamkeit verlockend vor ihm saß, auf der Hut war, daß etwas wie eine Gefechtsbereitschaft zwischen ihnen im Gange war, und eben dies steigerte noch seine Erregung. Er hatte erst nur einer warmherzigen Empfindung Ausdruck zu geben beabsichtigt, die ihr gefallen sollte. Da war es im Sprechen über ihn gekommen, ganz anders als er gewollt hatte, und er war jetzt über sich selber erschrocken, daß es so mit ihm stand. Jetzt sollte er einen Rückweg zu irgend einem harmlosen Gespräch finden? Das war gar nicht möglich. Schwer, furchtbar schwer war es aber auch, das was ihn durchwühlte, niederzudrücken, wenn er noch eine Weile ihr so gegenüber saß. Die Fahrt dauerte noch eine halbe Stunde, und ihm schien es, daß mit jeder Minute die Lockung mächtiger wurde. Er mußte immer

wieder seine Blicke über ihre Gestalt gleiten lassen, und er glaubte es ganz deutlich wahrzunehmen, wie sie sich gegen diese Blicke zu wehren suchte, aber ohne die Kraft eines entscheidenden Widerstandes. So weltentrückt war man nicht im tiefsten Walde, wie hier im Halbdunkel des durch die Nacht rasselnden und klappernden, wiegenden und schwankenden Eisenbahnwagens, der durchs Unsichtbare fuhr, jedes andere Geräusch erstickte, keine Flucht möglich machte. Der Lärm betäubte, das matte Licht lullte das Denken ein, und Frau Bezirksamtmann Sensburg, Illenhausen, waren keine Begriffe mehr, die im Bewußtsein lebten. Das Weib, das stumm ihm gegenüber saß, war ein vertrautes Wesen, das allein mit ihm auf der Welt war, und das gerade jetzt so in seinem Gefühle mit ihm lebte, wie er mit ihm.

Da klang durch das Geräusch eine helle Stimme:

„Wie lange fahren wir noch?"

Lindacker zog die Uhr und antwortete:

„Noch zwanzig Minuten."

Frau Sensburg fragte weiter, wo man sich jetzt ungefähr befände, und wieder antwortete Lindacker:

„Die nächste Station ist Argenried."

„Dann sind wir schon im Bezirksamt," bemerkte Frau Sensburg und sah dabei Lindacker an, als wollte sie ihn zu scherzhafter Laune aufmuntern.

„Kennen Sie selbst den ganzen Bezirk?" fragte dieser nun, um ihr in die Augen sehen zu können.

Sie bemerkte die Glut seines Blickes und machte eine kleine ausweichende Kopfbewegung, während sie antwortete:

„Durchgefahren bin ich wohl schon durch jedes Dörfchen. In Argenried war ich aber schon öfter. Es ist ein hübscher Ort, und im Gasthaus lebt man sehr gut."

„Ich bin auch schon dagewesen," sagte Lindacker.

Nun gab es wieder eine kleine Pause, bis Frau Sensburg eine zwecklose Bemerkung machte, zu der Lindacker eine kurze Gegenbemerkung fand, und dabei sagten sich die Augen, daß man von etwas ganz anderem reden möchte. Als der Zug in Illenhausen hielt, kreuzten sich die Blicke noch einmal, wie in einem Abschiedsgruß, ehe man aus dem Coupé stieg. Lindacker trug die Pakete nach dem Wagen, der hinter dem Bahnhof für Frau Sensburg bereit stand. Sie lud erst ihre Pakete ein und gab ihm dann die Hand. Nach einer kleinen Weile entzog sie ihm diese wieder, da er sie gar nicht freigeben zu wollen schien. Sie verschwand im Dunkel der Kutsche, deren Türe Lindacker schloß mit einem Gutenachtgruß, den sie laut erwiderte.

Ihn zur Mitfahrt einzuladen, hatte sie nicht über die Lippen gebracht, obwohl es eigentlich unhöflich war, ihn den weiten Weg auf der nur spärlich beleuchteten Straße zu Fuß machen zu lassen. Sie saß wie in einem halbwachen Traumzustand im Wagen, und

als sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufging, fühlte sie sich furchtbar müde. Sie sah nach den schlafenden Kindern, und dann setzte sie sich in der Wohnstube vor einen bereitstehenden kalten Imbiß, den sie aber kaum berührte und bald wieder entfernen ließ. Die Stirne in die Hand gelegt und zuweilen die Augen bedeckend, machte sie sich die eben beendigte Eisenbahnfahrt wieder lebendig, und bald war es weiche Luft, bald schwere Beklemmung, die sie dabei empfand. Das war doch etwas ganz anderes als das Spiel der Sympathie, das sie herbeigesehnt hatte. Mit knapper Not, so schien es ihr jetzt, war sie einer großen Gefahr entronnen. — Einer großen Gefahr? Ja, es wäre etwas Fürchterliches gewesen, wenn er eine leidenschaftliche Szene gemacht hätte. Entronnen? Das war sie nur für diesmal. Es mußte demnächst eine neue Gelegenheit kommen. Dann weidete sie sich wieder an seiner Leidenschaft voll brennender Sehnsucht und liebkoste den Gedanken, feurig geliebt, schwärmerisch angebetet zu sein. Sie dachte sich in ein schönes Mitleid hinein mit dem jungen Manne, dessen Gemüt dürstete. Das Gefühl einer lächelnden Zärtlichkeit erfüllte sie mit einer weichmütigen Luft. Was er an ihr so Liebenswertes fand? Die Eitelkeit spielte mit der Frage und nährte das Wohlgefallen der Träumerei. Es war ja nur gekommen, was immer als suchendes Bedürfnis in ihr gelebt hatte. Er würde sich schon besänftigen, in

den Grenzen halten lassen. Seine Erregtheit war nur bedingt gewesen durch die lange Entfremdung. Wenn ihm Gelegenheit gegeben war, in einem regelmäßigen Verkehr an ihrer Seite glücklich zu sein, dann war er dessen auch zufrieden und strebte nicht nach Unmöglichem, Undenkbarem. Er wollte ja auch nichts anderes als eben eine Gemütsnahrung in edelster Geistesgemeinschaft. Kam einmal eine besonders innige Stimmung über sie, so war ein leiser, sanfte Zärtlichkeit atmender Kuß auch noch zu rechtfertigen. Bei diesem Gedanken brach sie die Träumerei jählings ab und erhob sich. Sie war müde, sehr müde.

Am anderen Morgen trat der Bezirksamtmann in sehr guter Laune an den Frühstückstisch. Das war schon aus seiner Singelust beim Ankleiden zu erkennen gewesen, und dann an dem Pfeifen, mit dem er die Morgenzigarre aus dem Etui nahm und abschnitt. Frau Sensburg berichtete Grüße von Bekannten aus der Provinzhauptstadt und erzählte einige Neuigkeiten. Zuletzt sagte sie:

„Lindacker ist mit mir hin und her im selben Coupé gefahren."

„So?" lautete die Gegenrede, „ja, er sprach am Stammtisch davon, daß er dort gewesen sei."

„Es kam zu einer Aussprache über euer Zerwürfnis. Er möchte, glaube ich, die Sache sehr gerne beilegen."

„So soll er's tun. Zeit wär's dazu."

„Du mußt ihm auf halbem Weg entgegenkommen.“

Der Bezirksamtmann ſah ſeine Frau heiter an und ſagte mit einem leichten Schlag auf ihre Hand:

„Hat er dir ſchöne Augen darum gemacht? Das iſt bezeichnend für ihn. Erſt muß er ſich hinter einen Weiberrock ſtecken.“

„Das brachte ja doch nur der Zufall mit ſich.“

„Ohne einen ſolchen Zufall hätte er ſich noch lange nicht gerührt. Es iſt ihm auch wohl weniger um mich zu tun als darum, bei dir wieder den Liebenswürdigen ſpielen zu können.“

Frau Sensburg lächelte und machte eine leicht abwehrende Bewegung, auf die der Gatte antwortete:

„Du brauchſt dir nichts darauf einzubilden. Er würde es bei der Weißenhagen oder anderen gerade ſo machen. Es handelt ſich bei ihm nicht um eine Perſon, ſondern um das Geſchlecht.“

„Pfui!“ machte Frau Sensburg.

Der Bezirksamtmann lachte luſtig und bemerkte:

„Ja, was denkſt du denn, das ich gemeint habe? Er wittert gern weiblichen Dunſtkreis. Das iſt's.“

„Du haſt früher nie in einem ſo geringſchätzigen Ton von ihm geſprochen,“ ſagte jetzt Frau Sensburg mit fragendem Klang. Sie war in der Tat begierig, hinter die nähere Meinung des Gatten zu kommen.

„Geringſchätzig ſpricht man nicht von einem Korpsbruder,“ lautete die Antwort. „Es iſt aber

eine Schwäche, die mich nun einmal komiſch berührt, wenn ein Mann am liebſten rechts und links von ſich einen Weiberrock ſpürt. Das wird man an Lindacker bei jeder Gelegenheit gewahr. Ich bin kein Koſtverächter, halt's aber anders. Was?"

Damit erhob er ſich, faßte ſeine Frau an beiden Schultern und gab ihr einen kräftigen Kuß. Dann verließ er die Stube, um nach ſeinem Bureau zu gehen.

Frau Sensburg blieb in ſich verſunken am Frühſtückstiſch ſitzen. Der Kuß des Gatten übte ſeine Wirkung. Es war wieder ſo der echte, friſche, dreiſte Männerkuß geweſen, den ſie immer mit ſo ſinnlicher Freude hinnahm. Seine allerdings häufigen Taktloſigkeiten waren eigentlich doch nichts anderes als das Überſchäumen ſeiner urgeſunden, ſelbſtbewußten Männlichkeit. Das war eben immer der Zwieſpalt, der ſich in ihrem Gefühlsleben einſtellte. Sie wollte ja gar nicht die unverſtandene Frau ſpielen, ſie hatte es ja ſehr gern, wenn ſie von männlicher Kraft als geſundes Weib genommen wurde. Was ſuchte ſie alſo bei dieſem Lindacker? Eine Ergänzung, die Ausfüllung einer Lücke in ihrem Eheleben, das war der Kern ihrer heimlichen Wünſche, daraufhin ſah ſie Lindacker an. Weil er dieſem Ziel Verheißung gab, lockte er ſie. Und jetzt fragte ſie ſich, ob denn dieſe Lücke gar ſo groß ſei, um darum Verwirrungen, die ſie deutlich ahnte, zu wagen? Ihr war ſo behaglich zumut, ſie ſpürte ihre weib-

liche Natur als eine wohlig den ganzen Körper ſtreichelnde Wärme, und ein angenehmes Phlegma ließ ſie alle Erregungen, alle komplizierten Seelenzuſtände als eine Torheit empfinden, der eine vernünftige Frau aus dem Weg geht. Mit weichen Bewegungen erhob ſie ſich und ging nach dem Schlafzimmer, um ihre Friſur zu vollenden und den Morgenrock mit der Tageskleidung zu vertauſchen.

Neuntes Kapitel.

Um fünf Uhr morgens mußte Linchen Kettenbauer aus dem Bette, die Dienstmagd wecken und dann mit dieser gemeinsam die Hausarbeit beginnen. Das war erst eine neuere Einrichtung, die eigentlich keinen dringlichen Grund hatte. Aber die Mutter wollte es einmal, und arge Schelte wären das Geringste gewesen, wenn sie etwas von Ungehorsam gemerkt hätte. Solche Schelte gab es ohnehin den ganzen Tag über wegen jeder Kleinigkeit, und Linchen bekam viel mehr davon als die Magd. Wenn der Vater zu Hause war, dann beschränkte sich die Mutter auf halblaute Redensarten, war er aber ausgegangen, dann legte sie sich keinen Zwang mehr auf und gebrauchte die niedrigsten Schimpfworte, die gemeinsten Redensarten. Die Geschwister, die sie beaufsichtigen und pflegen sollte, machten ihr diese Aufgabe möglichst schwer und fanden immer Schutz bei der Mutter. Die Magd endlich hatte herausgefunden, daß es ihr Vorteil war, wenn sie Fräulein Linchen beschuldigen konnte, denn die Frau Doktorin war dann ohne weiteres bereit, sie zu schonen und die Tochter ver-

antwortlich zu machen, wie auch der wirkliche Tatbestand liegen mochte. Sehr oft wurden Magd und Tochter gleichmäßig unter der Bezeichnung „Ihr“ mit erniedrigenden Schimpfworten bedacht. Frau Kettenbauer haßte ihre jetzt sechzehnjährige Tochter, weil sie es nicht ertragen konnte, daß um ihretwillen der Vater nicht nur mäßig geworden war, sondern sich aller heftigen häuslichen Szenen enthielt. Jetzt konnte sie nicht mehr die unglückliche Frau des Trunkenboldes spielen, wohl aber gewann es für Außenstehende immer mehr den Anschein, als ob von jeher alle Schuld bei ihr gelegen hätte. Vor dem stillen Manne, der meist mit verächtlichem Schweigen an ihr vorbei ging und nur die unvermeidlichen Worte an sie richtete, hatte sie innerliche Furcht. Mit ihm war nicht mehr so umzuspringen, wie mit dem betrunkenen Polterer. Sein ganzes Wesen wirkte wie ein steter Gewissensvorwurf. Den stärksten Eindruck aber machten auf sie die immer mehr sich verschärfenden Geldschwierigkeiten. Das war alles in allem eine falsche Rechnung gewesen, ihr Regiment erwies sich als ein einziger grober Fehlgriff, der jetzt eine ganze Familie der größten Gefahr zutrieb. Da ging dies blutjunge Dingelchen her und zeigte, wie es hätte anders gemacht werden können. Für Liebe und Zärtlichkeit war der rohe, zornwütige Mann zugänglich, und der Frau, die diese Dinge höchstens als Spiel begehrlicher

Augenblicke, nie als eigentliche Lebenswerte verständlich gewesen waren, dämmerte jetzt eine Ahnung von versäumtem Glück. — Zur Rute wurde ihr diese Tochter mit dem großen träumerischen Blick und der stillen Sanftmut. Wo sie nur die Art her hatte, sich so auf das Prinzeßchen hinauszuspielen? Gerade die war es, die erst recht dazu reizte, ihr die niedrigsten Beschimpfungen hinzuschleudern, und es kostete ein bitteres, kochende Wut erzeugendes Würgen, wenn das Mädel mit solcher Art den Vater beschwichtigte und man hinunterschlucken mußte, was sich auf die Zunge drängte. Der Verkehr bei der Colonne mochte sie dieses feine Getue gelehrt haben. Dagegen war aber nichts zu machen. Den häufigen Gang zu dem alten Fräulein mußte man ihr gestatten, nicht so sehr der noch zu erhoffenden Erbschaft wegen, als darum, weil man dort durch ihre Vermittelung eine Hilfe in den immer häufiger werdenden Augenblicken der Verlegenheit fand. So viel auch Linchen unter der Härte der Mutter litt, war sie doch sorgfältig bemüht, den Vater nichts davon merken zu lassen. Der lauerte, wenn er zu Hause war, gern auf dem Flur herum, etwas zu erhorchen, wenn es in der Küche laut wurde, aber zu einer eigentlichen Aufsicht war er doch zu lethargisch. Er saß, die Pfeife im Mund, in der Stube und las ein Zeitungsblatt zum sechsten Mal, oder aber er starrte auch ganz untätig vor sich hin. Es war

schrecklich, wie es mit ihm zurückging. Wenn sie aber nur auf ein kleines Weilchen in die Stube kam, wachte er aus seinem dumpfen Brüten auf und fand einen Anlaß zu Reden, wohl gar zu Scherzen. Am Abend war es Linchens Aufgabe, ihn anzuregen und zu erheitern. Ging das nicht immer ganz glatt vonstatten, sondern kamen Stockungen vor, dann fing er entweder weinerlich zu jammern an, oder aber er fragte mit eindringlichem Mißtrauen, ob ihr etwas zuleid geschehen sei. So drohend er sich dabei verhielt, ließ er sich durch Linchens standhaftes Leugnen doch nach einiger Zeit immer wieder beruhigen.

Schrecklich waren die ‚Bettelgänge', wie sie es vor sich selber nannte, zu Fräulein von Colonne. Das Fräulein hatte ihr zwar gesagt, sie solle doch keine Umschweife oder gar lügnerische Vorwände gebrauchen, sondern frischweg sagen, mit wie viel auszuhelfen sei, aber das ging nicht so glatt von den Lippen. Daß sie über ihr vom Forstmeister ererbtes Vermögen noch nicht verfügen durfte, war freilich nicht ihre Schuld. Die Zinsen davon nahm ja auch die Mutter. Aber eben des Erbteiles wegen sah die immerwährende Geldholerei erst recht ausbeuterisch aus. Angeblich waren es Darlehen; die Mutter gab ihr auch ein oder das andere Mal eine kleine Summe zum Zurückzahlen, aber das lief auf eine Spiegelfechterei hinaus, wenn man alsbald wieder pumpte.

Manchmal überkam Linchen das Gefühl einer zu Boden drückenden Selbstverachtung. Dieses Schuldenmachen, die gemeinen Ausdrücke der Mutter, die geradezu die tägliche Lebensgewohnheit bildeten, die Ärmlichkeit ihrer Kleidung vereinten sich zu einem abscheulichen Ganzen, wie es wohl nicht wieder in Ilsenhausen bei anständigen Leuten vorkam. Bessere Kleider hätte ihr die Mutter doch von den Zinsen ihres Erbteiles beschaffen können, daß sie nicht gar so sehr gegen andere Mädchen zurückstand. Sie war doch sehr hübsch, das wußte sie, und sie hätte alles andere leichter ertragen, wenn sie nur äußerlich besser hätte erscheinen können. Eigentlich war sie ja ein ganz vermögliches Mädchen. Es brauchte ihr gar nicht so schlecht zu gehen. Aufrührerische Gedanken kamen ihr dann, die sie aber doch immer wieder um des Vaters willen niederkämpfte, beschämt darüber, daß sie so selbstsüchtig hatte sein können. Und der Gedanke ans Heiraten kam ihr eben nur um des Vaters willen. Wenn sie, besser herausgeputzt, mehr unter die Leute käme, würde sich vielleicht ein Mann finden, der auch Geld hätte, und dann konnte für Vater, wie es auch mit ihm kommen mochte, gesorgt werden. Von Liebschaften anderer Mädchen hörte sie da und dort. Die jungen Männer sahen sie mit dreistem Wohlgefallen an, und der Mutter Redensarten stießen sie immer darauf hin, daß sie in den Jahren dazu war. Aber ihr Sinn stand

gar nicht darnach. Sie fürchtete ſich nicht mehr ſo, wie früher, vor den Geheimniſſen, die ihr Fräulein von Colonne enthüllt hatte, aber ſie empfand einen Widerwillen davor, der durch die groben Anſpielungen der Mutter noch erhöht wurde. Was ihr Fräulein von Colonne über die eigene Vergangenheit geſagt hatte, das gab ihr im Zuſammenhange damit ſchwer zu denken und reizte die Phantaſie, wenn ſie die ſchöne alte Dame darauf anſah. Sie ſtellte ſich dann das Fräulein ungefähr ſo vor, wie die Tochter von Löb, die Sängerin, die im Frühjahr da geweſen war. Dann war wohl nichts ſo Widerliches darin, wie aus den Redensarten der Mutter klang, aber glühende Hitze ſtieg ihr in die Wangen, und ſie fand etwas geradezu Unheimliches, wie in den ſchlimmſten Teufelsgeſchichten, darin. Fräulein von Colonne wurde dann zu etwas, wie eine ehemalige Zauberin, die böſe Künſte geübt hatte, und in ihren dunklen Augen ſchien noch heute ein Reſt von irgend welchen geheimen Mitteln wirkſam zu ſein, die ſie angewendet hatte, ſich dämoniſche Macht zu geben. Da wuchs ſogar etwas wie Neugierde heraus, die ſich aber bald wieder ängſtlich verkroch. Was nun ſo eigentlich ‚Liebe‘ war, als Erlaubtes, ſehr Schönes, davon konnte ſich Linchen, obwohl ſie darüber auch viel nachdachte, gar keinen rechten Begriff machen. Als Verſuchsobjekt mußte Doktor Lindacker herhalten. Sie hatte ihn ſehr gern und hätte ſich ihm wohl

mit allen ihren Klagen anvertrauen, sich traulich an ihn schmiegen mögen. Es lag ein gewisser Anreiz in der Vorstellung, auf seinem Schoß zu sitzen, sich von ihm streicheln zu lassen. Aber küssen, wovon bei Liebe doch immer viel Wesen gemacht wird, das hätte sie nicht mögen, und von dem innigen Gefühle, das sie ihrem armen Väterchen entgegenbrachte, war erst recht nicht die Rede. Glücklich hätte sie sein mögen, heiter wie andere Mädchen, lachen, schwatzen, springen, tanzen, anderen Leuten gefallen. Wenn sie so mit suchender Empfindung ins Land der Sehnsucht gewandert war, dann kam es immer wieder zu einem schmerzhaft jähen Erwachen, und mit erhöhtem Schmerz fühlte sie, daß sie doch ein armes, freudloses Geschöpf sei, das Tag um Tag in der bangen Erwartung irgend eines bösen Geschehnisses lebte.

Eines Abends unterbrach sie auf einen Augenblick die Unterhaltung mit dem Vater, um mit der Dienstmagd etwas zu bereden, ehe sich diese zu Bett legte. Die Mutter war auch in der Küche zugegen, und wie es oft geschah, wußte es die Magd so einzurichten, daß bei unbedeutender Meinungsverschiedenheit, die zwischen Linchen und ihr sich ergab, die Mutter zu ihren Gunsten sich einmischte. Dies geschah in der unfreundlichsten Form. Als sich Linchen weiterem einfach entziehen wollte, indem sie still abging, riß die Mutter, durch ihr Getue gereizt, sie grob am Arm zurück und befahl ihr, noch zu

bleiben. Ein böſer Zufall war es, daß Linchen dabei ins Wanken kam und gegen den Küchenſchrank ſtieß, von deſſen Höhe ein ſchwerer Krug auf ſie niederfiel. Er berührte nur mit einem wenig ſchmerzhaften Schlag ihre Schulter, ſie ſtieß aber einen Schreckensruf aus, nicht wegen des geringen Schmerzes, ſondern weil die Mutter, als der Krug am Boden in Scherben zerbrach, ſie feſthielt und auf ſie einzuſchlagen begann. Plötzlich fühlte ſie ſich durch einen Ruck befreit. Der Vater ſchlug bleich, wild atmend und heiſere Schmähungen ausſtoßend, auf die Mutter ein und ſtieß ſie von einer Ecke der Küche in die andere vor ſich her. Die überraſchte Frau duldete Schläge und Stöße in ſtummer Angſt, und auch Linchen und die Magd ſahen eine Weile ſchreckensſtarr auf das gräßliche Bild, das den Anſchein gab, als ſei der Vater wahnſinnig geworden. Als ſie dann eingriffen, hatten die beiden Mädchen die größte Mühe, ihn von ſeinem Opfer abzubringen. Während die Magd ſich der halb bewußtloſen, angſtbebenden Frau annahm, brachte Linchen ihren Vater, der auch ganz betäubt ſchien, nach ſeiner Stube, wo er zunächſt auf einem Stuhl niederſank. Linchen zitterte am ganzen Leibe und konnte kein Wort hervorbringen. Sie ſtreichelte nur immer das Haar des Vaters, der keuchend, ſtöhnend, wimmernd das Geſicht in den Armen barg.

Endlich hob er den Kopf und ſagte zu Linchen:

„Schau nach deiner Mutter!“

Als sie zögerte, wiederholte er die Worte in unwirschem Ton.

Die Mutter hatte sich schon wieder leidlich erholt, und als Linchen zaghaft die Küche betrat, sagte sie:

„Geh nur wieder zu ihm, ich brauch dich hier nicht. Aber das muß ein Ende nehmen, so oder so! Totschlagen lasse ich mich nicht deinetwegen!“

Linchen verweilte noch ein wenig in der Küche und hörte stumm an, wie die Mutter halb für sich, halb zur Magd gewendet, die eigenen häuslichen Tugenden pries und den Vater anklagte.

Da vernahm sie das Geräusch der zufallenden Haustür. Rasch eilte sie nach vorn. Die Stube war leer. Sie stürzte auf die mondhelle Straße und lief eine Strecke weit bis zu einer scharfen Biegung. Vom Vater war nichts zu sehen. Er mußte also nach der anderen Seite des Hauses gegangen sein, wo der Weg zunächst durch ein enges Gäßchen führte, das sie nun mit fliegendem Atem durcheilte. Dann aber zweigten drei Richtungen ab. Sie zauderte eine kleine Weile, fragte ohne Ergebnis einen des Weges kommenden Mann, ob er ihren Vater nicht gesehen habe, schritt dann in eine blindlings gewählte Richtung eine Strecke weit vor, und als sie weithin nichts entdeckte, so hell auch die ganze Gegend in Mondlicht vor ihr lag, erfaßte sie wilde Angst. Wie

hatte er nur so schnell spurlos verschwinden können, da sie doch gleich, nachdem sie das Geräusch der zufallenden Haustür gehört hatte, zur Stelle gewesen war? In jedes der kleinen Häuschen, die ringsum die Straße säumten, hätte sie eindringen und nach ihm alle Winkel durchsuchen mögen; zu dem weiten, sternbesäten Nachthimmel sah sie auf, als sollte ihr von dort ein Zeichen kommen; planlos lief sie immer wieder nach den drei Richtungen hin und her. Die wenigen Vorübergehenden sahen sich verwundert nach ihr um. Endlich faßte sie den Entschluß, in den Wirtshäusern nachzufragen, die in Betracht kommen konnten. Das war ja jetzt noch die beste Hoffnung, daß er, seine Erregung zu beschwichtigen, zu alten Gewohnheiten zurückgekehrt sei. Als sie am dritten Orte einen verneinenden Bescheid eingeholt und dabei Mienen hingenommen hatte, die so roh neugierig, so klatschsüchtig gespannt waren, als könnten die Leute es gar nicht erwarten, bis sie den Gästen in der Stube drinnen etwas zu erzählen hätten, da stellte sie sich zunächst in die von einem vorspringenden Gartenzaun gebildete dunkle Ecke und weinte. Der Vater war auf dem Weg, sich ein Leid anzutun. Um Minuten handelte es sich, ihn zu retten. Was sollte sie noch? Wohin noch? ‚Helft, helft, rettet!‘ hätte sie laut durch die stillen Gassen rufen mögen. Aber zugleich beklemmte ihr das Gefühl die Brust, daß die Leute nun zusammenlaufen würden, um die

Köpfe zusammenzustecken und Redensarten über diese Familie Kettenbauer zu machen. Das Fräulein von Colonne konnte ihr jetzt auch nicht helfen. Aber Doktor Lindacker, er konnte es, er war der Mensch, an den sie sich in ihrer Not anklammern konnte, der Einzige, der Notwendige. Sie hätte gar nicht so viel Zeit verlieren, sondern ihn gleich rufen sollen. Jetzt saß er bei Regenauer. Einen Augenblick überkam es sie wie Scham, so barhaupt, im Hauskleidchen, mit der vorgebundenen Schürze über die Straße weg vor ihn hinzutreten. Aber das war doch kein Grund, noch länger zu zögern.

Als Therese Regenauer an den Stammtisch trat und sich an Lindacker wendete: „Doktor Kettenbauers Linerl ist draußen, Sie möchten gleich kommen," da ging eine lebhafte Bewegung durch die Versammlung.

„Er hat sich am Ende was angetan!"

„Vielleicht auch nur ein Schlag!"

„Dergleichen war einmal zu erwarten."

„Er war schon seit einiger Zeit fertig."

So klang es von der einen und der anderen Seite, während Lindacker eilig seinen Hut nahm und sich aus der Gaststube entfernte. Als ihm Linchen hastend und mit weinerlich zuckenden Lippen gesagt hatte, der Papa habe sich plötzlich aus dem Hause entfernt, und sie habe so Angst, es möchte ihm etwas widerfahren sein, sagte er freundlich ernst:

„Ich soll Ihnen suchen helfen, nicht wahr?“

„Ich weiß mir nicht mehr zu raten,“ klagte Linchen darauf.

„Beruhigen Sie sich nur, wir werden den Papa schon wieder finden. Zunächst nehmen Sie aber etwas auf den Kopf,“ entgegnete Lindacker und wandte sich dann an das neugierig in einiger Entfernung stehende Fräulein Regenauer:

„Fräulein Therese, hätten Sie vielleicht die Güte, Fräulein Kettenbauer einen Hut oder ein Tuch zu leihen?“

Die Anfrage klang geschäftsmäßig trocken, fast wie ein höflich gefaßter Befehl.

Fräulein Therese entgegnete nicht übermäßig zuvorkommend: „Ich werd' mal sehen!“ und ging nicht allzu eilfertig die Treppe hinauf.

Nach einer kleinen Weile kehrte sie mit einem alten Strohhut zurück, den Linchen unter leisen Dankesworten aufsetzte.

Dann ging Lindacker mit ihr in die Mondnacht hinaus. Therese Regenauer sah ihnen, unter der Haustür stehend, einen Augenblick nach und ging dann gedankenvoll an den Stammtisch, wo sie das Beobachtete als höchst wunderliche Sache erzählte.

Als Lindacker das Notwendigste von Linchen erfahren hatte, meinte er:

„Ich glaube an keine unmittelbare Gefahr. Das

ist nur eine starke Erregung, die ihn ins Freie trieb. Das Mondlicht ist da auch nicht ganz ohne Einfluß. Er wird einen Weg eingeschlagen haben, der ihn möglichst schnell aus der Stadt brachte. Vorher aber hat er sich vielleicht versteckt, um aufzupassen, ob man ihm folgt. Darum war er Ihnen so plötzlich verschwunden. Bei solchen Zuständen spielen unklarer Drang und listige Überlegung oft ganz seltsam ineinander."

Angstvoll fragte Linchen:

„Herr Doktor, er wird doch nicht? — — Was ist denn das für ein Zustand, von dem Sie reden?"

„Es wird wahrscheinlicherweise etwas mit ihm geschehen müssen. Eine Nervenheilanstalt wird zweckmäßig sein. Das ist noch nicht so schlimm, als Sie vielleicht meinen."

Linchen ging eilenden Schrittes neben Lindacker und weinte vor sich hin, von Zeit zu Zeit immer wieder schluchzende Laute von sich gebend.

Lindacker tröstete:

„Es wird alles wieder gut werden. Seien Sie nur tapfer, liebes Fräulein. Die Nacht ist ja warm, und so schadet es ihm nicht, wenn er schließlich ermüdet irgendwo im Freien einschläft. Aber zu Ihrer Beruhigung ist es besser, daß wir ihn finden und heimbringen."

Nach einer Weile fuhr er nachdenklich langsam fort:

„Er wird vielleicht mit Selbstmordgedanken spielen. Aber, keine Angst, es kommt zu nichts Ernstlichem. Steile Wege und Fußsteige geht er nicht. Er rennt auf ebener, breiter Straße geradeaus, bis ihn Müdigkeit oder aber auch irgend ein äußerer Anreiz veranlaßt, Halt zu machen."

Als sie an die Stelle kamen, wo die drei Wegrichtungen auseinander liefen, überlegte er einen Augenblick, dann sagte er zu seiner Begleiterin, auf eine von ihnen mit dem Finger zeigend:

„Auf dieser Linie werden wir ihn wahrscheinlich finden."

Schaudernd murmelte Linchen:

„Da geht es nach dem großen Wehr!"

Die Bäume zu beiden Seiten der Straße fügten ihre mächtigen Kronen zu einem Laubdache, durch das das Mondlicht nur in schmalen, glitzernden Streifen und leuchtenden Fleckchen drang. Stellenweise herrschte völlige Dunkelheit, daß man keinen Weg mehr vor sich sah. An einer solchen ganz dunklen Stelle sagte Linchen:

„Es ist wirklich sehr lieb von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie mit mir gegangen sind."

„Aber das ist doch nichts weiter als Menschenpflicht!" antwortete Lindacker. „Das hätte doch jeder getan."

Aber bei keinem anderen hätte sich ihre Beängstigung mit einer so wohltuenden Nebenstimmung

vermiſcht, die auf kurze Augenblicke den Zweck ihres gemeinſamen Ganges ganz vergeſſen ließ und ſie in einen ſanft lieblichen Traum wiegte, als gelte es ein immerwährendes trauliches Nebeneinanderwandern durch die ſtille Mondnacht.

Jetzt hörte man das gleichmäßige Rauſchen von Waſſer in gleitenden, ſauſenden, dann ſtampfenden, ziſchenden Tönen, eine geiſterhafte Muſik, die Linchens Schritte unwillkürlich beflügelte, ihr aber zugleich das Herz ſo beklemmte, daß ſie es ſich nur mit Mühe verſagen konnte, Lindackers Arm zu umklammern. An der dunkel daliegenden Mühle ging es vorbei, mit der leiſe plätſchernde und gurgelnde Waſſer ſpielten. In offenem Wieſenland, hell vom Mond beleuchtet, lag das Wehr vor ihnen, und oben auf der Schleuſenbrücke ſtand, mit der dunklen Geſtalt ſich ſcharf von der Umgebung abhebend, ein Mann.

Mit beiden Händen faßte Linchen Lindackers Arm und flüſterte:

„Er iſt's, er iſt's!"

Lindacker mahnte ſie, möglichſt dem hellen Mondlicht auszuweichen und hinter ihm am Straßenrand unter dem Schutz der Bäume weiterzugehen. Unbeweglich ſtand der Mann, der ſich ſehr bald deutlich als der Geſuchte erkennen ließ, wie er die Arme über die Bruſt verſchränkt, in das rauſchende Waſſer hinabſah. Sie kamen jetzt an den Fußſteig, der zur Schleuſe führte, ohne von ihm bemerkt worden zu

ſein. Lindacker hieß Linchen unter einem Baum ſtehen bleiben und ging ſelbſt über die Wieſe auf die Schleuſe zu. Erſt als er die auf die Brücke führenden Steinſtufen betrat, wendete ſich Kettenbauer gegen ihn mit langſamer Kopfwendung und ſagte:

„Sie, Kollege? Iſt das Mädel zu Ihnen gelaufen? Wie kommen Sie dazu, mich gerade hier zu ſuchen?“

Er ſprach in einem müden Ton, die Arme nach wie vor verſchränkt haltend.

Lindacker trat an ihn heran und ſagte, ihn leiſe an der Schulter berührend:

„Was machen Sie da? Kommen Sie mit! Ihr Töchterchen wartet da vorn auf der Straße.“

„Wollt Ihr mich durchaus zum Mörder machen?“ lautete die bitter ironiſch gefärbte Antwort.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ ſagte Lindacker jetzt dringlich und faßte ihn feſt am Arm.

„Und wenn ich nicht will?“

„Dann bin ich immer noch der Stärkere.“

Lindacker ſah, wie Kettenbauer ihn mit einem Seitenblick maß und ſetzte hinzu:

„Machen Sie keine Poſſen! Ihr Töchterchen, das arme Geſchöpf, ſteht da drüben in tauſend Ängſten, und Sie können hier oben nicht übernachten.“

Er zerrte ihn ſehr entſchieden mit ſich.

„Was hat denn das für einen Wert?“ ſagte Kettenbauer widerſtrebend. ’s Linerl ſoll zu Fräulein

von Colonne gehen, und der andere Dreck geht mich nichts an. Laßt mich doch machen!"

„Was machen Sie denn?" entgegnete Lindacker sehr grob. „Gar nichts machen Sie als einen dummen Streich, für den Sie zu alt sein sollten."

„Wissen Sie denn, was geschehen ist?" fragte Kettenbauer dagegen.

„Gerade so viel, als ich zu wissen brauche," lautete die Antwort.

Kettenbauer blieb stehen und sagte, die Faust ballend:

„Mausetot hätte ich das Weib geschlagen, wäre ich nicht verhindert worden. Die richtige, wilde Mordlust saß in mir. Ich hab's ja gewußt, daß einmal ein gründlicher Sturm losbrechen würde. Aber das war schrecklich, ganz schrecklich. Und doch wird's wieder so kommen, wenn ihr mich nach Hause schleppt. Ich sag's im voraus!"

Lindacker hatte ihn indessen weitergezerrt und ohne Schwierigkeiten auch über die Stufen heruntergebracht. Jetzt kam Linchen herangeeilt.

Sie umhalste den Vater und sprach zärtlich: „Wenn du nur da bist, Papa! Ich habe solche Angst gehabt. Sei nur wieder ruhig; es wird ja alles gut werden."

Dann begann sie heftig zu weinen.

Kettenbauer streichelte ihr den Nacken und sagte: „Du armes Ding! Opfere dich nicht weiter auf

für mich. Das hat ja doch keinen Zweck. Geh zur alten Colonne und laß es dir dort beſſer gehen als in deinem Elternhaus, in dem du nur Schlimmes erleben kannſt."

Linchen antwortete nichts, ſondern umklammerte nur feſt den Arm des Vaters, der ſich gutwillig nach der Straße geleiten ließ.

Dort blieb er wieder ſtehen und ſagte:

„Das iſt ja der reine Unſinn, was ihr da mit mir wollt!"

Aber er ließ ſich von ſeinen Begleitern gleich wieder beſchwichtigen. Noch mehrmals machte er ſolche Unterbrechungen. Während des Gehens drängte er immer wieder aufs neue in Linchen, ſie ſolle doch zu Fräulein von Colonne gehen. Dicht vor dem Haus machte er noch einmal beſondere Schwierigkeiten, und Lindacker ging erſt voraus, um eine Begegnung mit ſeiner Frau zu verhindern, die in der Tat im Hausflur ſtand, als ihm die Magd öffnete.

„Er iſt verrückt geworden. Das hab' ich mir gleich gedacht!" ſagte ſie, die Hände ringend, als ihr Lindacker die Weiſung gab, ſich unſichtbar zu machen, ehe ihr Mann das Haus betrete. In ſeinem Zimmer angelangt, brach Kettenbauer ganz erſchöpft zuſammen. Lindacker und Linchen berieten miteinander, wo man ihn betten ſollte. Ins eheliche Schlafgemach ließ er ſich ſicherlich nicht bringen. Linchen ſchlief mit den jüngeren Geſchwiſtern zuſammen, ihr

Bett war also auch nicht verfügbar. So bereitete sie ihm mit beigeschleppten Stücken ein Lager auf dem Sofa seines Zimmers. Lindacker beschaffte indessen in der Apotheke Morphium und machte ihm eine Einspritzung, was er selbst sehr willkommen hieß, denn trotz physischer Erschöpfung fühlte er eine quälende geistige Unruhe.

Als er in Schlaf gesunken war, schickte Lindacker sich an, zu gehen.

„Ich will noch mit Ihrer Frau Mama sprechen," sagte er zu Linchen. „Sie brauchen jetzt aber auch Ruhe. Legen Sie sich nieder und schlafen Sie recht gut. Morgen wird sich dann das Weitere finden."

Linchen begann wieder zu weinen. Sie fuhr sich aber fest über die Augen und reichte dann mit einem schmerzlichen Lächeln Lindacker die Hand.

„Ich danke Ihnen viel-, vielmals," sagte sie.

Er machte Miene, ihr das Haar zu streicheln. Sie wich unter Erröten und mit einer leichten Kopfbewegung aus, die ihn sich erst besinnen ließ, daß er eine sechzehnjährige Jungfrau vor sich hatte, bei der so was nicht ziemlich war.

So schüttelte er ihr herzlich die Hand und sagte: „Mut, nur Mut, Fräulein Linchen!"

Dann suchte er Frau Kettenbauer in der Küche auf. Er wußte aus seinem Verkehr im Haus, daß dies ihr Lieblingsaufenthalt war. Als er ihr von der Notwendigkeit einer Anstaltskur für den Gatten

ſprach, jammerte ſie zunächſt über das Unerſchwingliche der Koſten und brach in Anklagen gegen den pflichtvergeſſenen Familienvater aus, der es ſo weit habe kommen laſſen. Dann meinte ſie:

„'s iſt ja wieder nur wegen des Mädels ſo gekommen. Das iſt mal ſeine Narrheit. Wenn er ſie doch zum Fräulein von Colonne gehen ließe, dann wär's ſchon zu machen."

„Was tut denn eigentlich Fräulein Linchen, daß es ihretwegen zu ſolchen Auftritten kommt?" fragte Lindacker.

„Was wird ſie tun? Er verwöhnt ſie halt, und ſo ein junges Ding muß ſtramm in der Zucht gehalten werden, ſonſt wird nichts daraus."

Lindacker entgegnete kühl:

„Es war das nur eine Zwiſchenfrage von mir. Das Übel, mit dem wir es zu tun haben, hängt nicht von dieſen oder jenen Eigenſchaften Ihrer Tochter ab, ſondern von allgemeinen Urſachen, die in einer längeren Vergangenheit wurzeln. Ihr Mann muß, ſoll er wieder in die Höhe kommen, in ganz andere Lebensverhältniſſe verſetzt werden. Ich habe nicht über Schuld oder Nichtſchuld zu urteilen, ſondern nur den gegenwärtigen Zuſtand zu beurteilen. Da muß ich Ihnen nur ſagen, daß ich ſchon geraume Zeit den Eindruck habe, Ihre Ehe ſei ein ganz unhaltbares Verhältnis. Solange dieſes dauert, wird Ihr Mann nie die Kraft und den Mut finden, ſich

herauszureißen. Seinem Lebensalter nach ist er aber noch zu jung, um in Erschlaffung zusammenzubrechen. Eben weil noch Lebenskräfte in ihm sind, die nur gehemmt, aber nicht gelähmt sind, verzehrt er sich in einer quälenden Unruhe, in einem erschöpfenden inneren Kampf."

Frau Kettenbauer machte große Augen und sagte:

„Das hört sich ja gerade an, als sollt' ich machen, daß ich aus dem Hause komme!"

Lindacker antwortete nicht. Sie stemmte die Hände in die Hüften und fuhr fort:

„Ich wäre also an allem schuld? Ich hab' mich geplagt und geschunden, hab' mein bißchen Geld zugesetzt, und dafür sollt' ich jetzt die Schand' erleben? Das gibt's nicht, nie und nimmer gibt's das. Bei den Lutherischen, da machen sie's so, da laufens auseinander, wie's ihnen gerade paßt. Ich hab' meine katholische Religion und weiß, daß man's nimmt, wie's kommt, und ausharrt im heil'gen Ehestand, wie man's am Altar beschworen hat. Das hat auch mit der Gesundheit nichts zu tun, und da hat kein Doktor drein zu reden. Das ging auch noch ab, daß einem verschrieben wird, er soll seine Frau weiterschicken. Das könnt' eine schöne Welt werden!"

Lindacker erwiderte:

„Und ich wiederhole nochmals, Ihr Mann ist verloren, wenn er nicht in gänzlich veränderte Lebens-

verhältniſſe kommt. Was haben Sie denn davon, wenn er völlig unfähig wird, für ſeine Familie zu ſorgen? Und das tritt unfehlbar ein. Sie werden doch auch nicht behaupten wollen, daß Sie Ihren Mann lieben?"

„Was ſoll jetzt das wieder heißen?" verſetzte Frau Kettenbauer ärgerlich. „Wenn zwei Leute ſiebzehn Jahre lang verheiratet ſind, dann redet man doch nicht mehr von Lieb'. Man iſt halt Mann und Weib, und er hat trotz alledem immer noch zu mir den Weg zu finden gewußt, wenn's ihm gerade gepaßt hat. Dazu iſt man den Mannsbildern alleweil noch gut genug."

Lindacker ſagte kühl:

„Ich habe nur getan, was ich nach dem Vorgefallenen für notwendig hielt, und das werde ich auch weiter tun. Ich gebe die Hoffnung dabei nicht auf, Sie zu beſſerer Einſicht zu bringen und vor einer ſchweren Verantwortung zu bewahren. Gute Nacht!"

Frau Kettenbauer ſagte:

„Bedanken muß ich mich ja wohl für den Beiſtand, den Sie geleiſtet haben, und ich bitt' ſogar, daß Sie auch weiter ſich meines Mannes annehmen, was ſeine Geſundheit betrifft. Aber alles andere laſſen wir dabei aus dem Spiel. Da verſteht ein junger Mann, wie Sie, nichts davon. Nichts für ungut, Herr Doktor!"

Lindacker hielt es für zweckmäßig, sich mit einem Blicke zu begnügen, der auf Frau Kettenbauer weiter keinen Eindruck machte, und verließ das Haus.

Zehntes Kapitel.

Doktor Kettenbauer war in eine Nervenheilanstalt gegangen, deren Leiter nach kurzer Weile an Lindacker meldete, daß er gute Hoffnungen habe, daß aber die Genesung von einer längeren Behandlung abhänge. In die pekuniären Angelegenheiten hatte Fräulein von Colonne in der Form eines in langjährigen Fristen zurückzahlbaren Darlehens eingegriffen, nachdem erst Linchen Kettenbauer mit einem erregten Eifer hatte durchsetzen wollen, daß sie mit ihrem Erbe eintreten dürfe. Das Mädchen wurde durch den Hinweis darauf beschwichtigt, daß es ihr ja nach erreichter Großjährigkeit freistehe, die Rückzahlung des Darlehens zu übernehmen. Zugleich hatte aber auch Fräulein von Colonne bei verschiedenen Verhandlungen mit Frau Kettenbauer die Verhältnisse soweit durchschaut, daß sie die Übersiedlung Linchens in ihr Haus neu betrieb; jetzt fand sie auch keinen Widerstand mehr bei dem Mädchen. Die Frage der Ehetrennung war einstweilen beiseite gestellt, nachdem sich Frau Kettenbauer zunächst noch eine vorteilhafte Stellung dadurch gesichert hatte, daß man ihr von

juriſtiſcher Seite ſagte, ohne ihren Willen ſei an eine ſolche Trennung gar nicht zu denken, da ihr Mann als der Hauptſchuldige an den ehelichen Mißverhältniſſen erſcheine, das Geſetz aber eine Ehetrennung aus geſundheitlichen Rückſichten nicht kenne. Sie machte von dieſer juriſtiſchen Beratung einen ausgiebigen Gebrauch bei Nachbarn und Bekannten und hatte auch noch den weiteren Erfolg, daß man da und dort Lindacker eine ſo weitgehende Einmiſchung in die Familienverhältniſſe als ärztlichen Übergriff verübelte. Es bildete ſich auch bald die Anſicht aus, ſein Intereſſe an der Angelegenheit habe keineswegs nur humane Motive, und auch die Überſiedlung Linchens zu Fräulein von Colonne wurde in Zuſammenhang damit gebracht. Der Herr Doktor wollte rechtzeitig die zukünftige Schwiegermutter kaltſtellen, auf der anderen Fräulein von Colonne warm halten. Auch die Honoratiorenkreiſe ſahen in der Sache einige Selbſtſucht Lindackers, und der Bezirksamtmann äußerte eines Tages darüber zu ſeiner Frau:

„Er iſt ein kluger Menſchenfreund, der ſich auf praktiſchen Edelmut verſteht.“

Frau Sensburg fühlte ſich beklommen und trug die Empfindung mit ſich herum, als triebe Lindacker nur ein Spiel frivoler Abſichten mit ihr. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, ihm dazu innerlich ſchon ſo weit entgegen gekommen zu ſein. Er ſchien ihr jetzt als ein ganz gefährlicher Verführer, der ſein Opfer mit

heuchlerischen Listen umgarnt. War es ihm mit der jungen Kettenbauer wirklich ernst oder steuerte er auch hier nur einem sündhaften Ziele zu? Welche Rolle spielte sie in dem einen oder dem anderen Falle? Der Gedanke trieb ihr Zornesröte in die Wangen, welche Stellung er ihr zuwies, wenn er es mit dem Mädchen, das noch zu jung zur Ehe war, ernst meinte. Erträglicher war da noch die Möglichkeit, den naschhaften Don Juan triebe das gleiche Gelüste nach einer reifen Frucht wie nach einer zarten Blüte. Ja, da lag sogar ein Reiz darin. Sie hatte das Mädchen zweimal bei Fräulein von Colonne getroffen und mit heimlicher Aufmerksamkeit beobachtet. Der volle Zauber einer keuschen Bescheidenheit sprach daraus. Sie aber wurde gerade dadurch zu Regungen und Vorstellungen gedrängt, die etwas ganz anderes bedeuteten als die Hoffnung auf eine zarte Seelenharmonie, die sie bisher zu Lindacker gelockt hatte. Mit heißer Gewissenspein ertappte sie sich an schlimmsten Gedankensünden. Es hatte sich weder eine Gelegenheit gefunden, die Versöhnung Lindackers mit dem Gatten zu vermitteln, noch die zu einer längeren Aussprache. Endlich kam es einmal zu einer flüchtigen Unterhaltung auf der Straße, und da hatte sie es nicht verhindern können, daß ihr unter seinen weichen, dunklen Blicken das Blut zu Gesicht stieg, so daß sie rasch abbrach. Diese Beobachtung wirkte aber auf Lindacker derart, daß

er anderen Tages Frau Sensburg einen Besuch machte und sie bat, die Versöhnung mit dem Gatten sofort zu vermitteln.

„Ich hätte ja gleich neulich nach unserer gemeinsamen Fahrt den Schritt tun sollen, aber es kam mir allerlei dazwischen," sagte er.

„Wahrscheinlich hat Ihnen die Angelegenheit des Doktor Kettenbauer viel zu schaffen gemacht," meinte Frau Sensburg und horchte gespannt auf die Antwort. Diese lautete gelassen:

„Das allein wäre gerade kein Hinderungsgrund gewesen. Es handelte sich ja auch hier eigentlich um nichts anderes als um die sonstigen Krankheitsfälle, die sich in meiner Praxis zufällig gehäuft hatten."

Jetzt sagte Frau Sensburg mit freudig leuchtenden Augen:

„Es ist jedenfalls sehr schön von Ihnen, daß Sie den ersten Schritt getan haben. Ich werde meinen Mann sofort rufen lassen."

Das Dienstmädchen wurde nach dem Bureau des Bezirksamtmanns hinuntergeschickt.

Lindacker, der auf einen Wink der Frau Sensburg Platz genommen hatte, sagte nun:

„Unsere gestrige Begegnung hat mir den Entschluß eingegeben, jetzt einmal eine Entscheidung herbeizuführen. Ob ich den ersten Schritt tat oder erst eine andere Gelegenheit abwartete, das war eine

recht untergeordnete Sache, neben den Hauptmotiven, die Sie ja kennen."

Da war wieder die herzliche Sprache mit dem milden Klang der Stimme, der fast schmachtende Blick.

‚Verführer!' sprach es im Innern der Frau Sensburg. Sie wehrte der Stimme, die sie jedoch immerhin veranlaßte, das Gespräch wieder auf die Angelegenheit Kettenbauer zu lenken.

„Die kleine Kettenbauer," sagte sie, „ist bei Fräulein von Colonne recht gut aufgehoben. Ein sehr nettes Mädchen übrigens. Ich habe sie seitdem dort zweimal gesehen."

Lindacker erwiderte:

„Es ist ein Glück für das arme Ding, daß es eine so edle Gönnerin hat."

Dann sprach er über die Frau Kettenbauer und die Frage der Ehetrennung mit einer unwilligen Bemerkung über die Juristen. Schließlich sagte er:

„Ich hätte gerne mit Ihnen einmal über diesen Punkt gesprochen, gnädige Frau. Der Herzenstakt einer feinfühligen Dame ist dabei wertvoller als solche lebensdürre Juristerei."

„Es wäre gar nicht übel," meinte Frau Sensburg, „wenn man auch Frauen als Sachverständige in Eheangelegenheiten heranzöge."

Dann besann sie sich ein wenig und fuhr fort:

„Die Sache nimmt Sie doch lebhafter in An-

spruch als irgend ein Krankheitsfall. Natürlich, Sie haben ja immer für Doktor Kettenbauer ein wohlwollendes Interesse gehabt. Das weiß man ja. Aber das Unterhaltungsbedürfnis unserer Illenhausener spinnt die Fäden weiter zu einem Roman aus."

Sie sah Lindacker nicht an, aber in erregtester Spannung wartete sie, ob jetzt eine entscheidende Wendung des eigenen Romanes kommen werde.

Lindacker entgegnete launig:

„Ich habe so was schon gemerkt. Es ist ja ein Mädchen in der Sache beteiligt! Daß dieses Mädchen ein kaum flügges Ding ist, schadet nichts. Es reicht doch hin, die alten Witze zu wiederholen, die immer gemacht werden, wenn nur von weitem, so was, was einen Liebeshandel abgeben könnte, zu wittern ist. Mich geniert es weiter nicht. Ich habe von Anfang an in der Lage meines Kollegen ein beklagenswertes Menschenschicksal gesehen, das meine Teilnahme erweckte, und er ist's, um den es sich mir auch jetzt vor allem handelt. Die Tochter interessiert mich nur soweit, als sie das Licht, der einzige Halt in des armen Vaters Leben ist."

Er sah gegen das Fenster, als erregte das gegenüberliegende Hausdach seine besondere Aufmerksamkeit.

„Was ich bei diesem Kinde sollte! 's ist zu dumm!" sprach er vor sich hin. „Mir kann's übrigens nur lieb sein, wenn der Klatsch einer falschen Fährte nachspürt."

Er wendete Frau Sensburg wieder das Gesicht zu, und diese las in seinen Augen mit zweifelloser Deutlichkeit, was seine letzten Worte bedeuten sollten.

Da trat der Bezirksamtmann ein. Er reichte Lindacker die Hand und sagte:

„Es freut mich sehr, dich bei uns zu sehen. Das Leben bringt es einmal so mit sich, daß freundschaftliche Beziehungen unter dem Zwang der Verhältnisse vorübergehend Schaden leiden. Wir bleiben aber doch Korpsbrüder, die sich immer wieder zusammenfinden müssen."

Lindacker hörte aus diesen Worten so etwas heraus, wie eine sich überlegen fühlende Bonhomie des selbstbewußten Beamten, und er sah in der Miene der Frau Sensburg, daß sie auch nicht recht zufrieden mit dieser Form der Versöhnung war. Er ließ sich aber nichts merken, sondern entgegnete mit verbindlicher Unbefangenheit:

„Nur zufällige Umstände haben mich verhindert, die Sache schon früher beizulegen."

Dann fuhr er, den Blick gegen Frau Sensburg gewendet, fort:

„Am Stammtisch hat sich ja schon von selbst ein Ausgleich herausgebildet. Ich habe aber höchst ungern die freundschaftlichen Beziehungen entbehrt, die mich bisher an dein Haus geknüpft haben."

Der Bezirksamtmann murmelte mit einer leichten Verneigung:

„Sehr liebenswürdig.“

Die Blicke seiner Frau und Lindackers trafen sich auf einen flüchtigen Augenblick in einem Einverständnis, aus dem Frau Sensburg schon der Ehebruch zu winken schien. Ein oberflächliches Gespräch machte wiederum den Fall Kettenbauer zum Hauptgegenstand. Als dann der Bezirksamtmann erklärte, zu seinen Geschäften zurück zu müssen, verabschiedete sich auch Lindacker. Frau Sensburg lud ihn für den nächsten Sonntag zu Tisch ein. Sie sah dabei an ihm vorbei, und auch seine förmliche Zusage nahm sie in einer Haltung entgegen, die einen festen Blick von Aug zu Aug vermied. Ihm aber war es, als gehe ein Hauch von ihr aus, der ihn sanft anfächelte, und es prägte sich ihm ein, daß die volle Brust unter der hellblauen Seidenbluse ganz locker im Korsett gebettet lag; so daß die Formen der beiden Wölbungen sich deutlich abzeichneten.

Noch vor Sonntag fand Lindacker gegen abend eine kurze Gelegenheit, einmal wieder bei Fräulein von Colonne vorzusprechen und sich dabei nach Linchen Kettenbauer umzusehen. An einen Teeabend hatte er gar nicht gedacht. Er war daher überrascht, Frau Sensburg anzutreffen. Frau von Weißenhagen war, wie er alsbald erfuhr, durch einen Zufall am Erscheinen verhindert. Das Fräulein machte ihm auf seine Erklärung, daß er keinen Teeabend vermutet habe, aber sich des Umstandes freue, einen heiteren

Vorwurf. Statt seiner antwortete Frau Sensburg, der Doktor werde jetzt schon wieder öfter kommen, und wendete sich dann gegen ihn mit einem: „Nicht wahr?“ was er lebhaft bekräftigte.

Fräulein von Colonne zeigte sich über diese Wendung sehr erfreut. Linchen, das Lindacker kordialer mit „Wie geht's, kleine Freundin?“ begrüßt und das bescheiden mit: „Danke, sehr gut“ geantwortet hatte, holte eine Tasse für ihn und goß ihm Tee ein. Er richtete halb gegen das junge Mädchen, halb gegen Fräulein von Colonne die scherzende Bemerkung:

„Ah, die junge Wirtschafterin macht sich ja sehr gut!“

Frau Sensburg, die aufmerksam beobachtet hatte, fühlte eine lebhafte Befriedigung über Lindackers Art, mit dem Mädchen zu verkehren, obwohl sie erkannte, daß es seinem Alter eigentlich gar nicht zukam, gegen eine Sechzehnjährige einen solchen Gönnerton anzuschlagen. Sie wurde sehr heiter und gesprächig und richtete dabei auch mehrmals das Wort an Linchen, das bescheiden, aber doch in einem sehr selbstbewußten Ton Antwort gab, der sie nachdenklich machte. Es konnte doch nicht mehr lange dauern, bis Lindacker gewahr wurde, daß er kein Kind mehr vor sich hatte. Beim Sprechen bekam das jugendliche Köpfchen einen reifen, voll weiblichen Ausdruck, die Haltung war so jungfräulich straff und, obwohl das

Mädchen im ganzen recht mager war, machte sich die jugendlich zierliche Büste doch sehr deutlich geltend.

Linchen Kettenbauer entfernte sich plötzlich. Lindacker machte eine unwillkürliche Bewegung. Fräulein von Colonne erklärte ihm nun, daß sie das Mädchen angewiesen habe, nicht lästig zu fallen durch ihre ständige Anwesenheit, die die Gesprächsfreiheit beeinträchtige.

Frau Sensburg warf die Bemerkung hin:

„Sie hat eine recht nette Art. Nur muß sie sich den starken Dialekt abgewöhnen."

Fräulein von Colonne wies als Entschuldigung auf die häuslichen Verhältnisse des Mädchens hin. — Das daraus entstehende Gespräch brachte Lindacker bald dazu, von den Damen grundsätzliche Urteile über die Ehescheidung zu begehren.

Fräulein von Colonne wies darauf hin, daß sie sich über diesen Punkt schon ausreichend mit ihm unterhalten habe und meinte, nur gegen Frau Sensburg sich wendend, ganz kurz wiederholen zu sollen, daß es nach ihrem Ermessen gar nichts Schrecklicheres gebe als einen Zwang in den Dingen zwischen Mann und Weib, daß aber freilich die Idee der Familie einen solchen Zwang anderseits auch erklärlich mache. Gerade Personen, wie Frau Kettenbauer, hätten oft ein sehr zähes Familienbewußtsein und wenig Verständnis für die feineren Bedingungen des Zusammenlebens von Mann und Weib.

Frau Sensburg sagte nach einer Weile leise zögernd:

„So viel scheint mir freilich richtig, daß man in der Ehe die Liebe nicht allzu anspruchsvoll deuten darf, denn es kommt wohl in jede Ehe etwas mehr oder weniger gröberer Stoff, und bei Männern wie bei Frauen wird es oft geschehen, daß sie gewisse Entbehrungen empfinden. Aber Sie haben ganz recht, Fräulein, die Ehe hat eben nicht bloß den Zweck eines Liebeslebens. Es gibt meiner Ansicht nach nichts Schwierigeres als diese Fragen, und man soll gar nicht darüber nachdenken, wenn man nicht durch die Umstände durchaus gezwungen ist. Man findet kein Ende."

Sie hatte, während sie sprach, mehr und mehr rote Wangen bekommen, und als sie jetzt schloß, warf sie einen kurzen Blick auf Lindacker.

Fräulein von Colonne sagte ganz leise:

„Das große Lebensleid, wenigstens für uns vom weiblichen Geschlecht."

„Ach, auch für uns vom männlichen!" warf Lindacker hin, und wieder sah ihn Frau Sensburg an.

„Sie haben noch so viel andere Ziele," sagte Fräulein von Colonne, „und im Alter lischt bei Ihnen das Interesse dafür völlig aus. Wir aber hören noch immer die Melodieen, die unsere Jugend begleitet haben, und werden sie nicht los."

Ganz still wurde es zwischen den dreien. Aus den Worten des Fräuleins klang eine sehr ernste Melodie.

Bald darauf entfernten sich Frau Sensburg und Doktor Lindacker. Frau Sensburg fragte noch nach Linchen, das auf den Ruf des Fräuleins herbeikam, und verabschiedete sich sehr freundlich von dem jungen Mädchen. Lindacker trug ihr Grüße an den Vater auf, wenn sie ihm wieder schreibe.

Draußen auf der Straße sagte Frau Sensburg:

„Fräulein von Colonne hat, glaube ich, viel erlebt. Ihre Art ist auch ganz anders, als man sie sonst bei alten Jungfern findet.“

„Sie haben wohl manchmal, wenn auch nicht mehr äußere, so doch mehr innere Erlebnisse als die verheirateten Frauen,“ meinte Lindacker. „In der Ehe schläfert die Gewohnheit doch recht oft das Gefühlsleben ein!“

„Das ist nicht gerade schmeichelhaft für uns Frauen!“ entgegnete Frau Sensburg.

„Sie habe ich natürlich nicht gemeint, gnädige Frau.“

„Das sagen Sie jetzt so. Woher wollen Sie wissen, daß mein Gefühlsleben ein anderes sei als das anderer Frauen?“

„Im Umgang mit anderen Personen kann man manches nicht wissen, sondern nur ahnen und solche

Ahnungen sind es gerade, die den Zauber des Verkehrs bilden."

„Der also schwände, wenn der andere sich deutlicher offenbarte?"

„Sie mißverstehen mich absichtlich," sagte Lindacker im Ton des Vorwurfs.

„Seien Sie nicht böse," lautete Frau Sensburgs Antwort. „Ich scherzte eben. Wir haben ja doch so mancherlei miteinander gesprochen, daß wir uns nicht mehr mißverstehen können. Nicht wahr? Darum werden Sie es auch richtig auffassen, wenn ich sage, es muß recht oft in einem solchen Verkehr bei dem Zauber der Ahnungen bleiben, um andere Zauber heraufzubeschwören, die nicht in Wirksamkeit treten dürfen."

Sie bogen jetzt in jenes stille Quergäßchen ein, in dem einstmals die jetzige Frau Billsteiner ihn um einen letzten heimlichen Besuch gebeten hatte. Lindacker mußte an jenes Abenteuer denken, wies aber den plötzlichen Einfall, der ihn jetzt peinlich berührte, wie die spöttische Zuflüsterung eines häßlichen Dämons zurück.

Indem er seine Schritte verlangsamte, sagte er:

„Ich verstehe und verstehe wieder nicht, denn nur, wenn einer dem anderen mißtraut, kann Grund dazu vorhanden sein, den Schleier der Ahnungen nicht weiter zu lüften."

„Man muß nicht bloß einem andern, sondern auch sich selbst mißtrauen."

„Wenn ich das deuten dürfte, wie ich wollte!“

„Sie dürfen es unter der Bedingung, daß Sie jetzt nicht weiter an den Schleier rühren.“

„Noch ein einziges kleines Wörtchen! Darf ich Ihrem Wohlwollen in der Stille, ohne es je laut zu sagen, einen anderen Namen geben?“

„Wenn ich Ihnen darauf antworte, dann bleibt freilich vom Schleier wenig mehr übrig.“

„Gut! So antworten Sie nicht. Reden Sie kein Wörtchen mehr. Mir genügt es schon, wenn Sie anhören, daß ich das gefunden habe, wonach ich immer einen suchenden Drang verspürt habe, ein Wesen, das wirklich mein Gemüt erhebt, das meinem Leben einen schönen Inhalt gibt, in dessen Gegenwart ich glücklich bin, und in dessen Abwesenheit ich mich zu ihm hinträume. Ich habe solange den richtigen Namen nicht zu nennen gewagt für mein Gefühl, aber jetzt weiß ich, wie ich mit mir daran bin, und gebe mich rückhaltlos meiner Empfindung hin. Ich will niemandem etwas stehlen und will mich nirgends aufdrängen. Aber ich will mich auch nicht mehr selbst belügen mit Worten, wie Sympathie, Verehrung und ähnlichen Bezeichnungen für unklare und halbe Gefühle.“

Während Lindacker so sprach, hatte Frau Sensburg ihre Schritte beschleunigt, und sie waren an das Ende des Gäßchens gekommen. Ein ganz kleine Strecke blieb noch gemeinsam zu gehen.

„Eine Antwort darauf begehren Sie ja nicht!“ ſagte Frau Sensburg nach einer kleinen Weile.

„Ich reſpektiere den Schleier, wie mir befohlen wurde.“

„Und zünden ein Feuer an, in der Hoffnung, er werde davon verſengt. Das iſt eine eigene Art, zu reſpektieren.“

„Das nennen Sie ein Feuer? Ein Fünkchen, ach was, ein kleiner Lichtſchein, der durch eine Ritze ſchimmert, iſt's geweſen.“

„Genug für mich, um hell zu ſehen.“

Sie überquerten die Hauptſtraße, gerade auf das Bezirksamtsgebäude zuſchreitend.

Frau Sensburg ſagte noch:

„Ich meine, lieber Freund, es iſt am beſten, wir laſſen in Zukunft alle ſolche Schleier- und Feuerſpiele. Daß es hell geworden iſt zwiſchen uns, deshalb bin ich Ihnen aber nicht böſe, und ich will Ihnen auch nicht etwas verbieten, was mich ſelbſt ſehr froh macht. Sonntag alſo!“

Sie reichte ihm die Hand. Dieſe feſthaltend ſagte Lindacker:

„Wie freue ich mich darauf!“

„Ich mich auch,“ antwortete Frau Sensburg. „Aber ſich in acht nehmen,“ ſetzte ſie halblaut warnend hinzu.

„Selbſtverſtändlich!“ entgegnete Lindacker, und ſie verſchwand im Hauſe. —

Am Sonntag ſtanden beide unter dem Gefühle, ein köſtliches Geheimnis zu bewahren. Es geſchah nur einige Male, daß ſie ſich verſtändnisinnig anſehen konnten.

Die Gelegenheiten zu einer vertraulichen Ausſprache waren nicht häufig, und dann geſchah es wohl, daß ſie erſt koſtbare Minuten in taſtender Erregung verloren, ehe ſie zu einem zuſammenhängenden Geſpräch gelangten. Solche Geſpräche enthielten manche zarte Huldigung Lindackers und manches liebe Wort der Frau Sensburg, das dieſem ſagte, wie wohl gelitten er ſei. Sie ſagten Freund und Freundin zueinander und bald heiter tändelnd, bald im ernſten Gedankenaustauſche war die Rede von der Art des Mannes und des Weibes, auch von Zuſtänden der eigenen Seele; aber der Ton Verliebter wurde vermieden. Nur die Blicke liebkoſten ſich, und da geſchah es einige Male, daß Frau Sensburg heiß errötend mit einer Körperbewegung und einem ganz banalen Wort ſolch ſtummem Spiel ein Ende machte. Lindacker fühlte ſich überaus glücklich bei dieſen zarten Beziehungen, die trotz der Spärlichkeit ihrer Lebensäußerung ſeinem ganzen Weſen einen neuen Inhalt gaben und immer durch kleine Wendungen und wechſelnde Beobachtungen friſche Anreize brachten, die dem einſamen Geiſte liebliche Beſchäftigung boten. Einmal entdeckte er dies, dann jenes an ihrem äußeren Weſen, ein andermal freute ihn ein Wort,

das ſie geſagt hatte oder die Miene, mit der es geſagt worden war. Sie ſchien ihm zuweilen wohl auch weniger vorteilhaft als ſacht und, obwohl es ihm ganz fernſtand, ſie zu begehren, feſt überzeugt davon, daß ſie ihn tief verachten würde, ahnte ſie einen ſolchen Gedanken, war ſeine Zärtlichkeit manchmal ſo lebhaft erregt, daß er ſich innig darnach ſehnte, den nicht beſonders ſchön geſchnittenen, aber blühend roten Mund zu küſſen. Es kam auch wohl vor, daß er durch eine zufällige Haltung oder Bewegung auf eine oder die andere Körperform aufmerkſam wurde. So trug ſie mehrmals einen dunkelblauen Rock, der, wenn ſie aufrecht ſtand und namentlich wenn ſie ging, die kräftige Bildung ihrer Hüften deutlich ſich ausprägen ließ. Er fühlte ſich dann von einer ſinnlichen Wärme durchſtrömt, aber jeder unreine Gedanke blieb ihm dennoch fern.

Der Wechſel des Bezirksarztes vollzog ſich, und alsbald kam die Krankenhausfrage zum Austrage. Der neue Bezirksarzt verhielt ſich dabei nicht ſonderlich entgegenkommend gegen Lindacker, ſondern gab deutlich zu erkennen, daß deſſen früher gemachte Vorſchläge für ihn durchaus nicht bindend ſein könnten. Die Lage war für Lindacker um ſo verſtimmender, als ſein Korpsbruder Sensburg jetzt wieder den Diplomaten ſpielte, ſo daß für ihn nur die Erkenntnis übrig blieb, er ſei von dem lieben Korpsbruder als Knüppel mißbraucht worden, über

den der alte Bezirksarzt stolpern sollte. Das ergab wohl übellaunige Augenblicke, aber er hütete sich davor, einen neuen Konflikt hervorzurufen und nahm die ganze Angelegenheit auf die leichte Achsel. Eine Folgerung zog er allerdings daraus. Der Korpsbruder war nicht ehrlich gegen ihn und daher brauchte er auch nicht allzu subtil zu erwägen, ob er nicht Kontrebande in dessen Ehe einschmuggle. Ja, wäre die Hochachtung vor der Frau als solcher nicht gewesen, er hätte den vollen Einbruch nicht aus dem Gesichtspunkt der Burschentreue in Erwägung gezogen.

Einer wiederholten, von Linchen mit schüchterner Gebärde unterstützten Anregung des Fräulein von Colonne bedurfte es, daß er eine Gelegenheit wahrnahm, den Kollegen Kettenbauer in der Nervenheilanstalt zu besuchen. Der die Anstalt leitende Arzt war nicht sonderlich zufrieden. Anfangs war der Wechsel der Verhältnisse dem Patienten sehr gut bekommen. Im Laufe der Zeit stellten sich aber trübsinnige Stimmungen ein. Man hatte geglaubt, ein Besuch der Tochter, nach der er immer große Sehnsucht aussprach, würde Besserung bringen. Aber gerade, als dieser erfolgt und Linchen wieder abgereist war, entwickelte sich ein Heimweh schlimmster Art. Daneben gingen Beängstigungen einher, in denen die künftige Erwerbsfähigkeit, vor allem aber das Verhalten der Frau, eine große Rolle spielten.

Lindacker beobachtete den Kollegen selbst während

eines ganzen Tages, und er meinte, der Anſtaltsleiter ſehe, wie ſolche Spezialiſten es meiſt tun, die Dinge zu peſſimiſtiſch an. Kettenbauer war etwas unruhig darüber, daß die Kur ſo lange dauerte; er wollte heim. Das war eine ſehr erklärliche Erſcheinung. Lindacker merkte wohl, daß Fräulein von Colonne ihn etwas verwundert anſah, als er ihr ſeinen Bericht in einer einigermaßen flüchtigen Form erſtattete, die vielleicht zu wenig perſönliche Teilnahme enthielt. Er empfand es ja auch ſelbſt, daß er das eifrige Intereſſe für die Wiederaufrichtung dieſes im Scheitern begriffenen Menſchendaſeins eines Kollegen nicht mehr in demſelben Maße innerlich aufbrachte, wie früher. Er fühlte darüber ſo etwas wie einen Gewiſſensſtachel, und die dringlich fragenden, großen, hellen Augen Linchens waren ihm höchſt peinlich. Da kam ihm nun auch Frau Kettenbauer, die von ſeinem Beſuche beim Gatten wußte, trotz des Vorgefallenen auf den Hals. Sie benahm ſich jetzt ſehr vernünftig und ließ ſich den Zuſtand ihres Mannes, durch einfache Zwiſchenfragen anregend, ſehr genau erklären. Von einer Trennung wollte ſie nach wie vor nichts wiſſen. Das war eine Schande, die ſie nicht verdient hatte. Wenn er ſelber ſich dergleichen einbilde, ſo ſollten ihm die Ärzte das eben ausreden, ſonſt habe die ganze Kur keinen Zweck. Sei er aber wieder ganz hergeſtellt, ſo ganz ‚richtig‘, dann würde ſie ſchon mit ihm zurechtkommen. Was er ihr darauf

ſagte, waren Redensarten. Er war ja am Ende kein Fachmann in dieſen Dingen, und die Verhältniſſe lagen auch nicht in ſeinem jungen Erfahrungskreis. Man tut für andere, was man tun kann und tut es gern, aber man hat doch auch ein Eigenleben.

Elftes Kapitel.

Immer und immer wieder ergaben ſich in der Ehe Anläſſe, wenn auch geringfügigſter Art, bei denen Frau Sensburg der Gedanke kam, ‚das hätte Lindacker nicht getan, nicht geſagt.‘ Als Ehemann hätte er es vielleicht ebenſo gemacht. Vom Traualtar weg üben ſie ein Herrenrecht, die vorher geſchmeidige Gunſtbettler waren, und das wird auch wohl ohne Ehe in der Natur des Mannes liegen, daß, hat ſich das Weib ihm ein einziges Mal mit ſeinem Körper unterworfen, er der Gebieter ihres ganzen Weſens ſein zu können glaubt. Das aber war das Reizende, das beſtrickend Wohltuende im Umgang mit Lindacker, war man nun in größerer Geſellſchaft oder unter vier Augen, daß man immer das Gefühl hatte, er beabſichtige nichts, habe nicht einmal kleine Schwächen der Eitelkeit, ſondern nehme es anſpruchslos hin, wie man ſich gerade verhalte und ſei nur offenſichtlich überaus dankbar für jeden kleinſten Wink der Zuneigung, den er ſicher auffing, mochte er noch ſo flüchtig und verſteckt ſein. Sich in ſo zierlicher Weiſe geliebt zu wiſſen, das war ein ganz ſeltſamer Genuß

der derb zufassenden Art des Gatten gegenüber, der es für selbstverständlich hielt, daß sein angetrautes Weib ihm zu jeder Minute, wie ihn gerade die Laune befiel, zu Küßchen und Späßchen zur Verfügung stehe. Daß Lindacker sie wirklich liebte, daß er ein tiefes Gefühl für sie hatte, daran war gar nicht zu zweifeln. Es gibt Blicke und Mienen, Tonfärbungen der Stimme, die weder erheuchelt noch oberflächliche Zufälle sein können. Und zudem war er wirklich, was man unter einem netten Menschen verstand. Hatte sie diese Beobachtung zwar schon längst gemacht, so drängte sich dieser Eindruck doch jetzt noch viel überzeugender auf. Es war eine Luft, die weiche Anmut seiner Manieren zu beobachten; die geschmackvolle Sorgfalt seiner Kleidung gab ihm etwas Vornehmes, das auch aus dem sanften Wohllaut seiner Stimme herausklang. Sie sah seine weißen, wohlgeformten Hände sehr gern. Daß manchmal aus seinen Blicken der Mann sprach, der sich das Weib besah, war ihm doch nicht zu verübeln. Es geschah so diskret, so vorbeihuschend, daß man recht zimperlich hätte sein müssen, daran Anstoß zu nehmen. Es machte sie immer ein bißchen verlegen, aber das war eigentlich gar kein unangenehmes Gefühl.

Ein Winter mit seinen kleinen Vorkommnissen war so dahingegangen. Zu diesen Vorkommnissen gehörte, daß Frau von Weißenhagen in heftige Eifersucht gegen die Frau des neuen Bezirksarztes ent-

brannte und oft der Freundin unter Tränen ihr Leid klagte. Die Frau Bezirksarzt war eine hübsche junge Frau von sehr freier Tonart und ließ sich von allen Herren den Hof machen. Richtig war es, daß sich ihr auch Herr von Weißenhagen mehr genähert hatte, als es bisher die Art seines Umganges mit Damen gewesen war. Diese Annäherung fiel auf, und man ließ es nicht an wohlmeinenden Winken und Warnungen seiner jungen Frau gegenüber fehlen. Frau Sensburg hatte nicht viel Glück mit ihren Beschwichtigungsversuchen, denn viel stärker wirkte das unter den Damen umgehende Geflüster, das, obwohl ihr nichts nachzuweisen war, die Frau Bezirksarzt mehr und mehr zu einer Person stempelte, von der niemand etwas gesagt haben wollte, deren aber jede Dame mit einer besonderen Mimik Erwähnung tat. Frau Sensburg faßte ein besonderes Interesse für die Beargwöhnte und machte sich nach einer Weile zu ihrer Verteidigerin. Ihrer Meinung nach handelte es sich nur um eine maßlos eitle Dame, die sehr stark kokettiere, weil sie die Rolle der schönsten Frau von Illenhausen spielen wollte. Das Gerede um diese Frau wirkte aber auf ihre eigene Empfindung verstimmend, beunruhigend, es war darin so etwas wie eine Warnung enthalten, und diese Warnung, so mußte sie sich heimlich sagen, wurde immer begründeter. Lindacker war sich in seinem Verhalten gleich geblieben. Bei ihr aber hatte sich

von einem Zeitpunkte an, den sie nicht deutlich feststellen konnte, mehr und mehr etwas entwickelt, was sie vor dem eigenen Gewissen Begehrlichkeit nennen mußte. Während er vor ihr saß, arbeitete es zuweilen in ihr, daß sie alle Kraft zusammennehmen mußte, um nicht laut zu rufen: ‚So küß mich doch!‘

Wenn er gegangen war, hatte sie das peinigende Gefühl der versäumten Gelegenheit, einen heißen Durst zu löschen. Wie sie sich auch quälte, das böse Blut kam nicht mehr zur Ruhe. Wenn die Damen, die über die Frau Bezirksarzt tuschelten, in ihr Inneres hätten sehen können! Lindacker bot ihr gerade das, wonach sie sich immer gesehnt hatte. Er war der seltene Mensch, der auf ihren ursprünglichen Gedanken eines reinen Gemütsverhältnisses verständnisvoll eingegangen war, und nicht er, der Mann, sie, das Weib vermochte sich nicht auf diesem veredelten Standpunkt der Zuneigung zu halten. Bei der ersten günstigen Gelegenheit, auf einen leisen Anstoß hin war sie verloren. Welch schlechte Gedanken sich bei ihr einstellten! Förmliche Verführungslisten ersann sie.

Dann faßte sie sich wieder mit beiden Händen an den Kopf mit der Frage im Sinne, ob sie denn toll geworden sei? Nichts, gar nichts gab es, was einen Ehebruch hätte entschuldigen können. Wer sich in der Seele vernachlässigt fühlt, braucht nicht die Sinne zu bereitwilligen Gehilfen. Er, der Gatte

ſelber, hatte ſie mit ſeiner Auffaſſung der Ehe verdorben, er trug die Schuld. Das war es! Da kam ihr die Überlegung, es könnte, es würde trotzdem eine edlere Gemeinſchaft mit Lindacker ſein, und ſie träumte gern davon, daß für ſie Reinigung werden könnte, was dem Begriffe nach Sünde war.

Ein ſchöner Sommertag war es. Den Bezirksamtmann hatten Amtsgeſchäfte an den Regierungsſitz gerufen. Die Kinder waren mit der Wärterin vor die Stadt hinausgegangen. Hinter den herabgelaſſenen Jalouſieen ſaß Frau Sensburg in kühlem Dämmerlicht am Klavier, rings von tiefer Nachmittagsſtille umgeben, denn auch von der Straße drang kein Lärm herauf. Da klingelte es, und die Köchin meldete den Herrn Doktor Lindacker. Jäh beſann ſie ſich auf ihre völlige Einſamkeit, denn auch die Köchin war heute gerade in einer entlegenen Hinterſtube mit Bügelarbeit beſchäftigt. Es war doch eine Stunde, in der er ſonſt auf der Tour zu ſein pflegte. Sie ließ bitten. Als die Köchin eben wieder aus der Tür wollte, warf ſie noch die Frage hin:

„Haben Sie bald alles gebügelt?“

Das Mädchen antwortete etwas gereizt:

„Aber das iſt doch nicht möglich, gnädige Frau. Ich weiß nicht einmal, ob ich bis zum Abend damit fertig werde.“

„Schon gut! Ich habe ja auch nur gefragt!“ ſagte Frau Sensburg begütigend.

Als Lindacker ihr entgegentrat, fühlte sie eine starke Beklemmung auf der Brust.

Er sagte mit frischer Laune:

„Ich hatte unten im Bureau etwas zu tun, eine kleine Besorgung für meinen Patienten, den Pfarrer von Schellenberg. Da konnte ich nicht widerstehen, heraufzuspringen und guten Tag zu sagen."

„Ich hätte Sie um die Zeit auf der Praxis gedacht," sagte Frau Sensburg, während beide sich setzten.

„Das kommt noch, wenn die Hitze etwas nachgelassen hat. Hab' heute vormittag schon genug in der Sonne gebraten."

„Ich habe die Kinder doch hinausgeschickt. Bei schönem Wetter sind sie im Haus gar nicht zu halten."

„Das war auch ganz richtig. Die Sonne schadet nichts, sie kann nur unbequem werden. Hier ist's übrigens reizend kühl, wie in einer schattigen Laube."

Lindacker sah sich im Zimmer um und atmete behaglich auf.

Jetzt wirkte die dämmerige Stille auf ihn. Er wußte, daß der Bezirksamtmann verreist war, und eben hatte er es gehört, daß auch die Kinder nicht im Hause seien. Ihm war, als schlage sein Herz stärker, während ihm klar wurde, in welcher Situation er sich befand.

Frau Sensburg erriet seine Empfindung, und in

ihr wogte ein Sturm widerſtreitender Gefühle, die vor dem Kommenden bangten und mit erregter Spannung darauf harrten. Es kam zu einem ziemlich nichtsſagenden Geſpräch, bei dem beide ihre Unfreiheit fühlten. Frau Sensburg machte aber die größten Anſtrengungen, daß der Faden nicht abriß, denn ſie ahnte, daß Lindacker daraus alsbald Anlaß nehmen würde, ſeinen Beſuch aufzuheben. Das durfte nicht geſchehen. Er mußte feſtgehalten werden, wenn ſie ſich auch nicht geſtehen wollte, weshalb. Das wäre leichter mit kleinen, harmloſen Koketterieen zu machen geweſen. Aber davor ſcheute ſie ſich wieder, denn es war ihr deutlich, daß auch die harmloſeſte Tändelei jetzt Gefahr in ſich trug. Nach einer kleinen Weile erhob ſich Lindacker doch und ſagte:

„Ich will nicht länger ſtören. Es ſollte ja nur eine flüchtige Begrüßung ſein, weil ich eben im Hauſe war.“

Frau Sensburg merkte wohl, daß er etwas erregt war.

„Sie wollen eben gehen,“ ſagte ſie, „denn ſtören würden Sie mich nicht. Das wiſſen Sie doch. Aber ich habe Sie nicht gut unterhalten.“ Leicht hatte ſie es ſagen wollen, mit einem kleinen Beiklang der Unzufriedenheit. Es fiel aber ganz anders aus. Wehmütig klang der letzte Satz, und er war von einem hörbaren Seufzer begleitet. Schlaff reichte ſie ihm,

langsam sich aufrichtend, die Hand, ohne ihn dabei anzusehen.

Es war ganz still. Sie fühlte, daß sein Blick auf ihr ruhte. Dann zog er sie an sich und küßte sie. Jetzt umschlang sie ihn so fest, daß er Gewalt hätte brauchen müssen, sich zu befreien, und sie küßten sich immer wieder leise, in langen Zügen und sahen sich dazwischen dringlich, suchend, fragend, flehend an.

„Bleib!" flüsterte Frau Sensburg.

Sonnenfleckchen tanzten im dämmerigen Zimmer. Von draußen klang das schrille Gezwitscher eines Vogels herein. Und sie hielt den Freund fest, tauschte Küsse und kosende Flüsterworte mit ihm. Als er endlich doch Abschied nahm, ganz stummen Abschied, sie umschlungen haltend, schaute er sie mit einem langen, ernsten Blick an, aus dem es wie Reue sprach.

„Mußt dir keine Gedanken machen," sagte sie zärtlich. „Ich hab' es ja selbst gewollt."

Als er fort war, kam es ihr so unheimlich in dem stillen dunklen Raum vor, als könnte irgend etwas Verstecktes im nächsten Augenblick vor ihr auftauchen. Sie zog heftig die Jalousieen in die Höhe, daß das volle Licht in der Glutfarbe des Nachmittags hereinleuchtete. Das war wirklich auf ein kleines Weilchen eine solche Veränderung, als wäre sie am Frühmorgen aus einem Traum aufgewacht. Das blausamtene Sofakissen mit dem schwarzgoldenen chine-

ſiſchen Muſter lag auf dem Fußboden. Sie hob es auf und legte es an ſeinen gewohnten Platz, flüchtig noch die nächſte Umgebung überſchauend. Dann ſtellte ſie ſich ans Fenſter und ſah auf die Straße hinaus. Kaum, daß ein Menſch zu ſehen war. Es war gerade ſo, als ſei alles dazu hergerichtet, daß die Frau Bezirksamtmann unbemerkt und ungeſtört Ehebruch treiben könne. Wer ihr das geſagt hätte, daß ſie einmal zu jenen Frauen zählen würde, die einen heimlichen Flecken an ſich tragen! Nun war doch gekommen, was ihr früher ganz unmöglich geſchienen hatte, und die Welt ſtürzte nicht darüber ein. Sie ſpürte gar nichts von Reue, von Beſchämung. Es war wie eine Notwendigkeit, die ſich erfüllt hatte. Die geſchaffene Lage mußte jetzt nur mit ernſter Klugheit behandelt werden. Es galt, ſich ganz neu im Leben einzurichten. Die Dinge ſahen ganz anders aus, wenn man ſie erlebte, als wenn man ſie nur von außen her beurteilte. Sie fühlte einen großen Reichtum in ſich, ein plötzliches Wachſen der eigenen Perſönlichkeit. Ein Doppelleben lag vor ihr, der Gatte brauchte nichts von dem zu entbehren, was er bei ihr ſuchte, und weniger als je dachte ſie unmutig über die Alltäglichkeit, deren gelegentliche Schattenſeiten ihr jetzt unweſentlicher erſchienen. Es ſchlich ſich in ihre Empfindung ſo etwas ein wie eine leiſe, ganz leiſe Geringſchätzung des Gatten und ſeiner betonten Herrenart. Damit war es jetzt vor-

bei, nur ein wesenloser Schein blieb davon übrig. Sie hatte jetzt ihr eigenes Reich, in dem ihre Weiblichkeit sich frei entfaltete, sich nicht nur unterwarf. Nicht mit Siegermiene hatte Lindacker sich ihrer bemächtigt, und diesen Ton würde er auch ferner nicht anschlagen. Sie wollte ihn nicht beherrschen, wenn sie auch die Genugtuung darüber nicht unterdrückte, daß sie ihn an der Flucht vorhin verhindert hatte. Nur jenes volle Glück wollte sie kosten, jenes Geheimnis ganz ergründen, das wohl jedes fühlende Weib ersehnt, und von dem sie nur ein fragwürdiges Stückwerk kannte.

Jetzt ging eben Frau von Weißenhagen unten an der Straße vorbei. Sie blieb stehen und winkte herauf. Frau Sensburg beugte sich zum Fenster hinaus, und die Freundin rief:

„Willst du nicht nach dem Abendessen mit uns auf den Keller gehen?"

Frau Sensburg sagte zu.

„Ich hole dich um halb neun Uhr etwa ab!"

„Schön! Wohin gehst du denn jetzt?"

„Zu Löb, Kinderschürzen kaufen, dann vielleicht ein bißchen zur Colonne. Komm mit."

Frau Sensburg schüttelte den Kopf. Sie wollte jetzt mit niemandem gehen und erst recht nicht mit dieser frischen, lichten Frau von Weißenhagen, die immer so zutraulich offen war und sicherlich wieder von der Frau des Bezirksarztes entweder eifersüchtig

klagend oder aber, wie es jetzt ihre heitere Miene erraten ließ, sich wieder einmal als Siegerin fühlend. Was gingen sie diese Dinge an, die ihr jetzt so weit entfernt lagen! Sie trug ein großes Erlebnis in sich — und sollte Kindereien anhören? Das Gesicht der guten Weißenhagen, wenn sie sich auch vertraulich eröffnet hätte! Ja, wenn ein Mensch den andern so durch und durch kennen würde! Dieses Fräulein von Colonne, das würde wohl auch Überraschungen bieten, durchschaute man es ganz. Ihr war es, als ob da eine Vertraulichkeit ganz andere Aufnahme fände als anderswo. Sie wollte keinen Rat, kein Urteil, aber sie hätte gern dem Luft gemacht, was in ihr gärte. Es war recht schwer, so still und einsam eine neue Welt in sich zu tragen. Ein böser Wandel der selbstsicheren Haltung trat ein, als die Kinder nach Hause kamen. Vor diesen klaren, in heiterer Zärtlichkeit zu ihr aufschauenden Augen schämte sie sich. Ja, es war gerade, als tue sie Böses an den Kleinen, daß sie sich ihren Blicken bot. Sie mied es, sie zu küssen. Gegen diese hatte sie gesündigt, diesen hatte sie etwas genommen. Ihnen war sie die Starke, die Tüchtige, die Gesetzgeberin, die entschied, was gut und böse sei, und die selbstverständlich brav war, weil sie die Mutter war. Jetzt war der Glaube dieser unschuldigen Geschöpfe eine Lüge geworden, von jetzt an spielte sie eine Komödie mit ihnen, wenn sie mahnte und strafte, jetzt stahl sie sich ihre

Liebe von ihrer Unwiſſenheit. Es waren Schmerzen, wie Skorpionſtiche, die ſie litt, während ſie die Kleinen zu Bett brachte, und als ſie endlich doch nicht umhin konnte, ihnen den Nachtkuß zu geben, ſtand ihr das Herz ſtill. So mag es einem Meineidigen zumut ſein, wenn er die Hand zum Schwur hebt, einem Sünder, der ohne Beichte das Sakrament nimmt. Als ſie allein war, vermochte ſie die Tränen nicht nieder zu zwingen. Viel leidet ein Weib, das vom hergebrachten Weg abgeht. Mit Feſſeln iſt es von der Natur gebunden, die es erſt gar nicht empfindet, und die Erfüllung jeder Sehnſucht iſt mit Bitterkeit gemiſcht. Auf dem Keller verhielt ſich Frau Sensburg erſt noch ſtiller als es ſonſt ihre Gewohnheit war. Später kam Lindacker zur Geſellſchaft. Er ſetzte ſich ganz entfernt von ihr, aber ſeine Anweſenheit übte doch eine belebende Wirkung auf ſie aus. Es war ihr erſt, als wichen Atembeſchwerden von ihr und dann, als hätte ſie Wein getrunken. Ihr Gatte wollte erſt am anderen Mittag zurückkommen. Es war ihr ſehr lieb, daß ſie heute allein ſchlief. —

Der Bezirksamtmann befand ſich in der gehobenſten Stimmung, als er nach Hauſe kam. Er hatte bei der vorgeſetzten Behörde wieder lebhafte Anerkennung gefunden, und der Regierungspräſident ſelbſt war von ganz ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit geweſen. Er hatte die Bemerkung einfließen laſſen:

„Wenn wir lauter so rührige Leute, wie Sie, draußen hätten, dann wären wir gut daran. Es fehlt meist an Initiative. Sie greifen doch zu rechter Zeit und am rechten Ort zu, ohne sich bei jeder Kleinigkeit darauf zu verlassen, daß die Regierung irgend etwas verordnen wird."

Breitbeinig, bequem in den Stuhl zurückgelehnt, saß er da und sprach zu seiner Frau in langsamer, fast pathetischer Redeweise, ganz davon durchdrungen, daß es sich um eine bedeutsame Sache handle.

„Ich weiß ja selber, was ich leiste, und ein paar Redensarten eines Vorgesetzten bringen mich noch nicht aus dem Häuschen. Es klärt aber immer die Situation, wenn man derlei hört. Da drinnen sitzen ein paar solcher Biedermänner, die höchste Zeit haben, außerhalb ihres Bureaus auszuruhen, Schlafmützen, die nur Rohrstühle durchdrücken. Eine Verjüngung kann schneller kommen, als sich im Augenblick bestimmen läßt, und dann bin ich an der Reihe, für meine Jahre früh genug. Dann soll das Rad am Laufen bleiben. Der Ehrgeiz, das ist der Witz der Beamtenkarriere. Ich habe gar keine Lust, wie die meisten, in irgend einem Dezernentenbureau als Karpfen im Teiche herum zu gondeln, bis mir das Moos auf der Nase wächst. Das ist nichts für meinen Freund Sensburg. Regierungspräsident, das lohnte die lange Schinderei. Ich habe aber auch keine Veranlassung, den Minister des Innern

oder den Kultusminister als Traumbild anzusehen. Wie schmeckte dir das, in München als Exzellenz spazieren zu gehen?"

„Ich denke nicht so weit, wenn ich dir auch das Beste wünsche und nicht daran zweifle, daß du Karriere machst," versetzte Frau Sensburg.

„So weit?" sagte der Bezirksamtmann. „Das ist eine Zeit von zehn bis fünfzehn Jahren, die in Frage kommt. Bin ich einmal Regierungsrat, dann geht es rasch aufwärts."

Er ging noch eine Weile in der Stube auf und ab und variierte das Thema weiter, dieses und jenes ihm bekannte Beispiel einer raschen Laufbahn heranziehend. Dann suchte er sein Bureau auf.

Seine Worte hinterließen einen Eindruck, dem Frau Sensburg längere Weile nachhing. Das war wieder der starke Wille, die vollsaftige Lebenskraft, die sonst immer eine so eigentümliche bezwingende Macht auf sie geübt hatten, die die Sinne reizten, daß sie sich wie von einer magnetischen Gewalt angezogen fühlte, sich von seinen Armen umschlingen zu lassen und Brust an Brust zu lehnen. Auch jetzt wogten und wühlten solche Regungen in ihr, aber sie kamen nicht zur freien Entfaltung. Sie sträubte sich unwillkürlich dagegen, denn aus dieser zukunftsfrohen Kraft sprach jetzt etwas ihr Feindliches, eine Macht, die über ihr Leben verfügte, die sie willenlos, wie einen Schatten hinter sich hergehen ließ. Sie

mußte solchen starken Lebenswillen anerkennen, als Tüchtiges, als höchst Bedeutsames für das Familienwohl. Sie zweifelte nicht daran, daß mehr oder minder in Erfüllung gehen würde, was der Gatte erträumte. Es würde die Zeit kommen, in der sie an seiner Seite als hochgestellte Dame stand, vor der sich andere tief verneigten, die überall den Vortritt hatte und in ihrem Salon die Aufwartungen der Untergebenen ihres Mannes entgegennahm. Wie sah es dann aber in ihrem Inneren aus? Welche schmerzlichen Erinnerungen lebten dann in ihr? Oder hatte sie nach langen Kämpfen alles überwunden, und war es ganz still und öde in ihr geworden? — Sie blieben nicht immer in Ilsenhausen. Das wußte sie längst. Sie wollte nur jetzt nicht daran erinnert werden, und nicht bald durfte der Abschied kommen, nicht, so lange sie noch der Liebe des Freundes sicher war.

Ängstlich hüteten beide ihr Geheimnis, und sie vermieden es auch, durch listig ersonnene Gelegenheiten gefährliche Zufälle heraufzubeschwören. Es lag überdies in ihrer übereinstimmenden Auffassung, daß die Gier nach solchen Gelegenheiten Unedles mit sich führe. Fühlten sie sich einmal in ganz sicherer Heimlichkeit, dann glitten sie, die Gunst des Augenblicks nutzend, einander in die Arme und bereiteten ihrer Zärtlichkeit ein leuchtendes Fest.

Frau Sensburg fühlte es wohl, daß Lindacker es war, der dem Bunde das vornehme Gepräge

ſicherte. In keinem Augenblick verließ ihn das Zartgefühl, der feine Sinn, der alles mied oder mit geſchickter Wendung wegräumte, was irgendwie verletzend, beſchämend hätte wirken können. Sie lernte von ihm, ſorgfältig auf ſich zu achten, und es kam dazu, daß ſie durch den Ehebruch erſt erfuhr, welch zarter Duft in der Beziehung zwiſchen Mann und Weib liegen kann, und wie er zu bewahren iſt. Ihre Ahnungen eines weiblichen Gemütslebens wurden noch weit übertroffen, und immer neue Offenbarungen von den reichen Reizen hochgeſtimmter Liebesgemeinſchaft wurden ihr kund. Ihre einſamen Stunden waren erfüllt von leichteſten, zarteſten Eindrücken, denen nachzuſinnen, ſie in der Erinnerung wieder entſtehen zu laſſen, ihr entzückenden Genuß bot. Ihre Seele war ein weites Wieſenland, das im bunteſten Blütenſchmuck des Frühlings prangte. Obwohl ſie ihr ſtilles, auf ſanftem Ernſt beruhendes Weſen nicht veränderte, meinte ſie doch, ihre ganze Umgebung müſſe einen Vorteil aus jener inneren Harmonie ziehen, die ſie jetzt erfüllte, und die nur eine leiſe Verfärbung erlitt, wenn einmal eine allzu lange Friſt mehrerer Tage verronnen war, ohne daß ſie mit dem Freund hatte ſprechen können. Da faßte ſie dann eine Sehnſucht, die an ihr ſchmerzlich zehrte. Gewiſſensbedenken traten ſelten an ſie heran, und auch dann nur ſo, wie am blauen Himmel einmal eine dunkle Wolke aufzieht, die raſch wieder

verschwindet. Das, was für die äußere Beurteilung zweifellos etwas Gesetzwidriges war, das war ja in seinem ganzen Inhalt so schön, so edel, erhöhte ihre Weiblichkeit dermaßen, daß es unmöglich mit Dingen verglichen werden konnte, die etwas Niedriges, Zuchtloses bedeuteten. Nur, wenn einmal in des Gatten Art der starke Familiensinn, den er besaß, besonders sich geltend machte, wenn er mit den Kindern nicht bloß spielte, sondern zärtliche Zuneigung gegen sie verriet, dann kam eine Beunruhigung über sie. Aber es war ein Schicksal gewesen, das ihr Lindacker in den Weg geführt hatte, und für jeden ist eben einmal das Leben nicht einfach. Was sie in Widerspruch setzte mit der Ordnung, war eine Notwendigkeit ihres Wesens, eine Läuterung, eine gesteigerte Entwicklung. Das war ja die Gefühlsweise, auf der die tiefe Harmonie mit dem Freunde beruhte. Er hatte ihr gestanden, wie er hineingetrieben worden war in triviale Liebeshändel, und wie er sich davon losgerissen habe in Sehnsucht nach einem reicheren Empfindungsgehalt. Diese Sehnsucht, so meinte er, sei ihm aber zunächst ganz unbewußt, wohl erst durch sie, durch den Hauch ihrer sanft anziehenden Persönlichkeit geweckt worden. Zu den lieblichsten Reizen ihrer Unterhaltungen gehörten diese Forschungen nach den kleinen Zügen und Wendungen, aus denen ihre Neigung erblüht war, und erst das Gedächtnis entdeckte da Zusammenhänge, die man im Augen-

blick des Geschehens gar nicht bedacht hatte. Ganz leise und mit einiger Beschämung deutete Frau Sensburg bei solchem Gedankenaustausch einmal an, edler möchte es doch gewesen sein, wenn die Dinge bei einer seelischen Harmonie stehen geblieben wären. Lindacker antwortete ihr, das sei ja auch sein ursprünglicher Gedanke gewesen und sei es wohl bei jedem Liebhaber, der der Geliebten wirkliche Verehrung zollt. Jetzt aber empfinde er darüber ganz anders. Ein solcher rein seelischer Bund, so viel des Schönen er auch haben möge, enthalte doch nicht eine volle, restlose Gefühlsgemeinschaft, weil das Letzte, Innigste sich gar nicht empfinden und also auch nicht anders mitteilen lasse als auf jenem Wege der völligen Hingabe des eigenen Wesens in dem sicheren Bewußtsein, daß auch der andere Teil sich restlos mit der ganzen Fülle der Empfindung gebe. In diesen Dingen, so meinte Lindacker, spielten die feinsten Schwingungen der Lebenskräfte eine entscheidende Rolle, und ein Sittengesetz, das generalisieren müsse, könne auf solche zarten persönlichen Umstände gar nicht angewendet werden. Hier sei nur das eigene Gefühl der gerechte Richter, jenes Gefühl, das genau weiß, ob man sich selbst erniedrigt hat, oder ob man einen höheren Lebensinhalt gewonnen hat. Obwohl sie ihm ganz vertraute, berührte sie doch einmal die Frage, was denn eigentlich die Liebe im Leben des Mannes bedeute, der

noch ganz andere Lebensziele zu verfolgen habe, die ihm wichtiger sein mochten. Er antwortete darauf:

„Ist der Mann ein Vollmensch, eine wirklich ungebrochene Natur, dann ist ihm auch die Liebe eine unbedingte Notwendigkeit seines Daseins. Wer die Liebe beiseite schiebt, nur als Episode des Daseins gelten lassen will, der ist eben eine im Treibhaus der Kultur entartete Pflanze. Solcher Leute gibt es in den gebildeten Ständen viele, weil viele dort vollkommen von der Kultur verkünstelt sind und ihre natürlichen, menschlichen Qualitäten nur als verkrüppelte Merkmale herumtragen. Manche glauben auch, heucheln zu sollen, und recht viele geben sich keine klare Rechenschaft über ihre eigenen Lebenswerte. Aber bei genauem Zusehen ergibt sich, daß die Liebe auch in das Mannesleben tiefe Runen einzeichnet. Beim gemeinen Mann tritt es freilich viel offenkundiger zutage, wie mächtig sie auf ihn wirkt. Was sollte sie denn bei den Gebildeten ausreichend ersetzen? Sie ist und bleibt für uns Erdenkinder die große Kraft, die große Frage; wenn wir nicht taub und blind sind, hören und sehen wir die Spuren ihres Waltens ringsum im Leben. Es soll etwas heißen, wenn der oder jener Miene macht, sie als Nebensache zu betrachten und es gar unmännlich findet, ihr eine andere Bedeutung beizumessen. Solche Kerle prahlen mit ihrer Schwäche. Mir können sie leid tun."

Zwölftes Kapitel.

Doktor Kettenbauer sollte in nicht zu ferner Zeit aus der Anstalt entlassen werden. Der Arzt erklärte ihn für ausreichend hergestellt, und es galt nur, ihm Verhältnisse zu schaffen, die ihn keiner neuen Erregung aussetzten, sondern seine Lebenszuversicht stärkten, sie wenigstens nicht untergruben. Fräulein von Colonne ging daran, der Frau, die nun einmal zu einer Trennung nie und nimmer zu bewegen war, auf andere Weise beizukommen, um das Zweckmäßige zu erreichen, das nichts Geringeres war als die Bekehrung zu einer völligen Umwandlung ihres Wesens. Dazu gehörte vor allem, daß man sie etwas zutraulicher machte. Sie war über die Eingriffe, die schon in ihrer Häuslichkeit gemacht worden waren, bitter gekränkt und besonders gereizt gegen die Tochter, in der sie so etwas wie eine Familienverräterin sah. Und da stellte sich auch bei Linchen ein bedenkliches Hemmnis der wünschenswerten Entwicklung heraus. Das sonst dem Fräulein unbedingt ergebene, fast demütig willfährige Mädchen verwandelte sich vollständig, als es zur Sprache kam,

daß sie zu ihrem Teile beitragen müsse, die Familienverhältnisse in andere Bahnen zu bringen. Mit harter Kälte erklärte sie, dazu würde sie nie zu haben sein. Fräulein von Colonne schlug vergeblich Töne des Vorwurfs an. Damit führte sie nur eine tränenreiche Szene herbei, die in der Äußerung gipfelte:

„Jagen Sie mich fort, wenn Sie mich für ein so böses Ding halten. Aber das kann ich nicht, ich kann es nicht!"

Wenn Linchen nicht einen ersten Schritt zur Versöhnung mit der Mutter tat, dann geriet der Heimkehrende sofort in eine zwiespältige Stellung, die den Keim zu alsbaldigen neuen Zerwürfnissen in sich trug. Daraus machte aber Frau Kettenbauer kein Hehl, daß sie es sich nie und nimmer gefallen lassen würde, in der Tochter eine Art Nebenbuhlerin anerkennen zu sollen. Als ihr Fräulein von Colonne beschwichtigend vorstellte, daß es sich immerhin um einen Leidenden handle, der einer besonderen Behandlung bedürfe, und daß es da doch nicht als Übel betrachtet werden könne, wenn die eigene Tochter einen besonders günstigen Einfluß auf den Vater habe, sagte sie einfach mit ihrem knappen Trotz, der jede Gegenrede abschnitt:

„Kinder haben sich nicht zwischen Vater und Mutter zu stellen, und die Tochter hat nicht gescheiter zu sein als die Mutter."

Linchen wiederum sagte, als das Fräulein ihr neue Vorstellungen machte:

„Sie will nur, daß ich nicht wieder an den Vater herankomme, und, wenn ich nicht um ihn bin, dann ist doch alles umsonst. Wenn sie jetzt auch zur Einsicht kommt, das hält nicht vor."

„Wie denkst du dir dann, daß es werden soll?" fragte Fräulein von Colonne.

„Sie darf dem Vater nichts tun!" antwortete Linchen drohenden Tones. „Ich ließe mich auch von ihr schlecht behandeln, wenn es dem Vater nützte. Aber merkt er das, dann fängt eben alles von neuem an. Deshalb lasse ich mich mit ihr auf nichts ein."

„Sie ist die Mutter, die dir befehlen kann," sagte das Fräulein, „und es handelt sich nur darum, daß ihr wieder auf einen erträglichen Fuß kommt, daß die Mutter kein Mißtrauen mehr hat, du ständest zwischen ihr und dem Vater."

„Ich will aber dazwischen stehen, ich muß," entgegnete Linchen, wie in verzweifelter Abwehr.

„Von hier aus willst du also Krieg gegen deine Mutter führen? Da bringst du mich in eine recht üble Lage," sagte Fräulein von Colonne verdrießlich.

„Ich will keinen Krieg führen, will gar nichts Böses gegen die Mutter tun, der Vater muß nur frei über mich verfügen können. Bitte schön, lassen Sie mich hier," entgegnete Linchen.

„Gerade der Vater hat dich früher nicht aus dem Hause lassen wollen," warf das Fräulein ein.

„Darum iſt es eben ſo gekommen," ſagte Linchen. „Er wird ſich jetzt ſchon anders gewöhnen."

Frau Kettenbauer wich und wankte nicht. Das Mädel mochte bei Fräulein von Colonne bleiben. Aber ſie mußte ſicher ſein, daß keine Quertreibereien vorkamen, ihre Autorität mußte reſpektiert werden. Es kam ſchließlich darauf hinaus, daß Linchen eine Art Anſtandsviſite bei der Mutter machen ſollte, in deren Verlauf ganz gelaſſen beſprochen würde, wie es mit dem Vater künftighin zu halten ſei. Fräulein von Colonne machte ein verwundert zweifelndes Geſicht, als ſie die leidenſchaftliche Frau auf einmal in ſolchem Ton ſprechen hörte. Die aber ſagte mit einem Zuge verhaltener Bitterkeit:

„Ich weiß recht gut, um was es ſich handelt. Jetzt heißt es halt glatte Rechnung machen und einen großen Strich dabei ziehen über ſo etliche Seiten im Buch. Er iſt nicht recht geſund, die Familie muß doch leben, und er hat's zu ſchaffen. Da heißt es eben hinunterſchlucken, und dazu ſind wir Weiber ja da in der Ehe, ſie aufrecht zu halten, ſo oder ſo. Die Männer brächten 's ja immer aus dem Leim. Ausgeſtrichen — weitergemacht! Verſtehen Sie mich, Fräulein?"

„Ich verſtehe ſehr gut," ſagte Fräulein von Colonne und drückte ihr mit einem beredſamen Blick die Hand. „Man hat Ihnen vielleicht unrecht getan."

Frau Kettenbauer zuckte die Achſeln, in ihren Augen ſchimmerte es feucht.

„Das Mädel soll getrost zu mir kommen," sagte sie. „Ich tu' ihm kein Leid an und geb' ihm kein böses Wort. Zum Richtigen wird es zwischen uns nie mehr kommen. Das geht wohl mal so mit den Kindern. Aber es gibt ein viertes Gebot, und davon lasse ich nichts abhandeln. Und, nichts für ungut, recht schön, wenn man sich meines Mannes annimmt, aber seine angetraute Frau bin i ch!"

Fräulein von Colonne nahm noch einmal ernste Rücksprache mit Linchen und meinte dabei:

„Das ist doch nicht bloß eine böse Mutter, von der man sich abwendet. Sie ist nicht gemacht, um Glück um sich zu verbreiten. Das will ich wohl glauben. Aber wohl ist sie gemacht, dem Unglück tapfer die Stirn zu bieten. Sie hat dich beschimpft und geschlagen, aber sie ginge auch barfuß ans Ende der Welt, wenn du der Mutterhilfe bedürftest."

Linchen sträubte sich noch eine kleine Weile, dann ging sie, noch immer zweifelnd und auf eine häßliche Szene gefaßt, zur Mutter. Sie wurde sehr kalt empfangen, aber sie bekam kein hartes Wort zu hören. Frau Kettenbauer sagte nur in kurzen, sehr bestimmt klingenden Sätzen, daß, wenn jetzt der Vater käme, eine andere Ordnung im Hause herrschen müsse als bisher, und daß sie selber noch vorher nach der Anstalt reisen werde, um sich darüber mit ihm zu besprechen. Linchen bliebe am besten bei dem Fräulein, wie es ja schon früher das Richtige gewesen

wäre. Sie könne ja den Vater beſuchen, ſo oft ſie wolle.

„Deshalb braucht ihr euch dann noch nicht in eine beſondere Stube zu verkriechen und die Köpfe zuſammen zu ſtecken.“

Linchen wagte keine Widerrede mehr. War ja doch auch Fräulein von Colonne auf der Seite der Mutter!

Sie war nur höchſt traurig. Der Vater ſollte eben von ihr abgedrängt werden, und ſie konnte nichts dagegen tun, wenn ſie nicht eine ſchwere Verantwortung auf ſich nehmen wollte. Sie durfte ja als gute Tochter gar nichts anderes wünſchen, als daß dieſe neue Ordnung der Dinge günſtigen Erfolg habe. Der Vater war ſchon durch den langen Aufenthalt in der Anſtalt ihrer entwöhnt und mochte ſich jetzt vielleicht ganz gelaſſen in die Veränderung fügen. So kam es ſchließlich dazu, daß der Schein auf ſie fiel, als ſei ſie der Störenfried geweſen, nach deſſen Beſeitigung alles gut würde.

Zunächſt reiſte Frau Kettenbauer in der Tat nach der Anſtalt und kam ſehr befriedigt zurück. Sie habe ſich mit dem Vater gründlich ausgeſprochen, erzählte ſie dem Fräulein von Colonne, der ſei ein ganz anderer Menſch geworden und ſehe ſein Unrecht völlig ein. Er wolle gar nichts anderes als den Frieden, und ſeine einzige Sorge ſei nur, wie er ſich eine ausreichende Praxis zurückgewinne.

Als er dann drei Wochen später heimkehrte, war Linchens Erwartung mit Bitterkeit gemischt. Er mochte wohl nicht ganz verstehen, was in ihr vorging, als sie laut schluchzend an seinem Hals hing, denn er klopfte sie nur liebkosend auf den Rücken und sagte gutmütig:

„Na, Linerl, na! Denk' nicht mehr an das, was gewesen ist. Das ist jetzt vorbei und kommt nicht wieder!"

Dann saß die Familie so einträchtig beisammen, wie sich dessen Linchen gar nicht erinnerte. Der Vater sprach ruhiger, leiser, als es sonst seine Gewohnheit gewesen war, und in der Art, wie er heimlich die Blicke über die Angehörigen gleiten ließ, schien etwas von Mißtrauen zu liegen. Dann fragte er Linchen, wie sie sich bei Fräulein von Colonne fühle und erörterte den Nutzen, der ihr aus solchem Umgang erwachse. Welche Sinnesänderung! Oder war es vielleicht doch nur ein Komödienspiel vor den andern? Als sie dann am Spätabend das Elternhaus verließ, ohne nur eine einzige Silbe mit dem Vater unter vier Augen gesprochen zu haben, da war ihr zumute, als sollte sie laut aufschreien über das schwere Herzeleid, das ihr bereitet wurde. Die Mutter hatte das gemacht, die böse Mutter. Der arme Vater war ganz willenlos geworden. Sie aber stand ganz allein und verlassen da mit dem schweren Unrecht, das man ihr zufügte. Das Fräulein

half ihr nicht, das hatte sich auch von der Mutter behexen lassen. Da wäre wohl noch Doktor Lindacker gewesen. Aber der war so sonderbar geworden, sie wußte nicht wie. Er hatte gar nichts Herzliches, Zutrauen Erweckendes mehr. Eine Weile hatte er sie immer noch als Kind betrachtet. Das hatte manchmal eine ganz peinliche Empfindung erweckt. Es war aber doch weit besser als seine jetzige Art, die fast darauf hinauslief, als sehe er in ihr nur ein besseres Dienstmädchen des Fräuleins. Es schien überhaupt, als hätte er, je länger er den Vater in der Anstalt wußte, das frühere Interesse verloren. Sie hatte bisher darüber noch nie so recht nachgedacht, obwohl sie sich mehrmals durch sein Verhalten verletzt gefühlt hatte. Jetzt kamen aber Erinnerungen über sie, die ganz verklärte Bilder in ihr wachriefen und in süßer Wehmut ihr die Vergangenheit viel schöner als die Gegenwart erscheinen ließen, trotz allem, was geschehen war. Da hatte sie auch etwas verloren und nichts Geringes. Es war mehr als ein Kindheitstraum. Das spürte sie, da sie sich auf einmal so heftig nach ihm sehnte. Diese Sehnsucht blieb den ganzen Abend in ihr haften und überragte die Gedanken an den heimgekehrten Vater. Das fehlte noch zu aller anderen Pein, die bevorstand, eine unglückliche Liebe. Und doch war alles andere nur bitter, daraus aber kam eine besondere Süßigkeit.

Der zurückgekehrte Doktor Kettenbauer war ein

neues, willkommenes Objekt der Neugier. Die sogenannte Nervenheilanstalt, so urteilte man mit superkluger Miene, war nichts viel anderes als eine Irrenanstalt gewesen. Ob es wieder ganz richtig mit ihm sei, darum handelte es sich also. Da hörte man immer wieder, daß er jetzt mit der Frau ganz vortrefflich hause und, wenn man ihn so gehen sah, bot er auch ein ganz anderes Bild in seinem wohlgeordneten Äußeren als früher. Mit der Praxis ging es natürlich nur so langsam vorwärts. Aber, daß ihn Doktor Lindacker sogleich wieder, wie früher, zur gelegentlichen Beihilfe heranzog, das flößte den Leuten das Zutrauen ein, daß es mit ihm doch wieder ganz in der Ordnung sein müsse. Da es dem neuen Bezirksarzt gar nicht gelingen wollte, in Privatpraxis hineinzukommen, weil seine Art immer geringschätzig gegen die Bauern war und diese verletzte, so war auch Spielraum für ihn gegeben. Außer jenen gelegentlichen beruflichen Beziehungen kam Lindacker wenig mehr mit ihm in häuslichen Verkehr. Frau Kettenbauer gab sehr deutlich zu verstehen, daß sie keine großen Sympathieen für ihn hegte, und der Doktor selber verhielt sich zwar sehr herzlich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung, die einer offenen Aussprache über die veränderten Verhältnisse aus dem Wege ging. An der allgemeinen Geselligkeit nahm aber Kettenbauer gar keinen Anteil. Von Fräulein von Colonne erfuhr Lindacker

gelegentlich, daß sich ihr gegenüber Kettenbauer mit einer Art resignierter Lebensphilosophie ausgesprochen habe. Er hatte Frieden geschlossen mit seiner Frau, und die Bedingungen dieses Friedens getreulich zu halten, war jetzt beider Bestreben. Von Glück war wohl keine Rede dabei, sondern nur von der Klugheit, die durch ein Warnzeichen gewitzigt worden war. Es schien ihr, als sei das Verhältnis zu Linchen für ihn der drückende Punkt. Er werde seines Lieblingskindes nicht mehr froh, und dieses leide selbst schwer darunter.

Lindacker sagte darauf, auf frühere Äußerungen des Fräuleins sich beziehend:

„So haben Sie also doch Ihre Ansicht über Frau Kettenbauer geändert, die mir gleich zu optimistisch schien?"

„Ich habe noch immer dieselbe Ansicht über Frau Kettenbauer," entgegnete Fräulein von Colonne. „Sie hat das Sachgemäße zur Erhaltung der Familie getan, und das war das, was man von ihr nicht erwartet hätte. Ein neues Glück zu bauen, war ja nicht ihre Absicht. Nicht ein unmögliches Glück anstreben, das Mögliche aber mit starkem Instinkte der Selbsterhaltung betreiben, das, lieber Freund, ist eine große Lebenskunst. Linchen tut mir leid. Ihr junges Gemüt macht eine harte Prüfung durch, aber die abgöttische Liebe zu ihrem Vater ist nicht zweckmäßig für die Kettenbauersche Familienpolitik.

Vater und Tochter betreiben selbstische Politik, die Frau zielt, sich selbst bezwingend, auf das Wohl des Ganzen."

„Ich hätte nie gedacht, daß eine so gütige Seele einen so kühlen Rationalismus vertreten könnte," versetzte Lindacker.

„Sie verstehen mich nicht, Doktor," entgegnete das Fräulein. „Weil in der Welt so wenig Güte ist, daß in den Wirrnissen des Lebens kaum auf sie zu rechnen ist, bin ich befriedigt, wenn ich wenigstens Klugheit finde. Die Menschen behandeln ihre Angelegenheiten viel seltener mit Güte und Klugheit als mit Leidenschaft und Starrsinn. Von dieser Frau war das erst recht nicht zu erwarten."

„Ich kann jetzt nichts anderes mehr tun, als dem Laufe der Dinge von ferne zuzusehen," sagte Lindacker. „Frau Kettenbauer liebt mich nicht, der Kollege bedarf meiner nicht mehr, und Fräulein Linchen ist bei Ihnen wohl versorgt, ist auch jetzt schon zu erwachsen, um sich von mir beschützen zu lassen."

„Vielleicht," meinte Fräulein von Colonne, „könnten Sie bei dem Mädchen doch noch eine Aufgabe in dankenswerter Weise lösen. Gegen mich hat sie sich einigermaßen verschlossen, weil ich ihre Stellung gegen die Mutter nicht unterstützte. Zu Ihnen hätte sie wohl Vertrauen, und Sie könnten, wenn Sie wollten, einen guten Einfluß auf ihr Gemüt haben, der dann auch dem Vater zugut käme. Aber, neh-

men Sie mir's nicht übel, Sie sind auffallend kühl gegen das Mädchen geworden."

Lindacker sagte etwas verlegen:

„Ich würde es sehr bedauern, wenn mein Verhalten gegen Fräulein Linchen zu Mißdeutungen Anlaß geben sollte. Sie ist eben aus dem Ton, in dem ich früher mit ihr verkehren konnte, herausgewachsen, und wir stehen uns als zwei erwachsene junge Leute gegenüber."

„Ich bitte, mich ja nicht mißzuverstehen," sagte das Fräulein darauf, „aber, wenn aus einem Backfisch ein hübsches Fräulein geworden ist, dann gibt es für einen jungen Mann doch noch einen anderen Wechsel des Umgangstones, als Sie ihn wählen. Linchen hat sich bei mir mit keinem Wort beklagt, und vielleicht empfindet sie es auch gar nicht so, aber ich sähe es offen gestanden sehr gern, lieber Freund, wenn Sie etwas von Ihrer Zurückhaltung gegen meinen Schützling aufgäben und ihm, als einer jungen Dame, mehr Aufmerksamkeit erwiesen. Das würde auch auf das Verhalten der Frau von Weißenhagen und der Frau Sensburg von Einfluß sein. Ich möchte ganz und gar nicht, daß Linchens Stellung bei mir anders aufgefaßt würde als die einer Pflegetochter, die ich selbst wie eine wirkliche Tochter behandle. Jetzt, da ihre häuslichen Familienverhältnisse zu keinem Gerede mehr Anlaß geben, möchte ich sie in die Geselligkeit bringen, damit sie mir keine Träumerin wird,

sondern erkennen lernt, was Jugend bedeutet. Dazu sollen Sie und die beiden Damen mir als Freunde meines Hauses behülflich sein."

Lindacker hörte aus den Worten des Fräuleins so etwas wie einen Verweis heraus. Er rechtfertigte sich eifrig, nahm aber das Bewußtsein mit, daß er in der Tat das liebliche Mädchen über Gebühr vernachlässigt hatte, seit für das Mitleid kein Anlaß mehr gegeben war, vor allem, seit er nur mehr Sinn und Gefühl für die Geliebte hatte. Daß dies dem Fräulein aufgefallen war, das war ein höchst beachtenswerter Umstand. Fingen solche Beobachtungen einer weltkundigen, scharfsichtigen Dame, wie dieser Colonne, einmal an, dann hieß es höchste Vorsicht anwenden, daß das Geheimnis nicht unversehens preisgegeben werde. Er sprach bei nächster Gelegenheit mit der Geliebten davon.

Frau Sensburg wurde erst stutzig und meinte:

„Ja, man muß sich in acht nehmen vor ihr. Sie ist zwar keine Klatschbase, aber ich möchte doch nicht, daß sie Verdacht schöpfte."

Nach einer kleinen Weile sagte sie:

„Es ist eigentlich doch geschmacklos von ihr, einem Herrn so etwas zu sagen. Das ist wie eine Aufforderung, dem Mädchen die Cour zu machen. Du magst ja ein bißchen gefehlt haben. Tu ihr also den Gefallen und gib dich etwas mehr mit der Kleinen ab. Ich will sie auch aufmerksamer behandeln und will es der Weißenhagen sagen."

Wieder nach einer Weile warf sie leicht hin:

„Sie ist hübsch.“

„Aber ich bitte dich, du wirst doch nicht daran denken — — — —“

Sie unterbrach Lindacker:

„Halte mich nicht für kleinlich. Aber, daß ich an Möglichkeiten denke, darfst du mir nicht verargen. Ich bin mir ja völlig klar darüber, daß unserer Liebe der feste Boden fehlt, auf dem sie Wurzeln für eine lange Zeit fassen kann. Du suchst das volle Glück, das der Mann beim Weibe, im Weibe finden kann, du bist ein Mann, dem das Weib das Leben ausbauen soll. Bei mir kannst du davon nichts finden und erwarten als einen sehr flüchtigen Bau, ein Sommerhaus oder dergleichen.“

„Oh!“ rief Lindacker dazwischen.

„Ja, ja! Ich unterschätze mich damit gar nicht. Die Dinge außer uns bringen es so mit sich, und ich bin's zufrieden — — — — —“

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

„Das eine tu mir nur zuliebe; sei offen. Man rühmt dich ja als Chirurgen. Mach die Operation rasch, wenn es Zeit ist. Der Gedanke ist mir furchtbar, grauenhaft, es könnte in einem solchen Verhältnis eine Maske, eine Heuchelei geben!“

Lindacker wehrte lebhaft ab und meinte, wenn sie ihn jetzt schon mit solchen Vorstellungen quäle, komme er in eine schwierige Lage. Er führte dann aus, daß

ein Mädchen, wie es Linchen jetzt sei, ihm gar nichts von dem zu bieten vermöge, was er im Weibe suche und in der Geliebten gefunden habe.

„Im Backfischalter," sagte er, „haben derartige Mädchen einen gewissen Zauber des zutraulich Fragenden, mit dem man gern harmlos spielt. Sind sie aber in die Jahre Linchens gekommen, dann ist dieser Zauber weg, und je besser sie sind, desto verschlossener halten sie sich, weil sie auch desto weniger von sich zu geben haben. Aus der Blüte ist eine unreife Frucht geworden, kein zutrauliches Kind mehr, noch kein bewußtes Weib, nur für eine Art von Verliebtheit geeignet, über die ich doch schon hinaus bin. Sie steht gerade im unbequemsten Alter für einen Verkehr, wie ich ihn mir denke."

Frau Sensburg schüttelte leise den Kopf und sagte:

„Da hast du doch manches noch nicht erfahren, was dich eben um so mächtiger berühren würde, träte es an dich heran."

„Ich bin schon einmal als junger Student in ein Mädchen solchen Alters verliebt gewesen."

„Und jetzt würde es etwas ganz anderes sein als damals. Jetzt würde der Duft der jungfräulichen Reinheit dich anders entzücken, weil du den Unterschied spürtest — — — — —"

Sie senkte den Kopf.

„Wozu diese Selbstquälerei!" sagte Lindacker, ungeduldig bittend. „Das ziemt sich nicht für dich,

denn unſere Liebe ſteht über ſolchem Maße, wie du es hier anlegſt. Ich bete dich an und ſehe in dir alles Schöne und Gute, was ich vom Weibe erhofft und erſehnt habe. Darauf eben kommt es an, wie wir beide uns anſchauen in der Feierlichkeit unſerer Seelen."

Sie bot ihm die Lippen und ſagte dann:

„Ich will ſtill ſein und nicht mehr reden, nicht mehr denken. Nur lieb wollen wir uns haben, recht lieb." —

Linchen gewahrte mit ſtiller Verwunderung, wie Doktor Lindacker ihr mit erhöhter Aufmerkſamkeit entgegenkam. Es tat ihr aber ſehr wohl, und ſie gab ſich dieſer Empfindung unbefangen hin. Der Vater bildete einen Hauptgegenſtand der Unterhaltung zwiſchen ihnen. Da war ſie nie um Worte verlegen und entfaltete mit voller Offenheit die Fülle ihrer kindlichen Zärtlichkeit, aus der auch immer der Schmerz herausklang, daß ſie nicht ſtändig um ihn ſein konnte. Ihr ganzes Denken und Fühlen war offenbar von dieſer Kindesliebe in Anſpruch genommen.

Lindacker ſprach einmal von dem Wunſche des Fräuleins von Colonne, ſie in die Geſelligkeit einzuführen. Sie meinte, ſie habe keinen Grund, ſich dem Wunſche ihrer Gönnerin zu widerſetzen, aber auch keinen, ſich deſſen beſonders zu freuen.

„Ich habe keine Freundinnen und brauche auch keine," ſagte ſie, „und was die Herren angeht, ſo gebe ich nicht viel auf Artigkeiten, bei denen ſich niemand was Rechtes denkt. Sie wiſſen es ja, daß

ich immer nur mit dem Vater lebte, und da war alles immer sehr ernst gemeint."

Lindacker meinte, eben darum sei es nützlich, wenn sie auch die heiteren Seiten des Lebens kennen lerne und erfahre, daß die Jugend, um sich zur vollen Blüte zu entfalten, auch des heiteren Spiels bedürfe.

„Ich kann auch heiter sein," sagte sie darauf. „Das haben Sie doch auch schon manchmal gesehen? Aber nicht mit jedermann. Das muß bei mir von innen heraus kommen, und das tut es doch nicht unter Leuten, die einem ganz gleichgültig sind."

Ihren Vater sah Linchen vorwiegend nur im Familienkreise, in dem sie sich, von Fräulein von Colonne immer gedrängt, häufiger einfand. Das Verhältnis zwischen den Eltern war kühlfreundlich. Von der Mutter wurde sogar zuweilen, wie in einem Selbstvergessen, ein wärmerer Ton angeschlagen. Mit den Geschwistern, namentlich mit den im Alter Nächststehenden, lag es ähnlich. Der Vater wurde von der Familie mit einer Schonung behandelt, die für Linchen etwas Peinliches hatte, weil sie darauf hinauslief, daß man vorsichtig um ihn herumging, und weil es so aussah, als sei er nicht der Hausvater, sondern ein seiner Launen wegen vorsichtig zu behandelnder Mieter, den man aus guten Gründen nicht ziehen lassen wollte.

Wenn Linchen da war und sich dicht neben ihn setzte, dann heiterte sie den still nachdenklichen Mann

nur durch ihre Anwesenheit zu lebhafterer Gesprächigkeit auf. Er erzählte von jedem neuen Patienten, zu dem er gerufen worden war und besonders gern von den alten, die sich wieder zu ihm zurückgefunden hatten, machte zwischendurch ein kleines Scherzchen und fühlte sich offenbar behaglich. Linchen wurde dadurch auch angeregt, und es kam zeitweilig zu einer ganz heiteren Stimmung. Da winkte dann der Vater wohl einmal ganz leise mit den Augen, und Linchen verstand und bezwang ihre junge Fröhlichkeit, oder aber die Mutter goß einen kalten Wasserstrahl in die herrschende Wärme des Tons mit den gelassenen Worten, die so hart, die einzelnen Silben betonend klangen:

„Das Linerl versteht es halt!“

Dann sah sie mit scheuem Blick auf den kalt lächelnden Mund der Mutter. Zuweilen besuchte sie der Vater im Hause des Fräulein von Colonne, und diese ließ die beiden dann allein. Allzu häufig waren diese Besuche nicht, denn Doktor Kettenbauer wollte es vermeiden, das Mißtrauen der Gattin zu erwecken, als konspiriere er mit Linchen. Er war zaghaft in bezug auf häusliche Angelegenheiten geworden, so daß Linchen manchmal ein Gefühl der Bangigkeit von solcher Schwäche überkam, als sei da doch etwas im Gehirn unheilbar schadhaft geworden. Ganz leise versuchte sie ihn zu ermuntern, daß er sich doch aufrechter halte. Er gab darauf in den verschiedensten

Wendungen immer die Antwort, daß er eine große Schuld gut zu machen habe und das Recht nicht mehr beanspruchen könne, sich als Haupt der Familie geltend zu machen. Es liege ihm auch nichts mehr daran, sein Friedensbedürfnis sei viel größer. Nur wenn um ihn Friede sei, bringe er es noch zustande, in Ehren alt zu werden und aus den Augen des erwachsenen Kindes keinen Vorwurf lesen zu müssen. Das sei nun mal die Hauptsache. Man lebe nicht für sein eigenes Glück, das sich auch nicht erstreiten lasse, wenn es nicht von selber komme. Die meisten Menschen müßten sich früher oder später Diät auferlegen, und der um so mehr, der früher auf seine Gesundheit gesündigt habe.

Bei solchen Zusammenkünften unter vier Augen sprach neuerdings Linchen fast gerade so viel von Doktor Lindacker, wie im Verkehr mit diesem vom Vater. Sie glaubte es seinem Verhalten auch danken zu sollen, daß die beiden Damen, Weißenhagen und Sensburg, ihr viel vertraulicher entgegenkamen. Namentlich mit Frau von Weißenhagen kam sie auf einen ganz herzlichen Fuß, und diese führte es auch ein, daß sie mit dem Fräulein zum Teeabend erschien, wenn er bei ihr war. Frau Sensburg folgte dem Beispiel, aber sie blieb ihr doch etwas ferner. Da traf es sich eines Abends, daß sie mit Lindacker und Frau Sensburg gleichzeitig ins Gespräch geriet und zwar, als sie mit ihnen, die im Begriffe waren, zu

gehen, unter der Tür ſtand. Frau von Weißenhagen unterhielt ſich noch im Zimmer mit Fräulein von Colonne. Plötzlich kam ihr der Gedanke, die beiden müßten etwas Gemeinſames haben. Sie war darüber ſo verſtört, daß ſie von Frau von Weißenhagen, die ſich jetzt den andern anſchloß, faſt unhöflich kühlen Abſchied nahm. Dann ſann und ſann ſie, konnte keinen Anhaltspunkt finden und hatte doch das ganz beſtimmte Gefühl, ihre Ahnung trüge ſie nicht.

Dreizehntes Kapitel.

Frau von Weißenhagen war es eigentlich, unter deren besonderem Protektorat Linchen Kettenbauer in die geselligen Kreise eintrat. Sie fand zwar bei einigen früheren Schulgenossinnen so etwas wie eine abwartende Stellung, konnte sich aber im übrigen nicht über die Art ihrer Aufnahme beklagen. Sie hatte sich in letzter Zeit sehr günstig entwickelt, war voller geworden, und der vom krausen, weit gebauschten Blondhaar bekrönte Kopf mit den großen graublauen Augen und dem ein wenig zurücktretenden Kinn wirkte überaus pikant in seinem beweglichen Mienenspiel, das, wenn sie lächelte, etwas von Schelmerei ausdrückte und, wenn sie ernsthaft war, ihr ganz das Ansehen einer Dame gab. Sie ließ sich den Hof machen und stand den Herren munter Rede. Niemand konnte ahnen, daß das in seiner jugendlichen Anmut liebenswürdige Mädchen mit dem Aufgebot der höchsten Selbstbeherrschung Komödie spielte und die ganze Geselligkeit nur hinnahm als geeignetes Mittel zur Verfolgung eines bestimmtes Zieles. Eine unablässige Beobachtung Lindackers und der Frau Sens-

burg hatte ihren Verdacht immer neu genährt, freilich nur mit kleinen Symptomen, aus denen sich ihr verriet, daß hinter den Förmlichkeiten des Umganges vor den Leuten eine heimliche Vertraulichkeit einherlief. Da gab es gewisse Nachlässigkeiten der Form, die nur die aufmerksamste Beobachtung wahrnahm, einen kurzen, ganz kurzen Blick, mit dem der eine oder andere Teil sich vergaß und nicht zum geringsten eine gewisse Befangenheit Lindackers, wenn sie selbst in Gegenwart der Frau Sensburg absichtlich vertraulicher zu ihm wurde. Zunächst war sie sehr traurig über ihre Entdeckung gewesen, so traurig, daß sie sich an des Vaters Brust ausweinen mußte. Dem sagte sie aber nur, daß sie Lindacker lieb habe und keine Erwiderung fände. Er meinte, solches junge Leid sei nicht von Dauer. Eines Tags werde ihr ein anderer gefallen. Aber er billigte ihre Herzenswahl und sagte weiter:

„Sitzt es wirklich tief, ist die Lieb' recht groß, dann, Mädel, hilft dir Weinen und Trübsal nichts, dann mußt du dir den Liebsten eben erkämpfen," und lächelnder Vaterstolz lag in seiner Miene, als er den Blick über ihre Gestalt gleiten ließ. Es tat ihm wohl, daß sie ihn ins Vertrauen gezogen hatte, und er sprach dies aus. Nach einer Weile fragte er:

„Glaubst du, daß er eine andere liebt?"

Sie wurde sehr rot und sagte:

„Das weiß ich nicht."

Der Vater aber mahnte:

„Das nämlich dürfteſt du nicht verſuchen, ihn einer anderen abſpenſtig zu machen. So was iſt häßlich und kann auch ſehr ſchlecht ausfallen.“

Jetzt hätte ſie ihm gern von ihrem Verdacht geſprochen, aber ſie ſchämte ſich, derlei vor ihm zu erwähnen. Er hätte es vielleicht nicht geglaubt und daraus nur geſchloſſen, daß ſie ſich mit Gedanken trage, auf die ein ſo junges Mädchen gar nicht kommen ſollte. Sie merkte ſich aber, was er vom Erobern geſagt hatte und kam dann von ſelber zu dem Schluß, daß ſeine weitere Rede nicht Bezug haben könne auf das, was ſie zwiſchen Lindacker und Frau Sensburg argwöhnte. Das war zum mindeſten ein frevelhaftes Spiel mit dem Böſen und hatte kein Recht auf Schonung. Sie tat im Gegenteil ein gutes Werk, wenn ſie den geliebten Mann aus ſolcher Gefahr befreite. Zu Fräulein von Colonne hätte ſie freimütig über den Fall ſprechen können. Das wollte ſie aber nicht, weil ſie gar nicht ein ſolches milde entſchuldigendes Urteil hören wollte, wie es dem Fräulein eigen war, wenigſtens nicht ſoweit es Frau Sensburg anging. Für die gab es keine Entſchuldigung. Nun maß ſie ihre Kraft an der Gegnerin. Die war gebildeter, konnte Lindacker wohl beſſer unterhalten als ſie, um ſo mehr, als ſie wohl auch geſchickter in heimlichen Künſten war, von denen ein junges Mädchen keine Ahnung hat. Sie hatte eigent-

lich nichts dagegen zu ſetzen als ihre Jugend, und da wußte ſie auch gar nicht, wie ſie ſie verwerten ſollte, ohne Tadelnswertes zu tun. Davon konnte keine Rede ſein, mochten es andere Mädchen halten, wie ſie wollten. Nach einer Liebſchaft ſtand ihr der Sinn nicht, und es trieb ſie kein Gelüſte des jungen Blutes. Sein treues Weib wollte ſie werden und glücklich mit ihm ſein durch ein ganzes Leben hindurch. Wohl entkleidete ſie ſich jetzt in ihrem Stübchen und prüfte ſich vor dem Spiegel, wie ſie es noch nie in ihrem Leben getan hatte, und angeſichts der von ſchneeig-weißer Haut umſpannten zierlich weichen Glieder kam ihr der frohe Gedanke, daß ſo blühende, leuchtende Jugend doch keinen geringen Wert habe. Sie freute ſich ihres heimlichen Schatzes und reckte ſich zu vollbewußter Weibesnatur. Fräulein von Colonne bemerkte bald den Wandel, der ſich in ihrem Schützling vollzog und verfolgte ihn mit aufmerkſamem Blick. Es war die Art Verliebter mit dem Wechſel von himmelhochjauchzend — zu Tode betrübt, mit der erhöhten Luſt am Putz, aber es lag noch mehr darin, was ſie ſich nicht recht zu deuten wußte, weil es ſich ihres Erachtens aus den Lebensverhältniſſen des Mädchens nicht erklären ließ, eine natürliche Eleganz, von jenem Reiz, den ſie wohl kannte. Da wachte ein weibliches Genie auf, das bald im Guten oder Böſen die Zauber ſeines Geſchlechtes meiſtern würde. War es wirklich Lindacker, der die Blüte ſo

zur Entfaltung gebracht hatte, oder hatte der geſellige Verkehr etwa keineswegs wünſchenswerte Einflüſſe dahin ausgeübt, daß das vorher verkümmerte, niedergedrückte Weſen jetzt zum Bewußtſein einer Siegerkraft gekommen war, mit der es ſich Genugtuung für das Vergangene ſchaffen wollte?

Eines Tages hatte ſie ganz ſtill beobachtet, wie Linchen in der Stube hantierte, aus und ein ging, und dabei ſichtlich nicht daran dachte, daß aufmerkſame Blicke auf ihr ruhten. Da ſagte ſie plötzlich:

„Weißt du auch, Kind, daß du dich zu einem reizenden Perſönchen auswächſt?“

Linchen lächelte und errötete leicht.

Fräulein von Colonne fuhr ſcherzend fort:

„Es wird nicht mehr lange dauern, und der Freiersmann kömmt heran.“

„Wollen's hoffen!“ lautete die muntere Antwort.

„Eilt es denn ſo?“

„Das gerade nicht. Aber, was doch mal kommen muß, braucht man auch nicht aufzuſchieben.“

„Kommen muß? Es ſind ſchon viele hübſche Mädchen alte Jungfern geworden.“

„Ich werd' keine!“

Da ſprang das Fräulein vom Sitze auf und ging einige Schritte auf Linchen zu.

„Hör' mal, Mädel!“ ſagte ſie, „iſt der Teufel der Eitelkeit in dich gefahren? Was iſt denn überhaupt mit dir los?“

Da ſah Linchen ſie mit großen, energiſch leuchtenden Augen an und ſagte:

„Den Mann hol' ich mir, den ich gern habe!“

In dem Mädchen ſteckte offenbar etwas von der naiven Willenskraft der Mutter.

„Darf man wiſſen, wer das iſt?“ fragte Fräulein von Colonne, und nach einer kleinen Unterbrechung fuhr ſie gedämpften Tones fort:

„Ich war einmal offen gegen dich. Es wäre nicht ſchön und auch nicht richtig gedacht, wenn du daraus ſchließen ſollteſt, in deinen Herzensangelegenheiten ſei meine Meinung nicht zu berückſichtigen.“

Linchen eilte auf ſie zu und erwies ihr Zärtlichkeiten. Dann beſann ſie ſich ein Weilchen, bis ſie ſagte:

„Daraus habe ich ja gelernt. So mit der Zeit und vor allem neuerdings iſt mir der Verſtand gekommen. Erſt fürchtete ich mich vor den Dingen. Ich kann es nicht ſo erzählen, wie es in mir geworden iſt. Der Vater hat mir dann Mut gemacht und jetzt weiß ich, woran ich bin. Da iſt auf der einen Seite der ſtille Jammer, da zehrt man ſich auf, und auf der anderen Seite, da — — na ja — da — — — Ich denke aber, es gibt noch ein Drittes, und ein Mädel, das ſich ſehen laſſen kann, tut kein Unrecht, wenn es zu verſtehen gibt: ‚Ich bin auch noch da.‘“

Fräulein von Colonne beſah ſich den Schützling verwundert und ſagte:

„Ich kenne dich nicht mehr und, wenn du mir nicht den Faden gibst, finde ich keinen Weg mehr zu dir. Das täte mir aber sehr leid. Doktor Lindacker steht im Hintergrunde unserer Unterhaltung! Nicht wahr? — Aber das erklärt mir noch nicht alles!“

Linchen besann sich eine kleine Weile, dann sprach sie mit langsam nachdenklicher Betonung:

„Soll ein Mädchen still zusehen, wie das Glück an ihm vorbeigeht, nur weil es einer anderen nach verbotener Frucht gelüstet, oder hat es das Recht, sich zu rühren um sein Glück? Darum handelt es sich bei mir.“

Das Fräulein sah sie prüfend an, nahm dann ihren Kopf zwischen beide Hände, küßte sie und sagte:

„Ich frag' nicht nach der anderen, aber ich wünsche dir Glück, meine kleine Lebenskämpferin. Siegerin oder Besiegte, das ist das Frauenschicksal. Vor Gefahren habe ich dich gewarnt, zur Entsagenden habe ich dich nie machen wollen. Blühe, leuchte, lebe!“ Nochmals küßte sie ihren Schützling mit aufwallender Zärtlichkeit, und in ihrem feinen Gesicht glänzte es auf wie Widerschein ferner Flammen.

Es dauerte nicht lange, bis Fräulein von Colonne das Geheimnis erriet, wer die andere sei. Frau Sensburg fühlte immer deutlicher, daß diese junge Kettenbauer ihr gefährlich werde, da Lindacker sich dem Reize, der von ihr ausging, mehr und mehr mit einem zunächst ganz arglos erscheinenden Behagen

hingab. Sie wollte keine Eifersucht zeigen, durch die sie ihre Beziehungen zu ihm zu entstellen fürchtete, aber sie litt Qualen, die so groß waren, daß sie sich nicht immer so in der Gewalt hatte, wie sie es wollte. Fräulein von Colonne war es nicht allein, die wahrnahm, daß irgend ein Kummer, eine Sorge sie zeitweilig beschwere. Frau von Weißenhagen fand auch heraus, daß bei ihr nicht alles in Ordnung sei, bekam aber auf vertrauliche Fragen nur lebhaft ableugnende Antworten. Sie dachte, wie zunächst auch Fräulein von Colonne, an eheliche Verstimmungen und sprach sich gegen die Freundin sehr gekränkt über den Mangel an Vertrauen aus, den die Freundin ihr zeige, während sie immer das Bedürfnis gehabt habe, sich ihr mitzuteilen, wie es doch auch Frauenart sei. Da, an einem Teeabend, an dem Lindacker nicht anwesend war, warf Frau von Weißenhagen Linchen, die sehr lange schweigend dagesessen hatte, die scherzende Bemerkung hin, sie vermisse heute wohl etwas.

„Sie meinen den Doktor?“ entgegnete Linchen munter. „So schlimm ist das nicht.“

Dabei sah sie aber nicht Frau von Weißenhagen an, sondern Frau Sensburg. Fräulein von Colonne bemerkte wohl, daß es ein absichtlicher, herausfordernder Blick war. Frau Sensburg beantwortete ihn auf eine seltsame Weise. In ihren Augen war etwas zu lesen, wie die fragende Furcht einer Ertappten. Fräulein von Colonne erschrak. Die liebenswürdige

Frau tat ihr leid, und besonders leid tat ihr, daß gerade Linchen in deren sicherlich nicht einfach frivolem Herzensroman eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte. Zu ihr hatte also auch die Sünde den Weg gefunden? Arme Törin, was hat dich dazu geführt? An deinesgleichen wird meist die härteste Vergeltung geübt. Dieser Lindacker! Es ließ sich ahnen, was ihn zu der Frau gezogen, aber man muß nur die Männer kennen, um zu wissen, wie dauerhaft solche Gefühle bleiben, wenn stärkere Zauber herantreten, und frisches, blühendes Fleisch ist für sie allemal ein solcher stärkerer Zauber. Lindacker war kein Wüstling, er war besser als mancher andere. Aber sie sind es eben gewohnt seit Jahrtausenden, die Herren der Schöpfung, dahinzuschreiten mit groben und zarten Gefühlen, wie Götter, und sich zu nehmen, was ihrer groben oder zarten Lust gefällt, und wieder wegzuwerfen, wenn die Zeit vorüber ist, denn ihnen ist die Liebe nur Schmuck, Erholung, die nicht des Lebens Inhalt werden darf. Und den Weibern ist die Liebe des Lebens ganzer Inhalt, nur dafür ist ihr Leib gebaut, und ihre Seele ist enger mit dem Leib verwachsen als die des Mannes. Schluchzend, schreiend, sich die Haare raufend und die Brüste schlagend zieht der Zug der Millionen Verlassenen, Gekränkten, Vernichteten einher, und immer wiederholt sich die alte Geschichte, wie ein Weltgesetz. Da ragen dann in verklärtem Lichte die Gattinnen und die Mütter auf,

die man die ‚Guten‘ nennt, weil sie Glück gehabt haben. Linchen wird siegen, und Frau Sensburg muß weichen mit dem quälenden Mal behaftet, das nie mehr verschwindet. Es zog ein mächtiges Gefühl Fräulein von Colonne zu der beklagenswerten Frau.

Lindacker lebte gelassen dahin, von der Zärtlichkeit der Geliebten verwöhnt und von Linchens graziösem Reiz umfächelt, als ein Mann, dem es gut ging im Leben, und dem gar nicht mehr der Gedanke kam, daß Illenhausen nur ein kleines Nest sei, an dem dies und das zu vermissen war. Da teilte ihm eines Tages ein Tischgenosse vertraulich mit, Fräulein Regenauer habe sich in seltsamer Weise über ihn ausgesprochen, und er mache ihn darauf aufmerksam, damit er dem Entstehen eines Klatsches vorbeuge. Es sei das alte Gerücht erwähnt worden, daß er auf die junge Kettenbauer ernste Absichten habe. Da habe die anwesende Therese Regenauer bemerkt:

„Fällt ihm gar nicht ein. Der hat sich's bequem eingerichtet im fremden Neste und braucht sich kein eigenes zu bauen.“

Man fragte verwundert nach einer Grundlage ihrer Andeutungen.

Da sagte sie lachend:

„Fragens halt am Bezirksamt nach. Da zählens ja alle Augenblick was anders. Vielleicht sinds jetzt daran, die Liebschaften zu zählen, die's bei uns gibt.“

Therese Regenauer, das wußte Lindacker recht

wohl, hatte vergangene Dinge nie ganz verwunden, obwohl sie sich längst Ersatz verschafft hatte. Wie aber konnte sie das Geheimnis auch nur bis zu einem Verdachte erspäht haben? Der Tischgenosse schrieb der Erwähnung des Bezirksamtes sichtlich keine tiefere Bedeutung zu, sondern dachte dabei nur an die Verwaltungsbehörde. Es war auch möglich, daß Therese keinen besonderen Sinn damit verbunden hatte, sondern ihren Verdacht etwa an die Frau des Bezirksarztes oder Frau von Weißenhagen knüpfte, blindlings, nur weil sie kein Mädchen wußte, das sie mit ihm in Verbindung bringen konnte. Er konnte es aber doch nicht über sich bringen, dem Mädchen so nebenher eine Bemerkung hinzuwerfen, daß er sich gewisse Klatschereien verbäte, aus denen ernstes Unheil hervorgehen könnte. Sie sagte spöttisch:

„Ich habe eben gesagt, daß ich andere Vermutungen habe als die Herren. Natürlich habe ich mit dem Bezirksamt nicht die Frau Bezirksamtmann gemeint. Eine so ernsthafte Dame, noch dazu mit einem Haufen Kinder — — das wäre ja lächerlich."

Die Miene, mit der sie ihn dann durchdringend ansah, war so niederträchtig, daß er sie hätte an den Hals fassen und würgen mögen. Er wiederholte aber nur, daß er sich Klatschereien dringend verbäte.

Einige Tage später hatte er auf Billsteiners Hof zu tun, wo ein Kind leicht erkrankt war. Er ver-

kehrte dort häufig auch im Vorüberfahren, wenn ihn keine Berufspflichten zum Aufenthalt veranlaßten. Bei einem der Tageszeit entsprechenden Imbiß unterhielt er sich dann mit dem Ehepaar, oder da der Mann meist mit der Gutswirtschaft zu tun hatte, mit Frau Billsteiner allein. Es hatte sich eine herzhafte Freundschaft herausgewachsen. Er duzte sich mit dem Gutsherrn und auch ganz offen mit der Frau, die er einst nur heimlich so angesprochen hatte. Nach der Erledigung des jungen Patienten saß er auch jetzt wieder mit ihr in der weidmännisch behaglich eingerichteten Wohnstube bei einem Gläschen Pfälzer Wein. Nachdem man von den Kindern, von diesen und jenen kleinen Dingen geplaudert hatte, sagte Frau Billsteiner, die auf dem Ledersofa saß, den Arm auf die Seitenlehne gelegt, ganz behaglichen Tones:

„Sag' mal, Hermann, wie lang schaust du dir denn noch die Geschichte zwischen der Sensburg und der jungen Kettenbauer an?"

„Was für eine Geschichte?" fragte Lindacker erstaunt.

„Ach, tu nicht so. Du verstehst mich schon. Weißt du, schön ist's nicht. Ich werde dir gegenüber keine Komödie spielen. Aber die arme Frau hättest du in Ruhe lassen sollen, da hab' ich doch meine Ansichten!"

Lindacker wurde jetzt sehr erregt und sagte heftigen Tones:

„Ja, was heißt denn das? Was ist denn da für ein Klatsch los?“

„Langsam, langsam, Freund,“ sagte Frau Billsteiner mit einer mahnenden Handbewegung. „Da ist vorläufig kein Klatsch dabei. Kann sein, daß er bald kommt. Ich rede nur von dem, was ich mit meinen Augen gesehen habe. Unsereins hat einmal die scharfe Witterung. Zwischen dir und der Sensburg ist die Geschichte nicht sauber; die Kettenbauer ist in dich verliebt und riecht den Braten, die Sensburg wiederum merkt, daß die Kettenbauer dich lockt, und so ist zwischen den zweien das schönste Duell um dich im Gange. Da hast du den Salat.“

Lindacker suchte eine kleine Weile nach einer Antwort. Dann sagte er etwas unsicheren Tones:

„Was hast du dir denn da zusammengeträumt? Linchen Kettenbauer soll mich locken, etwas vermuten — — — das gute Kind.“

„Gefällt dir ganz gut, und von der Sensburg sagst du nichts. Freundschaft, nur Freundschaft, nicht wahr? Jetzt sieh mal zu und laß mit dir reden. Es ist doch ganz natürlich, daß ich mich für dich interessiere in dem Sinne: ‚Was macht er nun? Wie hält er es weiter in dem gewissen Punkt?‘ Wie man sich auch ändern mag, neugierig bleibt man doch. Na, da ist man halt etwas aufmerksamer, guckt genauer zu als andere und merkt früher etwas als die. Und wir Weiber haben nach dieser Richtung

wirklich einen scharfen Instinkt, den wir nur aus irgend einem Grunde in Bewegung zu setzen brauchen. Manchmal sind wir sogar zu vorschnell damit und glauben schon zu wissen, was nur unsere Gedanken kitzelt. Auf die Dauer aber entgeht uns auch das schlaueste Geheimnis nicht. Es gibt hier doch Mädchen genug, und du weißt sehr gut, daß sich keine allzu lange bitten läßt. Warum also einer ehrbaren Frau und Mutter den Kopf verdrehen und in eine Ehe einbrechen? So kurzweg ist dir die nicht an den Hals geflogen, darnach sieht sie gar nicht aus und noch weniger darnach, daß sie's leicht nähme, wenn die Geschichte zu Ende geht."

Lindacker sagte nur:

„Behalte wenigstens für dich, was du da entdeckt zu haben glaubst. Die Sache liegt nicht so. Es hat aber schon die junge Regenauer Redensarten gemacht. Wir sind halt in Illenhausen."

„Von mir brauchst du nichts zu fürchten," entgegnete Frau Billsteiner. „Dazu tut mir die Frau zu leid. Aber mach' mit so viel Anstand als möglich ein baldiges Ende. Ins Gerede darfst du sie wenigstens nicht bringen."

Lindacker hielt sich nicht mehr lange auf. Die Sache ging ihm gewaltig nahe. Von dem sogenannten Duell zwischen der Geliebten und Linchen hatte er nicht das Geringste bemerkt. Wohl war er, dem Winke des Fräulein von Colonne gehorchend,

dem Mädchen wieder viel näher gekommen, aber sehr unlieb wäre es ihm gewesen, hätte er dabei Empfindungen geweckt, die er nicht erwidern konnte. Ein leichtes Spiel war gerade bei diesem Mädchen für ihn ausgeschlossen, und diese leichten Spiele lagen ihm jetzt auch ganz fern. Das kam nie wieder, nachdem er erfahren hatte, was eines Weibes Liebe sein kann. Welche Entzückungen bot ein solches Weib in jeder Miene, in den köstlichsten Empfindungsabstufungen eines Kusses, und wie entfernt von allem Niedrigen blieb das Aneinander-Ineinanderdrängen der höchsten Sehnsucht! Das war ein Wandeln in schattig stillen Alleen, ein sanft sich aneinderschmiegendes Lauschen auf Vogelsang und ein luftvolles Einatmen balsamischer Blumendüfte. Eine Welt war es, in der es keine Namen gab für das Unnennbare. Jetzt aber drangen schon Stimmen herein in den Luftgarten des heimlichen Glücks, Stimmen, die häßliche Worte raunten, erst einzeln noch und wie aus der Ferne. Sollte er, durfte er warten, bis sie sich mehrten und näher kamen. Abschied nehmen? Jetzt schon? Der Gedanke tat weh, wie ein rauher Sturm, der über eine prangende Frühlingslandschaft graue Regenwolken jagt. Da war er auf lauen Wellen geschaukelt worden und hinübergetragen nach einer glücklichen Insel; ein Götterliebling war er gewesen, der, ohne gefährliche Riffe und Klippen überwinden zu müssen, Schätze seltenster Art auf sammetweichem Strand auf-

geleſen hatte. Melodiſch umrauſcht hatte ihn nur das Meer des Lebens, und unter Sonnenglanz konnte er die jungen Glieder recken. Ein köſtlicher kleiner Roman war ſeiner Lebensfahrt dieſes Illenhauſen bisher geweſen. Wollten ſich jetzt die Wolken zu einer dunklen Geſtalt ballen, die den Genüßling bedrohte, der ſelbſtſüchtig zierliche Gefühle mäſtete auf anderer Leute Koſten? Er wehrte ſich lebhaft gegen ſolche aufdämmernden Gedanken. Immer war er ein ernſter Menſch geweſen, und eine ſehr ernſte Sache war es auch, daß er ſchlüpfrigen Tändeleien entfloh und zu tiefen, ſtarken Empfindungen gelangte. Er war beſſer geworden, war als Menſch gewachſen in dieſem veredelnden Liebesbund, den er nicht geſucht, den der Gang des Lebens ihm geboten, ja aufgezwungen hatte. Es war keine Schande für ſie, ihn geliebt zu haben. Nicht alle Erſcheinungen des Lebens laſſen ſich eben einfügen in die Schablone der Alltagsordnung. Es hätte ja anders kommen können, er hätte ja ein liebes Mädchen finden und zum Traualtar führen können. Daß ſo etwas nun gerade in Illenhauſen nicht blühte, war nicht ſeine Schuld, und es war doch kein Fehler, daß er nicht hinter Bierkrug und Kartenſpiel verſimpelte, ſondern Erholung von der ehrlichen Arbeit in viel edleren Genüſſen ſuchte. Er war kein ſchlechter Menſch. Aus dem plumpen Geiſt der anderen entſtand die üble Lage. Da iſt das Allerweltsgeſetz, von vielen, ſehr vielen

leichthin übertreten, von jedem lästig empfunden. Die eigene Übertretung zu entschuldigen oder dem Mißbehagen ein Vorteil zu öffnen, lauern sie nun nach allen Seiten und atmen befriedigt auf, glauben sie anderswo das nicht Erlaubte zu entdecken. Die Menschen sind des Menschen ärgste Parasiten. Acht wollte er haben, wo irgend eine leise Anspielung fallen würde. Von Beweisen konnte keine Rede sein. So galt es nur, den Mann zu zeigen, mit dem nicht gut Kirschen essen ist.

Bisher hatte er noch nie eine solche Art hervorgekehrt. Der Anlaß war aber gegeben. Er ging bei aller Klugheit sehr schneidig vor, und bald war es überall bekannt, daß irgend welche Klatschereien über Doktor Lindacker recht unangenehme Folgen haben könnten, ohne daß man recht wußte, um was es sich denn eigentlich handle. Die meisten Leute dachten an das Gerede wegen Linchen Kettenbauer und fanden es wunderlich, daß der Doktor die Sache so ernst nehme. Diese Ansicht äußerte auch der Bezirksamtmann gegen seine Frau. Lindacker war, so meinte er, eben ein unverbesserlicher Idealist, der es anscheinend allen Ernstes für eine Schandtat hielt, wenn ein junger Mann bei sich erwog, daß ein Mädchen seiner Bekanntschaft einmal ein Vermögen erben könnte. Er erheiterte sich sehr über diese neueste Schrulle des Korpsbruders. Frau Sensburg erfuhr erst später vom Geliebten, um was es sich eigentlich

handelte. Lindacker teilte es ihr nur auf ernſtliches Drängen mit, indem ſie ihm zum erſten Male ihre Eiferſucht verriet. Sie war hochbeglückt über die innigen Liebesbeteuerungen, die ſie dabei zu hören bekam und vergaß darüber alle Ängſtlichkeit, zu der die Sache Anlaß gab.

Vierzehntes Kapitel.

Einem Mädchen, das die Folgen seines Fehltrittes entdeckt, mag etwa so zumute sein, wie Frau Sensburg, als sie sich wieder Mutter fühlte.

Dessen war sie zwar gewiß, daß das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, legitimer Herkunft war, aber die heftige Erregung, die sie erfaßte, galt dem Verhältnis zu Lindacker. Das ging darüber zu Ende. Sie bewahrte zunächst völliges Stillschweigen über ihren Zustand, den sie insgeheim bitterlich beweinte. Da, nach nicht gar langer Frist, kam eine tiefe Beschämung über sie. Wie weit war es doch mit ihr gekommen, daß ihre Gefühle sich so verkehren konnten! Eine machtvolle Stimme klang in ihr und verlangte Seelengröße, einen notwendigen Weg mutig zu gehen. Ein Frevel wider die Natur, eine Lästerung der Heiligkeit der Mutterschaft war es, wenn sie, die Frucht im Schoße, noch einen anderen Mann sah als den Erzeuger dieser Frucht. Und was ihr so groß, so edel erschienen war, daß es keine Sünde enthalten konnte, das schob eine unsichtbare Hand mit gebieterischer Gebärde von seiner Höhe. Das große Geheimnis der

Frauennatur enthüllte ſich ihr ſo mächtig, daß ſie ſich vor dem eigenen Leibe demütigte. Kein Flug der Seele iſt ſo hoch und keine Sehnſucht ſo mächtig, kein Traum ſo kühn, wie der Hymnus des geſegneten Leibes, das fleiſchgewordene Menſchheitslied.

Das Kind ſprach und ſprach in ihr, hörte nicht auf zu ſprechen, bis ſie eines Tages bleich, Tränen der Wehmut im Auge, dem Freunde ſagte, daß ſie Abſchied voneinander nehmen müßten. Sie wollte den ernſten Schritt tun, nicht abwarten, daß er ſich ſelber ſachte davonſchleiche. Als er ſo traurig flehend vor ihr ſtand, hatte ſie tiefes Mitleid mit ihm. Beide aber fühlten, daß ſich ihre Lippen nicht mehr finden durften. Er bedeckte ihre Hände mit heißen Küſſen und ging ſchmerzerſchüttert fort. Sie weinte, wie man eben von lieben Erinnerungen weinend Abſchied nimmt, aber die Zukunft war ſtärker als die Vergangenheit. Das Kind redete lauter als die Erinnerung an den Geliebten. Und nun kam ein anderes, und das war das Schwerere, zu dem aber doch die innere Stimme mächtig trieb. Eine ſich dagegen ſträubende Regung war zu ſchwach, denn ihr Widerſtand kam nur aus dem Gedanken: ‚Ich will nicht bereuen, ich will mich nicht als Sünderin fühlen. Was ich getan habe, war gut, ſchön, edel.‘

Zum Gatten zog ſie es hin, der auf einmal wieder vor ihr aufrecht ſtand oder breitbeinig ſaß, ſo prächtig ſelbſtbewußt, ſo ganz der ſichere Führer

von Weib und Kindern, daß sie sich peinvoll fragen mußte, warum denn geschehen sei, was geschehen war. Hart war es, Riesenkraft kostete es, vor ihm nicht voller Reue weinend auf die Kniee zu fallen, als sie ihm ihren Zustand mitteilte, und Dolche wühlten in ihrer Brust, als er mit einem behaglichen Lächeln sagte:

„Nötig war's gerade nicht, aber — —"

Er faßte sie und küßte sie in seiner Art derb ab. Aufgelegter als je scherzte er des Abends mit den Kindern, sagte ihnen, der Storch habe angefragt, ob er einen Buben oder ein Mädchen bringen sollte, und er wolle die Antwort nach ihren Wünschen geben. Die geräuschvolle Unterhaltung schloß damit, daß er dem Storch Zwillinge auftragen werde, die beiden Meinungen, die sich gebildet hatten, gerecht werden sollten.

„Man hat halt doch seinen Spaß an so einer Bande," sagte er, aus dem Kinderzimmer tretend, und strich seiner Frau dabei liebkosend über die Wangen.

Fräulein von Colonne erfuhr bald durch Frau von Weißenhagen von dem Zustand der Frau Sensburg. Sie nahm die Nachricht ein wenig nachdenklich auf und teilte sie später, scheinbar ganz beiläufig, Linchen mit, die Wirkung aufmerksam beobachtend. Linchen wurde glühend rot und sichtlich aufgeregt. Bald fand sie einen Vorwand, sich auf eine Weile aus der Stube zu entfernen. Weiter wurde zwischen

den beiden nicht mehr über die Sache gesprochen. Auch darüber schwiegen sie sich gegenseitig aus, daß Lindacker auf einmal nicht mehr zu den Teeabenden kam. Da stellte Frau von Weißenhagen eines Tages an Linchen die Frage, ob denn der Doktor etwas mit ihr gehabt habe.

„Warum denn gerade mit mir?“ entgegnete diese leise und mit etwas spitziger Betonung.

„Ich meinte nur — — — —“ sagte Frau von Weißenhagen. „Unter jungen Leuten kommt ja so etwas einmal vor. Die Herren machen manchmal eine Bemerkung, die ein bißchen zu kühn ist, die Damen sind oft über ein kleines Versehen verschnupft.“

„Der Herr Doktor hat sich nie etwas Unschickliches gegen mich erlaubt, und ich habe ihm nie eine üble Laune gezeigt,“ sagte wiederum Linchen in einem bei ihr ganz ungewohnten, reizbaren Ton. Jetzt mischte sich Frau Sensburg mit der ruhigen Bemerkung ein:

„Mein Gott, er wird eben anderes zu tun haben.“

Es tat ihr doch wohl, daß er zunächst den Kreis mied und nicht vor ihren Augen mit Linchen tändelte.

Im Lauf der nächsten Zeit fiel es da und dort auf, welche Veränderung mit Lindacker vorgehe. Am Stammtisch saß er zuweilen längere Zeit ganz geistesabwesend da, ohne an allgemeinen Gesprächen teilzunehmen; bei geselligen Zusammenkünften zeigte er nur eine wortkarge Höflichkeit. Doktor Kettenbauer,

dem sein Wesen auch schon bei gelegentlichen Begegnungen aufgefallen war, sprach mit Linchen darüber und spielte auch darauf an, ob sie dabei irgendwie in Frage komme.

„An mich denkt er gar nicht," lautete die traurige Antwort. Sie griff sich an die Stirn und fuhr fort:

„Ich weiß nichts, will nichts wissen. Aber es ist schade, jammerschade um ihn."

Der Vater erinnerte sie an die Tapferkeit, die sie doch bisher gezeigt habe, und die ihrer ganzen Entwicklung so gut zustatten gekommen sei.

„Damit ist's vorbei," antwortete sie.

„Ein Mädchen kann nicht an dem rühren, was mit ihm vorgeht."

„Handelt es sich um eine Frau?" fragte jetzt Doktor Kettenbauer in staunendem Ton.

Sie nickte leise mit dem Kopf und begann zu weinen.

Nun redete ihr der Vater zu, gerade dann sei es ihre Sache, ihn loszureißen und sprach mit ihr sehr offen von der Gefahr, die junge Männer durch den Umgang mit verheirateten Frauen liefen, weil sie dadurch verdorben würden für eine richtige Auffassung der eigenen Ehe. Linchen lauschte ihm, und ihre Tränen versiegten. Sie hatte auf einmal nur Interesse dafür, daß der Vater so sicher, so klar als kluger Mann zu ihr sprach, und ihr war es, als ob

sie an ihn eben einmal gekettet sei und alles andere daneben versinke. Sie umarmte und küßte ihn und sagte:

„Rede nicht weiter, liebes, gutes Väterchen! Ich gehöre zu dir und mehr brauche ich nicht."

Da wetterte Kettenbauer sehr derb gegen solches dummes Zeug, das deutlich ihre Unreife zeige, und sprach davon, daß ein junges Weib ganz was anderes zu tun habe, als den Vater zu liebkosen. Er brauche keine Aufopferung, sondern fühle sich wieder ganz tüchtig, sei auch zufrieden mit der Praxis und könne recht wohl allein tragen, was eben zu tragen sei. Gerade die Sache wachse sich aber so aus, daß sie ihm recht wohl zur Hauptsorge werden könne. Es sei nicht recht von ihr, daß sie nicht ganz offen sei, sondern das Wesentlichste zurückhalte. Linchen jammerte:

„Aber ich weiß ja selber nicht, was ich wissen möchte und wüßt ich's, so würde ich's wahrscheinlich nicht sagen wollen, nicht sagen können. Kommt er, so jauchze ich vor Jubel auf. Rufen, locken kann ich ihn nicht mehr. Eine Frage steht zwischen uns."

Worin diese Frage bestand, das war nicht aus ihr herauszubringen. —

Auch Therese Regenauer erfuhr, daß Frau Bezirksamtmann sich Mutter fühlte, und sie besann sich keinen Augenblick, Lindackers verändertes Benehmen, das die Stammgäste mehrfach besprochen hatten, damit in Zusammenhang zu bringen, wenn sie auch

nicht recht wußte, worin dieser Zusammenhang bestehen sollte. Durch einen ganz einfachen indirekten Schluß war ihr Verdacht, es beständen zwischen Frau Sensburg und Lindacker Beziehungen, entstanden. Nachdem er sich von ihr los gemacht hatte, war keine Spur zu finden, daß er mit irgend einem anderen Mädchen anknüpfte. Linchen Kettenbauer konnte nur ganz vorübergehend in Betracht kommen, denn eine kurze Beobachtung genügte, um zu erkennen, daß da nichts zu suchen war. Da rückte sie die für einen jungen Mann doch höchst merkwürdigen Besuche der Teeabende nach und nach in eine besondere Beleuchtung. Die schöne Frau von Weißenhagen wurde zuerst aufs Korn genommen. Aber auch da kam nach längerer, sorgfältiger Spionierarbeit kein Ergebnis heraus. Zögernd ging Therese nun daran, ihre heimlichen Forschungen auf Frau Sensburg zu richten. Da kam aber allmählich doch heraus, daß die Frau Bezirksamtmann ziemlich häufig untätig am Fenster stand, als lauere sie auf jemand, dann die gemeinsame Reise der beiden nach der Provinzhauptstadt, sodann noch manch' anderer kleiner Zug. Und als sich nach wie vor kein Mädchen einstellte, das in des schönen Doktors Augen Gnade gefunden hätte, sogar die neue Frau Bezirksarzt, um die sich doch alle anderen Herren mit einem Gier zu nennenden Eifer stürzten, auf ihn allein keinen Eindruck zu machen schien, da wurde ihr Verdacht immer sicherer.

Seit er sie aber wegen ihrer Äußerung zur Rede gestellt hatte, war sie fest überzeugt. Es hat einen ganz anderen Klang, ob sich ein Unschuldiger oder ein Schuldiger gegen eine Bezichtigung wehrt, und Lindackers nervöse Gereiztheit wies auf ‚schuldig' hin.

Diese heuchlerische Frau hatte natürlich schon mit ihm angebändelt, noch ehe er mit ihr gebrochen hatte. Von ihm war ja ein solcher Tausch lächerlich. Sie aber war nicht genug zu hassen. Solche Schlechtigkeit hatte man bisher in Illenhausen noch nicht gekannt, daß verheiratete Frauen den Mädchen die Liebhaber abjagten. Gerade diese Frau Sensburg, die kein Wässerchen zu trüben schien, war es, die ihr von jeher mit einer Kühle begegnet war, aus der etwas wie Tugendstolz herausſah. Wenn man so hübsch ist wie sie, dann braucht man zwar einem treulosen Liebhaber nicht lange nachzuweinen, aber der heimtückischen Diebin verzeiht man den Streich deshalb doch nicht. Wie es zu machen war, wußte sie zunächst noch nicht, aber einträchten wollte sie ihr die Sache. In Illenhausen selber war es etwas gewagt, sich zu äußern; das damalige Auftreten Lindackers hatte sie zwar auf der einen Seite von seinen sträflichen Beziehungen überzeugt, auf der anderen aber schien es ihr doch nicht geheuer mit ihm weiter anzubinden. Öfter kam sie in die Provinzhauptstadt. Zwischen ihr und dem Besitzer eines der ersten Gast-

höfe bestand eine Vetterschaft. Ihre beiden Cousinen tuschelten von den Ereignissen der eigenen Stadt und nahmen ganz gern Illenhausener Geschichtchen in Tausch. Da konnte man ja erzählen von dem Verhältnis der Frau Bezirksamtmann mit dem Doktor Lindacker nnd davon, daß das kommende Kind wohl nie genau wissen werde, wer eigentlich sein Vater sei. Mit der Näherin, die die besseren Kleider machte, konnte man auch über derlei reden, und mit der Frau des Agenten, der den Wein ‚nach Hause' lieferte, ließ es sich gelegentlich beschwatzen.

Lindacker befand sich in einem Zustand, den er noch nie in seinem Leben erfahren hatte. Er war immer gelassen, zielbewußt gewesen, und selbst die schwere Krisis nach dem Tode des Vaters hatte ihn als einen aufrechten Mann gefunden, der das Zweckmäßige, Gemütserregungen tapfer unterdrückend, mit kluger Überlegung erwog. Jetzt war es ihm, als sei sein Dasein aus den Fugen, und er schwebe hilflos in der Luft. Seine günstige Berufsstellung war ganz wertlos geworden.

‚Was hab ich davon?' dachte er.

Wenn er sich dann auch wieder Selbstvorwürfe über solche unmännliche Anschauung machte, so kehrte die seelische Grundstimmung doch immer wieder, die ihn den Verlust der Geliebten als einen Riß erkennen ließ, zu dessen Überbrückung er kein Mittel fand, und den er doch überbrücken mußte, denn es

hieß weiterleben. Der Gedanke, das trennende Ereignis nur zu einem störenden Zwischenfall, zu einer Unterbrechung zu machen, der die Rückkehr folgen würde, tauchte wohl auf, wurde aber von einer mächtigen Regung zurückgewiesen. Aus dieser Regung entwickelte sich eine gewisse Nachdenklichkeit, die schließlich zu der Erkenntnis gelangte, daß in den Dingen der Liebe nun einmal ein Naturgesetz stecke, das sich nicht überwinden läßt durch noch so feine Gefühlsdialektik. Das Weib kann nur einem Mann gehören, ob von der Gemeinschaft befriedigt oder nicht, und im Ehebruch ist nimmer das zu finden, was die Liebe zu ihrer Vollendung braucht. Es steckt in der süßen Frucht immer ein Wurm, der an der Zerstörung arbeitet. Diese Erkenntnis war um so schmerzlicher, weil sie doch die namenlose Sehnsucht nicht beseitigte, die ihn zuweilen ganz toll machte, daß er laut hätte aufschreien mögen. Wenn er dann die Geliebte, der er möglichst auswich, sah, wurde der Schmerz noch größer, weil der Begriff des unerreichbar Gewordenen, unwiderbringlich Verlorenen dazu kam. In solcher Stimmung noch die Maske zu wahren, war eine Aufgabe, die unerträgliche Pein in sich barg. Die blinden, tauben und lahmen Narren, die der Liebe ihre Macht mit einem Achselzucken streitig machen möchten, sie haben nie erfahren, was Liebesschmerz ist!

Da kam plötzlich die ganz Illenhausen aufre-

gende Nachricht, daß der Bezirksamtmann zum Regierungsrat befördert sei und noch dazu mit der besonderen Weisung eines beschleunigten Antritts des neuen Amtes. Das Zusammentreffen eines Todesfalles und einer voraussichtlich langwierigen Erkrankung im Schoße der Regierungsbehörde gab die Veranlassung zu solcher Dringlichkeit. Lindacker konnte nicht umhin, einen Gratulationsbesuch zu machen. Aus den Augen der Geliebten sprach gelegentlich so etwas, wie eine sanfte Beschwichtigung. Eine besondere Abschiedsfeier wurde noch rasch inszeniert, bei der sie doch die Tränen nicht unterdrücken konnte, aber diese Tränen galten ganz Illenhausen, der Reihe von Jahren, die sie hier gelebt hatte, nicht ihm und dem mit ihm erlebten Liebestraum. Was dies anging, so fand sie bei dem Feste Gelegenheit, ihm zu sagen:

„Du hast viel gelitten in letzter Zeit, armer Freund. Ich weiß es. Es ist gut, daß ich dir jetzt aus den Augen komme. Es wird dir dann leichter, diese Episode deines Lebens zu überwinden."

Als er mit dem Kopf schüttelte, fuhr sie fort:

„Ich hätte dir ja nie sein können, was du eigentlich brauchst, und über kurz oder lang hättest du mich verlassen, wenn ich dich nicht verlassen hätte."

„Ich habe dich verlassen," wiederholte sie mit Nachdruck, als er sie mit großen Augen ansah. Das war das letzte vertrauliche Wort, das sie an ihn richtete. Bei seinem Abschiedsbesuch ließ sie sich ver-

leugnen, und am Bahnhof, wo sich fast ganz Illenhausen eingefunden hatte, bekam er den Gruß und Händedruck, den jeder andere Herr bekam. Ihr Gatte umarmte und küßte ihn zweimal.

Die Worte: ‚Ich habe dich verlassen!‘ klangen ihm immer wieder im Ohr, und er grübelte darüber nach, wie über die Art ihres Abschiedes. Sie hatte ihm damit sicherlich nur seine Lage erleichtern wollen. Die neuen Leute, die ins Bezirksamt eingezogen waren, ärgerten ihn, und als er ihnen einen Besuch machen mußte, tat es ihm weh, zu sehen, wie sich die fremde Frau als Herrin gebärdete, während seine Erinnerung, trotz der geschehenen Veränderungen, immer noch Anhaltspunkte genug fand, die Geliebte vor sich zu sehen. Wenn er nur mit irgend jemand so ganz nach Herzensbedürfnis von ihr hätte reden können. Fräulein von Colonne wäre die richtige Person dazu gewesen, wenn sie nicht immer Linchen zur Seite gehabt hätte. Gleichwohl nahm er die Gelegenheit wahr, einige Male mit Frau von Weißenhagen über die gemeinsame Freundin zu sprechen. Er glaubte dabei sehr vorsichtig zurückhaltend gewesen zu sein, und doch nahm Fräulein von Colonne bei einer Begegnung auf der Straße die Gelegenheit wahr, ihm zu sagen:

„Sie müssen sich mehr beherrschen, lieber Freund! Frau von Weißenhagen ist es aufgefallen, wie Sie von unserer gemeinsamen Freundin Sensburg sprechen.“

Sie sagte das mit einer herzlichen Vertraulichkeit, wie eine völlig eingeweihte Kennerin des Geheimnisses. Ohne sich um seine verwirrte Miene zu kümmern, fuhr sie im selben Tone fort:

„Nur Geduld! Es geht schon wieder vorüber! Aber die lieben Mitmenschen brauchen nichts zu merken. Das sind Sie unserer Freundin schuldig."

Darin hatte das kluge Fräulein ja sehr recht, daß er die Geliebte nicht bloßstellen durfte mit seinem Drange sehnsuchtsvoller Erinnerung. Daß die Colonne die Dinge so durchschaute, das wurde ihm nach der ersten Überraschung zu einer ganz willkommenen Erfahrung. Sie war ja ganz anders als andere Damen, und ihre Bemerkungen hatten gezeigt, daß sie auch hier wieder weltklug über den Dingen stand. Es trieb ihn zu ihr hin, denn, wenn auch Linchens wegen vielleicht nicht von dem lieben Gegenstande zu reden war, so tat schon das Gefühl des stummen Verständnisses gut. Die Dinge entwickelten sich aber in der Tat noch günstiger. Linchen wich ihm aus und fand immer Vorwände, sich zurückzuziehen. Die Vermutung, auch sie ahne etwas von dem Geheimnis und grolle ihm darüber, war zwar peinlich, aber viel stärker war die Begierde darnach, wie Fräulein von Colonne es verstand, das Gespräch auf die ferne Geliebte zu lenken und dabei fest zu halten. Es war deutlich erkennbar, daß nicht Neugier sie trieb, sondern daß sie ihm wohltun wollte. Es dauerte nicht lange,

und er hatte ihr sein ganzes Herz ausgeschüttet, und sie kannte das Verhältnis in allen seinen Phasen und Gefühlsschwingungen. Man konnte ihr alles sagen und niemals sah man in ihrem Gesichte einen zweifelnden, tadelnden oder auch überlegen spöttischen Ausdruck, sondern nur wohlwollende Aufmerksamkeit, die zuweilen von einem verständnisvollen Nicken des Kopfes begleitet war. Fräulein von Colonne sah zu ihrer Befriedigung, daß Lindackers Stellung in der Angelegenheit viel günstiger war, als sie geglaubt hatte, und sie zog daraus die Folgerung, daß sie eines Abends Linchen zu sich rief und ihr zu Gemüt sprach, daß sie bekenne, was denn ihren Sinn so verändert habe. Nach längerem Sträuben offenbarte das Mädchen, was sich ihre wissende Unschuld zu eigener, quälender Pein aus den Umständen zurecht gedacht hatte. Lindacker war der Vater jenes Kindes, das Frau Sensburg unter dem Herzen trug, zu dem er sich nie würde bekennen dürfen, mit dem die Frau den Mann in der heiligsten Stunde belüge und das als lebendes Trugwerk durchs Dasein gehe. So groß dünke ihr die Schuld, daß sie eher einen Mörder als einen solchen Mann umarmen würde. Schluchzend endete sie ihre Rede.

Das Fräulein antwortete:

„Du irrst, wie die meisten Menschen darin, daß du eine Tat nach ihren Folgen statt nach ihren Ursachen beurteilst. Hochsinnig ist ja dein Gedanken-

gang. Wir brauchen uns aber nicht näher mit ihm zu befassen, weil seine Voraussetzung nicht zutrifft."

Sie erzählte, was ihr Lindacker selber von dem Ende seines Liebeskummers mitgeteilt hatte. Linchen machte ein angespannt aufmerksames Gesicht, besann sich eine kleine Weile, warf dann den Kopf in die auf den Tisch liegenden Arme und sagte:

„Das ist doch alles häßlich!"

Wieder nach einer kleinen Weile, während deren das Fräulein sich gar nicht gerührt hatte, richtete sie sich langsam auf und sagte, dicht an die Gönnerin rückend:

„Ich hab's ja gewußt, daß er es mit ihr hat, und wollte ihn losreißen. Peitscht das Gewissen ihn jetzt nicht so schlimm, als ich dachte, so sehnt er sich noch nach der alten Sünde."

Sie richtete sich ein wenig auf, strich mit beiden Händen über das Blondhaar und sagte kurz angebunden:

„Wenn ich gewollt hätte."

Fräulein von Colonne faßte sie heftig am Handgelenk, ohne was zu sagen.

Linchen entzog sich ihr mit sanfter Bewegung und fuhr fort:

„Eher wäre ich gestorben. Aber gern hab' ich ihn gehabt die Jahre hindurch. Neben dem Vater stand er immer — — — —"

Ihre Stimme verschleierte sich, indem sie fortfuhr:

„So lieb — — — — und noch — — — —"

Dann fiel der Kopf wieder auf den Tisch, und sie weinte bitterlich.

Das Fräulein strich ihr sanft über das Haar und sagte:

„Du weinst und klagst, weil dir Liebe Leid bringt, du Glückliche, die nie kennen lernen wird, was andere, die Weib sind, zum Weinen bringt!“

Langsam, ganz langsam fand sich Linchen mit dem Gedanken ab, daß, wie jede Sünde, so auch diese Verzeihung finden könne. Freilich, wenn sie sich's auch schon in der Einsamkeit leidlich zurechtgelegt hatte, dann faßte sie bei Lindackers Anblick doch wieder ein schmerzliches Grauen. Das Leid, das ihm auf der Stirne geschrieben stand, durch die eigene Annäherung zu lindern, vermochte sie nicht. Wenn er sie um Hilfe angefleht hätte, als ein Bereuender, nach Reinheit Suchender, dann hätte sie's vielleicht zuwege gebracht, ihm die Hand zu reichen. So sagte sie es dem Fräulein und auch dem Vater, den Fräulein von Colonne ganz in die Sachlage einweihte, als er sie zur Vertrauten seines tiefen Kummers darüber machte, daß sein Liebling leide und ihm selber wertvolle Hoffnungen sich nicht erfüllen wollten. Kettenbauer mußte erkennen, daß er die Seele des Mädchens nur noch mehr belaste, wenn er sie noch mit seinen Wünschen und Sorgen bedrängte. Sie wäre imstande gewesen, sich um seinetwillen Zwang anzutun, und das war zu verhüten.

Da kam nach langer Pause Lindackers Mutter, und zwar diesmal allein, wieder zu Besuch, und dieser Besuch hatte noch ein weiteres Motiv als das des mütterlichen Bedürfnisses, den Sohn wieder zu sehen. Es handelte sich um eine Herzensneigung der älteren Tochter zu einem Manne, der sich nicht des besten sittlichen Rufes erfreute. Das Mädchen wollte trotz aller Einwände und Vorstellungen nicht von ihm lassen im festen Glauben, sie werde ihn durch ihre Liebe zum Guten lenken können. Es war Gefahr vorhanden, daß die leidenschaftlich Verliebte sich in Feindschaft von der Familie trennen würde, fand sie bei dieser dauernden Widerstand, und doch meinte die Mutter, ein Einverständnis nicht verantworten zu können. Sie hatte mit dem Sohn darüber schon Briefe gewechselt, aber dessen Antworten gaben ihr keine rechte Stütze. Es traf sie nun sehr hart, als sie auch bei der mündlichen Erörterung der Angelegenheit die Wahrnehmung machen mußte, daß er, der doch sonst so innig an den Seinen gehangen hatte, mit befremdlicher Kühle sich auf den Standpunkt stellte, die Schwester sei alt genug, um die Verantwortung für ihr Geschick selber zu tragen.

„Es ist ja auch sehr wohl möglich," sagte er, „daß sie Siegerin bleibt. Ein Weib vermag sehr viel, wenn es den Mann so zu nehmen weiß, daß er erkennt, wie wertlos seine bisherigen Flatterhaftigkeiten waren."

Als ihm darauf die Mutter zugestand, daß der Liebhaber in der Tat davon spreche, er sei des bisherigen Treibens satt und sehne sich nach einem besseren Gemütsinhalt, da rief er: „Na also," und auf die weiteren Bedenken der Mutter antwortete er:

„Mit der Liebe muß jeder selber sehen, wie er fertig wird, und guter Rat bedeutet da gerade so viel, als wollte man flackerndes Feuer mit dem Munde ausblasen. Das Leben muß eben gelebt werden."

Er gefiel der alten Dame gar nicht, dieser so veränderte Sohn. Verwildert schien er ihr, und es tat ihr leid, daß die liebenswürdige Frau Bezirksamtmann Sensburg nicht mehr da war, die sich seiner so angenommen hatte. Das sprach sie gelegentlich gegen Fräulein von Colonne aus. Da bemerkte sie eine leise, ganz leise Bewegung in dem Gesicht des Fräuleins, die blitzschnell eine Ahnung in ihr weckte. Mit so einer altjungferlichen Dame, meinte sie, bespricht eine Mutter nicht derlei, wie das, was ihr gedämmert hatte. Sie war ja damals bei ihrem ersten Besuche dem Fräulein auch gar nicht so nahe getreten. Sie wohnte wieder im Regenauerschen Gasthofe, und da fand Fräulein Therese Gelegenheit, sich mit ihr über dies und das zu unterhalten, und auch darüber, daß der Herr Sohn durch den Wegzug der Familie Sensburg eine sehr wertvolle Verbindung verloren habe. Das geschah in einer Wendung, mit einem Ton, daß Mutter Lindacker sofort einen Zusammen-

hang mit jener Miene des Fräuleins von Colonne fand. Jetzt ging sie geradeswegs auf den Sohn los in der Meinung, sie sei wohl an die ganz falsche Adresse gelangt, als sie sich der Tochter wegen bei ihm Rat habe holen wollen, denn er scheine ihr selber des mütterlichen Beistandes bedürftig. Leugnen wollte er nicht länger, als die Mutter sich so klarschauend erwies, und er beschränkte sich nur darauf, die Geliebte, gegen die sie sich nunmehr höchst unfreundlich gesinnt zeigte, zu verteidigen. Die alte Dame hörte ihn mit skeptischer Laune an und gelangte zu dem Schlusse, daß ihm das Heiraten wohl mit besserem Grunde anzuraten sei als der Schwester. Wenn sich in Illenhausen nichts finde, so solle er sich einmal Urlaub nehmen und anderswo Umschau halten.

„Der wackeren Mädel gibt's genug, die einen Mann glücklich machen können. Sonst seid ihr so stolz auf euren Mut, und vor der schönsten Lebensaufgabe zuckt ihr mit feigem Bedenken zurück, weil ihr euch eben nicht stark genug fühlt, einem jungen Geschöpf Stab und Stütze zu sein, daß es zum vollen Weibe auswächst. Seid ihr nur die richtigen Männer, dann finden sich auch die rechten Frauen für euch. Das hätt' ich mir nicht gedacht, daß ein frischer, junger Bursche, wie du, in so einem Neste angekränkelt werden könnte. Da hätt' ich's noch lieber gesehen, du wärst mehr oder minder verbauert."

Bei Fräulein von Colonne ließ sie ein Wörtchen

fallen, als ob sie auf einen gewissen Beistand rechne. Alte Jungfern taugen dazu, dachte sie, manchmal recht gut. Das Fräulein machte jetzt wieder eine besondere Miene, als wollte sie sagen:

‚Ich misch' mich nicht darein!'

Oder sollte es etwa gar heißen: ‚Den nimmt keine' —?

Hatte sich ihr Sohn bei den Leuten so bloßgestellt? Linchen Kettenbauer bekam sie nur ganz flüchtig zu sehen, denn diese wich der Mutter Lindackers ebenso absichtsvoll aus, wie ihm selber. Als sie die Rückreise antrat, verhehlte sie dem Sohn ihre Betrübnis darüber nicht, daß sie statt mit dem erhofften Trost mit vermehrter Last des Kummers heimkehren müsse.

Auf Lindacker war der Besuch der Mutter nicht ohne Eindruck geblieben. So konnte er nicht weiter leben. Er mußte über die unselige Leidenschaft hinauskommen. Das sah er ein und ebenso, daß es der rechte Weg nicht gewesen wäre, nunmehr mit Gewalt Vergessen in irgend einem Abenteuer zu suchen. Es gab Anzeichen, als ob Therese Regenauer nicht abgeneigt gewesen wäre, den reuigen Sünder in Gnaden wieder aufzunehmen. Das Mädchen brachte ihm aber damit nur im verschärften Maße zum Bewußtsein, daß es notwendig sei, den ganzen Lebensplan auf feste Grundlagen zu bringen. Diese bot nun einmal nur die Ehe. Er war aber doch noch nicht der müde Mann, der in einer solchen, nur mit gelassener Über-

legung sichere Unterkunft gegen alle Unruhen und Unwetter der Leidenschaft suchte. Er wollte darin vielmehr jene Schönheiten, die ihm sein entschwundener Liebestraum geoffenbart hatte, wieder erleben und zwar im Sinne des Dauernden, das zugleich keiner besonderen Rechtfertigung bedurfte.

Es ergab sich von selbst, daß seine Blicke sich mit Nachdenklichkeit auf Linchen Kettenbauer hefteten. Als diese bald gewahr wurde, daß eine neue Wendung in dem alten Rapport zwischen ihr und Lindacker hereinbrach, fühlte sie auch, daß diese die Entscheidung, das Endgültige bringen mußte. Da ging eine bebende Angst durch ihr ganzes Wesen. War auch der peinlichste Gedanke von ihr genommen, so konnte sie doch unmöglich mehr die alte reine Stimmung wieder gewinnen. Seine Blicke machten unrein und regten das Blut auf durch Ahnungen, und doch zog er sie näher und näher an sich, konnte sie vor ihm nicht mehr fliehen. Das war die Liebe nicht, die sie für ihn hatte hegen wollen. Da zeigte sich keine bräutlich lächelnde Zukunft, sondern wühlender Zweifel paarte sich mit dem schwülen Zwang, nicht von ihm lassen zu können. Er hatte ihre Seele vergiftet, ihr Zartestes zerstört. Sie sah nicht mehr mit freudiger Bewunderung auf ihn, aber sie glühte nach ihm. Dem Vater, der sie oft mit besorgter Frage in den Augen ansah, konnte sie nicht sagen, was sie bewegte. Aber an die Brust der Gönnerin floh sie endlich und

gestand ihr schamvoll flüsternd die Not ihres verwirrten Mädchentums. Die Erfahrene mahnte nicht, das alte, törichte Schreckgespenst des Teufels sehen zu wollen, wo nur ein verirrter Mensch war, den es zurechtzuweisen galt. „Gottlob bist du rein geblieben," sagte sie schließlich, „aber man darf es damit auch nicht allzu zimperlich nehmen. Wenn einmal dein junges Blut heißer wird, so bist du ja doch keine Nonne, sondern du hast ein Ziel vor dir, das deiner Jugend ihr Recht werden läßt. Gut sein soll ein Glück sein, für sich selbst und für andere, nicht eine Selbstquälerei."

In der Stille bedachte sie den Fall aber doch dahin, daß es nicht vorteilhaft sei, eine junge Seele lange solchen Verwirrungen auszusetzen. Das Mädchen hatte nun gerade genug unter dem Einflusse dieser Herzensneigung gestanden, der sie nicht noch weiter ihre frischeste Jugendblüte zwecklos opfern sollte. So oder so mußte einmal ein Ende gemacht werden. —

Lindacker erhielt einen Brief seiner Mutter, in dem sie ihm mitteilte, sie habe endlich in der Heiratsangelegenheit der Schwester schweren Herzens nachgegeben und dann fortfuhr mit bitteren Klagen darüber, daß sie auch zu ihm das Vertrauen verloren habe und mit wenig Hoffnungen dem Rest ihres Lebens entgegensehe. Der Eindruck dieses Briefes war so niederdrückend, daß er sich nicht anders zu helfen

wußte, als der klugen Freundin sein Leid zu klagen. Darauf hatte diese nur gewartet, um dem Überraschten mit der Einleitung: „Jetzt will ich Ihnen aber etwas sagen," eine gründliche Strafpredigt über sein ganzes Liebesleben zu halten, das bisher den Erfolg gehabt habe, daß er selber nicht wisse, was er mit sich anfangen solle, aber eine brave Frau schuldig gemacht und einem reizenden Mädchen die Jugend beschwert habe.

„Alles Mögliche lernt ihr, alles Unmögliche wißt ihr," sagte sie, „aber mit dem Weibe umzugehen, das lehrt man euch nicht. Wenn ihr es verderbt, dann rühmt ihr euch, es zu kennen, und wenn ihr es mißhandelt, dann nennt ihr das Lebensklugheit. Stimmt die Rechnung aber einmal nicht, dann knickt ihr zusammen und macht in Philosophie. Was beansprucht ihr denn eigentlich von uns, was für Tugenden, was für Reize, was für Wunder sollen wir denn herschaffen, um diesen Herren der Schöpfung zu genügen, von denen sich keiner selber fragt: ‚Bin ich's wert, diese oder jene zu besitzen?' Das ist ja selbstverständlich. Ich aber sage Ihnen, lieber Doktor, ein braves, hübsches Mädchen mit einem Herzen voll Liebe, das ist eine Kostbarkeit, für die ihr gar kein Verständnis habt. Es sollte solche brave Mädchen gar nicht geben. Die armen Dinger leiden ja nur unter ihrer Bravheit. Eine Schande, eine Abscheulichkeit ist es, wie ihr es mit uns treibt, so oder so.

Dabei behaupte ich gar nicht, daß ihr alle schlecht seid. Ihr seid nur dumm, mit all eurer Wissenschaft dumm."

Ihre Augen funkelten, die feinen Nasenflügel bebten, sie war außer sich.

Linchen trat eben in die Stube und las fragend in den Gesichtern der beiden, was denn geschehen sein mochte, denn Lindacker machte eine Miene, als schämte er sich über irgend etwas. Es war ihr ganz bänglich zumute, und es herrschte auch zunächst eine rechte dumpfe Stimmung zwischen den dreien. Da kam gerade der Vater, um nach ihr zu sehen. Sie fühlte sein Erscheinen wie eine Erlösung, und mit erregter Fröhlichkeit begrüßte sie ihn. Als sich Kettenbauer dann zu den andern setzte, bemerkte er bald über das eifrige Plaudern Linchens hinweg, das ihm erkünstelt vorkam, daß da etwas nicht am Rechten sei, und er warf forschende Blicke hin und her. Fräulein von Colonne trug vor allem eine so auffällige Miene zur Schau, daß er endlich sagte:

„Könnte ich etwas mit Ihnen besprechen, Fräulein?"

Bereitwillig erhob sich diese von ihrem Sitze, und zugleich mit ihr stand auch Lindacker mit der Bemerkung auf, nicht stören zu wollen. Da nötigte ihn aber das Fräulein sehr lebhaft zum Verweilen, und Kettenbauer unterstützte sie, indem er etwas unruhigen Tones sagte:

„Ich habe nur auf eine Minute mit dem Fräulein zu reden.“

Linchen war sehr betroffen, als die beiden in ein Nebenzimmer gingen. Nicht nur war es ihr höchst peinlich, mit Lindacker in der jetzigen Stimmung allein zu sein, sondern viel mehr beschäftigte sie der Gedanke, was denn der Vater mit dem Fräulein zu reden haben mochte, ohne ihr vorher das Geringste mitzuteilen.

Da sagte nach einer kleinen Pause Lindacker, wie traumbefangen:

„Das sind jetzt vier Jahre, daß wir uns kennen, Fräulein Linchen. Nicht wahr?“

„Ich glaube wohl,“ lautete die Antwort, „denn ich ging damals noch zur Schule.“

Lindacker sah sie an und fuhr, den Blick nicht von ihr wendend, fort:

„Ja, ja! Sie waren noch ein Kind, und wenn man jemand in diesem Alter kennen gelernt hat und sozusagen neben sich heranwachsen sieht, dann merkt man es beinahe nicht, wie aus dem Kind allmählich eine junge Dame wird.“

„Ich bin keine Dame,“ entgegnete Linchen trotzend. „Dazu habe ich zu wenig Bildung.“

„Glauben Sie vielleicht, daß alle, die sehr empfindlich wären, wenn man sie nicht für Damen hielte, gebildeter sind als Sie?“

„Ich will für nichts anderes genommen werden, als was ich bin,“ lautete die Gegenrede.

„Sie haben etwas gegen mich, Fräulein Linchen.“

Jetzt sah sie ihn mit einem traurigen Frageblick an, der ihren Augen eine erhöhte Schönheit gab, und zuckte leise die Achseln. Dabei fieberte es in ihr, und sie fühlte, daß, wenn er lange so fortsprach, sie in Tränen ausbrechen müsse. Der Blick drang Lindacker in die Seele, wie der eines strafenden Engels, und er erschrak über den Gedanken, dieses reine Wesen könnte von seinem Geheimnis wissen. Das hatte Fräulein von Colonne doch nicht getan. Er wehrte sich dagegen, daß der große herrliche Liebestraum, den er durchlebt hatte, als gemeine, ihm zum Makel gereichende Schuld erscheine, aber er konnte doch nicht aufkommen gegen diesen Blick. Dabei wußte er sehr wohl, daß das Mädchen keine blöde Unschuld im Sinne des Ahnungslosen war, und eben darum war dieser Blick so vielsagend, daß er trotz aller Windungen seines Denkens sich vor ihr schämte.

Er sagte in verlegen suchendem Ton:

„Wären Sie damals vor vier Jahren so alt gewesen, wie jetzt — — — —.“ Dann machte er eine kleine Pause und fuhr fort:

„Es hängt alles von Umständen ab, und was heißt's, davon zu reden, was geschehen oder nicht geschehen wäre, wenn dies oder das so gewesen wäre.“

Linchen wußte sich schier gar nicht mehr zu helfen. Fortzulaufen schien ihr doch zu ungeschickt, reden hätte sie wollen, viel reden und wußte nicht, wie sie es

anfangen sollte. Aufschreien, Weinen hätte ihr wohlgetan. Wenn nur der Vater und das Fräulein gekommen wären! Sie erstickte ja, der Kopf oder das Herz zersprang, und sie sollte ruhig dasitzen und anhören, worauf seine unklaren Reden hinauslaufen sollten. Da fand Lindacker die Gelegenheit, seine Hand auf die ihre zu legen, und er sagte:

„Fräulein Linchen, wir sind doch alte Freunde? Ich brauche jemanden, der es gut mit mir meint. Es geht mir recht schlecht. Seien Sie ein bißchen lieb zu mir."

Jetzt ließ sie den Kopf auf den Tisch fallen und weinte leise, ganz leise. Die Hand aber ließ sie ihm. Er hob diese Hand in die Höhe, streichelte sie und streichelte ihr Haar. Da fuhr sie plötzlich auf und rief wild:

„Lassen Sie mich! Ich bin keine verheiratete Frau." Dann lehnte sie sich an die Wand und stieß unter Schluchzen hervor:

„Das ist ja alles so schlecht, so schlecht!"

Lindacker erfaßte eine mächtige Erregung, die er nicht Freude zu nennen wagte. Ein liebliches Wesen litt bittere Schmerzen aus Liebe zu ihm. Leise berührte er ihre Schulter. Sie krampfte sich heftig zusammen. Er faßte sie um die Taille, sie bog sich widerstrebend.

„Linchen, ich tu' Ihnen ja nichts," sagte er leise und sanft. „Ich bin nicht so schlecht, wie Sie meinen. Seien Sie gut zu mir."

Er fühlte das Zittern ihres Körpers, als sie rücklings in seinen Arm sank, und als er ganz sachte ihren Mund küßte, schloß sie die Augen und hauchte: „Oh! Oh!“

Fünfzehntes Kapitel.

Als die Nachricht von der Verlobung Doktor Lindackers mit Linchen Kettenbauer bekannt wurde, rühmten sich viele Leute ihrer klugen Voraussicht. Therese Regenauer aber war außer sich über diese Überraschung. Sie war doch etwas ganz anderes als dieses Ding aus zweifelhafter Familie, sie aber hatte er nur für gut genug gehalten zur Kurzweil, und da war es ihm Ernst geworden. Sie hätte doch auch ein ordentliches Stück Geld bekommen und zwar mit größerer Sicherheit als die Kettenbauer. Vorzuwerfen war dieser freilich nichts, als daß sie eben ganz und gar nicht zu den angesehensten Mädchen gehörte und nicht fesch genug war, um eine Frau Doktorin zu machen, wie sie gerade zu Lindacker gehörte. Das bot aber den Anhaltspunkt, überall die Meinung auszusprechen, daß ein besseres Mädchen ihn doch nie genommen haben würde, und daß er sie bald satt sein würde, um wieder, wie er es bisher gewohnt war, allen Weibern nachzulaufen. Dabei ergab sich prächtige Gelegenheit, wieder von Frau Sensburg zu reden, zum Beweis, daß er über eheliche Treue nicht sehr

ſtreng denke. Eins gönnte ſie ihm dabei — die Schwiegermutter. An der konnte er etwas erleben. Es war recht wohl möglich, daß er dabei im Laufe der Zeit gerade ſo herunterkam, wie der Schwiegervater.

Indeſſen hatte anläßlich der Verlobung eine große Verſöhnungsfeier in der Familie Kettenbauer ſtattgefunden. Damals, als Doktor Kettenbauer das Fräulein von Colonne beiſeite gerufen und dadurch die Entwicklung herbeigeführt hatte, war es ihm nur um eine Erklärung der Situation zu tun geweſen. Als das Fräulein ſeinen Verdacht, Linchens Herzensangelegenheit ſei dabei in Frage, beſtätigt hatte, raffte er ſich erregt zu dem Entſchluſſe auf, nunmehr Lindacker zur Rede zu ſtellen. Da dieſer Entſchluß ſich dann als überflüſſig erwies, bat er Lindacker, ſobald er ſich von der erſten Ergriffenheit erholt hatte, daß er in aller Form ſich die Einwilligung der Mutter hole. Nachdem dies geſchehen war, gab es eine tränenreiche Szene zwiſchen Mutter und Tochter, und da der Vater als Dritter bewegt dabei ſtand, nützte Linchen die Gunſt des Augenblickes dazu, daß die Eltern wenigſtens mit einem feierlichen Stirnkuß das Familienbewußtſein kennzeichneten, während die Geſchwiſter an die ‚Braut‘ mit ſcheuer Ehrfurcht herangingen. Weiterhin erwies ſich Frau Kettenbauer als eifrige Brautmutter, ganz in ihrer herben, herriſchen Art, aber doch mit einem merkbaren, geſchämig ſich vorwagenden Zuſatze von Wohlwollen.

Linchen war, vom Bräutigam und von der Gönnerin ausdrücklich beraten, ins elterliche Haus zurückgekehrt, als die Mutter eines Tages in trockener Schärfe hingeworfen hatte:

„Eigentlich gehört eine Braut ins elterliche Haus, um von da zum Altar zu gehen. Aber du stehst ja bei der Colonne auch unter ehrbarem Schutz.“

Der bräutliche Verkehr Lindackers und Linchens trug ein sehr ernstes Gepräge. Linchen hatte alsbald die Sprache auf die Dinge gebracht, die Frau Sensburg angingen, und mit bescheidener Würde gesagt:

„Es hat mir furchtbar weh getan, dich, den ich als den Tüchtigen, den Guten geliebt habe, in solcher Sünde zu sehen.“

Lindacker rechtfertigte sich und vor allem Frau Sensburg, der Braut erklärend, wie eben höchste Empfindung zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts trotz allen Widerstandes früher oder später hinübergleite in das, was sie die Sünde nennen zu sollen glaube. Sie begriff es, sagte aber:

„Und doch ist's ein Flecken, der an dir haftet. Ich hab' dir nichts zu verzeihen, denn wir Menschen dürfen uns untereinander nicht richten. Aber es hat Bitterkeit in mein großes, großes Lieben gebracht. Die Sünde — so nenn ich's nun einmal, weil ich nicht anders kann — erklärt sich ja; ich versteh's, wie du dazu kamst, aber dich, gerade dich wollte ich anders, makellos.“

Mit zarten Worten enthüllte er ihr die Gefühlswelt des Mannes, denn er erkannte sofort, daß sie reif dazu war und ihm ohne Erröten ernsthaft sinnend lauschte. Sie fand es schade, furchtbar schade und meinte, notwendig in der Natur gelegen sei das doch wohl nicht, daß auch der Beste, Tüchtigste sich solcher Schwäche schuldig mache.

„Das muß also vom Weibe hingenommen werden?“ sagte sie mit sinnender Trauer. „'s ist doch ein seltsames Reich, das Reich der Liebe, und mit dem Denken findet man sich darin nicht zurecht. Ich wenigstens nicht. Man muß halt einen recht lieb haben. Dann geht's!“

Und sie lächelte ihn an, und die graublauen Augen redeten laut von unendlicher Zärtlichkeit. Als Lindacker an den Altar trat, wußte er, daß er ein Weib gewinnen werde, das bereit war, aus der Tiefe eines schlichten, aber wohl gesinnten Wesens dem Berufe der Ehefrau zu leben, ein Weib, das vollauf erkannte, was es mit dem Jawort auf sich nahm.

Auffällig bei dieser Trauung war es, daß das alte Fräulein von Colonne gar so bitterlich weinte.

Ein Glück voll starker, weihevoller Schönheit blühte aus dem jungen Ehebette auf, in dem Frau Linchen ihren schneeigen Leib dem beseligten Gatten schenkte. Er nahte sich dem aufmerksam schaffenden, strahlenden Auges ihn begrüßenden, mit milden Küssen und weichen Händen ihn liebkosenden Frauchen

wie einer lichtumflossenen Erscheinung. Und sie wiederholte immer wieder und wieder:

„Ja, ja, ich bin dein, gehöre dir, freue dich meiner!“

Und bald kam die Zeit, in der sie seine fürsorgliche Liebe mit lächelnder Geschämigkeit hinnahm und jeder ihrer Küsse jubelte: ‚Vater meines Kindes!‘

Das junge Ehepaar lebte, nachdem es den üblichen Besuchspflichten genügt hatte, in der vollsten Zurückgezogenheit. Lindacker erschien ganz unregelmäßig und auch dann nur auf kurz bemessene Zeit am Stammtisch.

So hörte er gar nichts davon, daß das Gerücht von seinen früheren Beziehungen zu Frau Sensburg seit seiner Heirat sich immer mehr vertieft hatte und allmählich zu einer Tatsache geworden war, die man sich gar nicht mehr vorsichtig zuflüsterte, sondern bei dieser oder jener Gelegenheit ganz offen erwähnte; zum Beweise, was alles in dem sündhaften Illenhausen vorkomme. Da die schöne Frau Bezirksarzt fortfuhr, sich sehr frei mit den Herren zu benehmen, so stellte man eine Verbindung zwischen beiden Damen her und fügte nach etwas Übertreibung hinzu, um die Behauptung in Umlauf bringen zu können, in Illenhausen sei der Ehebruch Mode geworden. Dieses Wort fand auch seinen Weg in die Provinzhauptstadt, und jene Kreise, die schon früher von Therese Regenauer unterrichtet worden waren, zunächst

aber nicht allzu eifrig Gebrauch von ihrer Kenntnis gemacht hatten, gefielen sich jetzt darin, da ja die Frau Regierungsrat Sensburg inzwischen in weiteren Kreisen der Stadt bekannt geworden und, wie dies bei Neuzugezogenen sich immer ergab, ein besonders beliebter Gegenstand der Beachtung und der Kritik war. Sensburg hatte sich in kurzer Frist noch mehr die Gunst des Regierungspräsidenten erworben als dies schon in seiner bisherigen Stellung der Fall gewesen war; das aber hatte ihm außer einer gewissen Selbstüberhebung, die an ihm zu bemerken war, einige Kollegen zu Feinden gemacht, deren Frauen nun sehr gern bereit waren, die Rächerinnen ihrer Männer zu spielen. Da konnte es doch keine bessere Waffe geben als diese Nachricht über Frau Sensburgs Vorleben in Illenhausen.

Diese selbst merkte wohl da und dort eine Stimmung, die sie nicht gerade herzlich nennen konnte, aber sie klammerte sich um so inniger an das Familienleben an, je weniger sie sich in dem neuen Wohnsitze eingewöhnen konnte, um nicht in sehnsüchtige Träumereien zu verfallen, die sie fürchtete. Die Nachricht von Lindackers Verlobung und Heirat hatte wohl nagende Schmerzen hervorgerufen, aber sie kam tapfer darüber weg. Ein Mädchen hatte sie geboren, und das kleine Wesen sah sie als einen Sendboten des Himmels an, der sie wieder zur Pflicht zurückgerufen hatte.

Da kam eines Tages der Gatte ganz verstört nach Hause, daß sie erschrocken fragte, was denn geschehen sei. Er wehrte ihre dringliche Sorge ab, schließlich ließ es ihn aber nicht ruhen, und mit bebender Stimme sagte er:

„Der Präsident ließ mich rufen und sagte, ich solle doch einmal dem Klatsch zu Leibe gehen, der meine Stellung unhaltbar zu machen drohe. Und weißt du, was für eine Gemeinheit sie aufgefunden haben?“

Er hielt inne und sah mit entsetztem Blick seine Frau an, die leichenblaß geworden war, und deren Züge sich in höchster Angst verzerrten.

Eine fürchterliche Stille trat ein. Es schien Frau Sensburg zwar kaum unmöglich, daß ihr Geheimnis verraten sei, aber bei dem Worte ‚Klatsch‘ hatte das Gewissen sich ahnungsvoll geregt, und sie war nicht sündengewohnt genug, um sich bemeistern zu können. Der Gatte faßte sie am Handgelenk und fragte, jetzt selber bleich geworden und mit heiserer Stimme:

„Es wäre also wahr, daß du mit Lindacker — —“

Die Frau stöhnte laut auf, riß sich los und stürzte aus dem Zimmer. Der Regierungsrat blieb wie von einem Schlage betäubt zurück, und aus wirren Empfindungen kam nur das eine zu deutlicherer Gestalt, daß sein ganzes Dasein vernichtet sei. Die Schmach ließ sich rächen und sollte gerächt werden. Aber dieser Lindacker, dieser Schuft, hatte ihm ja noch

viel mehr zugefügt als solche Schande, die mit Blut abgewaschen werden konnte. Jetzt empfand er es erst mit furchtbarem Weh, wie verwachsen er mit seinem Weibe war, sein reges Familiengefühl entfaltete sich im Schmerze zu erhöhtem Bewußtsein, die kleinen Kinder ohne Mutter boten ein Bild des Jammers. So sicher war er im Gefühle seines Glückes gewesen, so heiter hatte er in die Zukunft geschaut. Warum hatte sie ihm das getan? Das hatte er nicht verdient! Das war schlecht von ihr, ihn einem flüchtigen Gelüste, einer überspannten Laune zu opfern. Das tut man einem Manne, wie er es war, nicht an.

Es gab noch eine kurze düstere Unterredung zwischen den beiden Gatten. Den leisen Versuch, Verzeihung zu erhalten, gab Frau Sensburg schnell wieder auf, mit Eifer beschwor sie nur die Eheechtheit des jüngsten Kindes. Mit dem Nachtzug fuhr sie nach München, schaurig umrauscht von der peinvollen Ahnung kommender Dinge, unter Folterqualen verzweifelnd.

Ein fremder Herr war zu Lindacker gekommen, und nach kurzer Unterredung mit diesem teilte er seiner jungen Frau mit, daß er sofort verreisen müsse. Sie merkte ihm dabei eine Erregung an, die sie lebhaft beunruhigte, erhielt auch auf ihre Fragen keine weitere Auskunft. Beim Abschied wiederum küßte er sie und umarmte sie so zärtlich und war so blaß im Gesicht dabei, daß eine große Angst über sie kam.

Kaum war er fort, da kam der Vater zu ihr, und auch der zeigte ein sonderbares Wesen mit Redensarten, die beruhigen sollten, aber erst recht eine dem Gatten drohende rätselhafte Gefahr ahnen ließen. Lindacker hatte an ihn geschrieben, es handle sich um ein Duell mit höchst unsicherem Ausgang, und hatte ihn beauftragt, gegebenen Falles die letzten Grüße an sein geliebtes Linchen mit der Bitte um Verzeihung zu übermitteln. Es war der ergreifende Gefühlsausdruck eines Sünders, der klagend ein Paradies verläßt, aus dem ihn die Vergeltung trieb.

Kettenbauer ließ es darnach nicht ruhen. Er mußte seine arme Tochter sehen. Da kam es nun, daß ihm die eigene Angst und Linchens flehendes Drängen das Geheimnis über die Lippen trieb. Er mußte Fräulein von Colonne zu Hilfe holen, den wilden Jammer der entsetzten jungen Frau zu besänftigen, und mit dieser harrte er die ganze Nacht bei ihr aus. Der Jammer löste den Ausdruck heftigen Zornes gegen die ab, die sich anmaßten, ihren Mann zu blutiger Rechenschaft zu ziehen. Sie hatte ihm verziehen, an ihrer Seite hatte er sich von Schuld gereinigt, und niemand auf der Welt besaß das Recht, ihn weiter noch zu richten. Mörder waren dieser Sensburg und seine Gehilfen, elende Mörder, wenn er fiel, und die gerungenen Hände gegen den Himmel gestreckt, schrie sie nach Sensburgs Tod und fluchte dem Weibe, das alles Unheil verschuldet hatte.

Daraus, daß keine Nachricht kam, schöpften sie des anderen Tages schleichende Stunden hindurch düstere Hoffnung.

Dicht am Ohr war Lindacker Sensburgs erste Kugel vorbeigepfiffen. Er dachte an Linchen und das Kind unter ihrem Herzen. Der Mann da vor ihm mußte sterben um Linchens willen. Nach weiterem war nicht mehr zu fragen. Sensburg fiel und starb nach wenigen Atemzügen.

Dem Heimkehrenden flog Linchen an die Brust, ihn unter Tränen küssend und wieder küssend. Dann erst sah sie deutlicher sein Gesicht, und ein Schauer durchrieselte sie. Er sank auf einen Stuhl und barg dieses Gesicht in die Hände.

Sie strich mit zitternder Hand über sein Haar und sagte leise:

„Ich hab dich lieb und will's mit dir tragen."

Zwei Jahre brachte Lindacker auf der Festung zu. Während der Zeit arbeitete er so viel er vermochte. Dann ergab sich aber, daß doch kein Bleiben mehr in Illenhausen für den Mann war, der die Mutter mehrerer Kinder verführt und dazu noch deren Vater getötet hatte. Man hatte erfahren, daß Sensburg vor seinem Todesgang noch ein Testament gemacht hatte, in dem er seine Verwandten aufforderte, seine Kinder von der sündhaften Mutter zu entfernen und ihr nur das jüngste zu belassen, dem er die väterliche Anerkennung verweigerte.

In einer weit entfernten Gegend ließ sich der von der öffentlichen Meinung Illenhausens Gerichtete nieder.

Doktor Kettenbauer hatte sich in den zwei Jahren zu sehr angestrengt, die Trennung von Linchen und der Gedanke, welch' düsteren Schatten sie in ihrer Ehe mitschleppen müsse, trugen wohl noch weiter dazu bei, daß er neuerdings zusammenbrach, um sich nicht mehr wieder aufzurichten.

Fräulein von Colonne kam einmal in Vermögensangelegenheiten nach München, und da nahm sie sich die Zeit, Frau Sensburg in einem entlegenen stillen Viertel aufzusuchen. Sie sah, daß ein hartes Gericht über die frühgealterte bleiche Frau ergangen war, deren durchfurchte Züge und unsäglich traurige Augen von namenlosen Schmerzen redeten.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. Berlin W 35

Der ſchöne Wahn

Roman von Karl von Perfall

Preis: geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.50

Aus den Beſprechungen:

Baſeler Nachrichten: Wie ſeine früheren Romane, ſo iſt auch der neue Roman Karl von Perfalls „Der ſchöne Wahn" geiſtvoll erfunden und mit Kraft durchgeführt. Der ſchöne Wahn des Mannes, der in der Frau nur die Geliebte und die in den Reizen der Jungfräulichkeit prangende Idealgeſtalt ſeiner äſthetiſierenden Träume ſieht, dann die durch ihre Mutterſchaft in Anſpruch genommene Gattin vernachläſſigt, um im intimen Verkehr mit einer anderen Frau ſeine ſchönheitsdurſtigen Sinne befriedigen zu können, das iſt das intereſſant geſtellte und mit Scharfſinn und künſtleriſchem Takt durchgeführte Thema des Romans. Ganz vortrefflich iſt die Steigerung, die die Handlung erfährt. Der äſthetiſierende Held wird uns erſt in ſeinem ariſtokratiſchen Milieu geſchildert und die Handlung zugleich durch Einführung der Herzensgeſchichte angetrieben, um dann zu einem Eheroman von allgemeiner Bedeutung emporgeführt zu werden.

Graf Rothkreuz, der Held, heiratet ein Weib, das über ihn und ſich hinauswächſt, während er ſelbſt ſich von der genußſüchtigen, verführeriſchen Schweſter dieſer edlen Frau umgarnen und von den Pflichten des Gatten und Vaters abtrünnig machen läßt. Dieſe Entwicklung bleibt aber keine äußerliche, ſondern wird pſychologiſch dargelegt und kommt erſt auf der drittletzten Seite des Bandes zum Abſchluß. Hier ſetzt mit einer kühn geſchauten und präzis geſchriebenen Szene die Kataſtrophe ein. Die Reue des aus beſtrickendem Wahn erwachten, von ſeiner Gattin zum neuen Leben angenommenen Mannes, der diskret hinter die Szene verlegte Selbſtmord der ſchuldigen Geliebten, die ſtarken und doch durchaus von moraliſierender

20*

Tendenz freien Schlußworte — das alles drängt sich auf drei Seiten zusammen. Aber die Wirkung ist nur um so tiefer. „Ein Knabe rennt der Schönheit blindlings nach, weil er sie kindisch mit dem Guten verwechselt; ein Schwächling ist, wer die Kraft nicht hat, irrende Triebe zu meistern durch den Stolz des Mannes. Sie, das Weib, hatte die Weisheit gefunden, sie hatte das Ziel der Ehe erreicht, die Beseelung der Natur. Wo war er geblieben? In der Schönheitslüge der Wollust!" Das ist der Abschluß der Entwicklung, die der Held vor unsern Augen durchgemacht hat, und es wäre unrecht, wollte man die tiefe, sittliche Auffassung Perfalls von der Bedeutung der Ehe und der Schönheit hier nicht hervorheben. Ein starker, pathetischer Zug geht durch den Roman; aber da der Dichter ein Milieu und eine Bildungssphäre gewählt hat, die das Pathos vertragen, so wird der an naturalistische Kleinmalerei und die stilistische Strichelmanier unserer Modernsten gewöhnte Leser diesen pastosen Vortrag nicht als fremdartig empfinden, sondern als durchaus dem Inhalt entsprechend anerkennen. Daß die Personen Perfalls viel und geistvoll reflektieren, vermag die Handlung nicht aufzuhalten. Gerade in der in gutem Sinne spannenden Entwicklung des Romans erblicken wir einen Vorzug gegenüber den Erzählungen mancher tüftelnden Romanziers, besonders wenn wir daran denken, daß viele Erzähler, die dem Spannungsbedürfnisse Genüge tun, hinwiederum nicht über den nötigen, geistigen Fonds verfügen, ihrer Geschichte, mag sie noch so handlungsreich sein, die höheren Gesichtspunkte abzugewinnen. Beides gibt Perfall, und „Der schöne Wahn" ist sein bestes, überhaupt aber ein gutes Werk.

Hamburg. Correspondent: Dieser Eheroman ist eine wohl durchdachte, reife Arbeit, das diffizile Thema ist in ernst-freimütiger Art, ohne eine Spur von Friviolität behandelt. Obgleich ein Mann die Hauptperson, möchte man es das Buch der Frau nennen. Und die Frau könnte stolz darauf sein. Der Mutterschaft der reinen Frau, die sich in reiner Liebe dem Manne hingiebt, wird eine Ehrenkrone geflochten, die ihren Strahl durch das ganze Buch wirft.

Krefelder Zeitung: In seinem neuen Roman „Der schöne Wahn" behandelt Karl von Perfall wieder das erotische Problem in seiner vornehmen tiefgründigen Art. Die Heldin des Romans, der Sprößling einer verkommenen adeligen Familie, muß den Fall ihres ritterlichen Gatten erleben, der sie mit ihrer leichtfertigen Schwester, der geschiedenen Frau eines dem Hochadel angehörigen Roués betrügt. Der Entwicklung der Hand-

lung, die aus den mit feiner Kunst geschilderten Charaktereigenschaften zur Katastrophe hindrängt, folgt der Leser mit der Spannung, die nicht aus Sensationsmache, sondern aus der Teilnahme an nicht alltäglichen, aber dem Leben nachempfundenen Menschenschicksalen entsteht. Der Schauplatz der Handlung ist ein adeliges Gut in Bayern und München. Der Verfasser bietet somit Heimatkunst in bestem Sinne. Daß Karl von Perfall nicht für zimperliche Jungfräulein und unreife Dämchen schreibt, ist bekannt. Vernünftige Mädchen und über kleinliche Vorurteile erhabene Frauen werden aber auch dieses Buch Perfalls mit Nutzen lesen.

Leipziger Tageblatt: Der Verfasser gibt sich in diesem Werke ganz anders als in seinen früheren Schöpfungen. Während in letzteren eine freilebige Anschauung und eine nicht selten zynische Darstellung vorherrscht, zeigt Perfall sich in dem oben genannten Roman um eine zarte Farbengebung bemüht und läßt die ethische Grundidee mit stark betonter Absichtlichkeit auf den Leser einwirken. Doch die künstlerische Gestaltung ist eine so hervorragend schöne, daß der etwas aufdringlich moralisierende Ton nicht den günstigen Eindruck stört. Anfangs freilich zieht der Fluß der Handlung nur langsam seines Weges; aber mehr und mehr gewinnt er an Leben, und es zeigt sich, daß sein Lauf außergewöhnlich reich an originellen Wendungen und Krümmungen ist. In dem Romane handelt es sich um eine Ehegeschichte mit obligatem Ehebruch. Doch motiviert Perfall dieses oft verwertete Thema in besonderer Weise, indem er den Gatten als einen außergewöhnlich schönheitsliebenden Mann schildert und als solchen daran Anstoß nehmen läßt, daß seine Frau häufiger, als er erwartet und wünscht, Mutter wird. Dieser elegante, übertrieben ästhetisch fühlende Mann, der sich vom Übermaß des Kindersegens erdrückt fühlt, auf der einen Seite, auf der anderen eine gesund und schlicht denkende Frau, die in dem Muttergefühl erst die Vollendung ihres Liebeslebens sieht, und zwischen beiden die verführerische und lüsterne Schöne, die aus Begehrlichkeit sowohl als auch aus Neid der Schwester den Mann stiehlt. Die Behandlung des heiklen Motives ist, wie schon gesagt, von überraschender Zartheit, und der Ernst, mit dem Perfall seine sittliche Auffassung der Ehe klarlegt, von moralischer Wucht. Er gibt zu, daß der Wunsch „in Schönheit zu leben" besonders im Verkehr zwischen Mann und Weib berechtigt ist. Aber er erinnert mahnend daran, „daß der Schönheitsgedanke mit der Zeit tiefer, innerlicher werden muß, und Begeisterung und

Sehnsucht zu ruhiger Freudigkeit, die sich an lieblichen Gewöhnungen, am Geplauder der Kinder und an der Gattin verständnisvoller Hingabe sonnen." Vorzüglich ist das Milieu, der Stammsitz eines reichen Landedelmannes mit seinen mannigfaltigen Insassen, Beamten, Nachbarn und Gutsangehörigen, dargestellt.

Neckar-Zeitung (Heilbronn): Karl von Perfall hat einen neuen Roman „Der schöne Wahn" erscheinen lassen, der allerdings nichts für höhere Töchter und Sittlichkeitsnörgler ist und doch durch die Tiefe seiner Empfindung und die Meisterschaft der Schilderung unwillkürlich packt. In der Tat, ein Eheroman wie dieser ist wohl in Deutschland noch nicht geschrieben worden, und wir dürfen den Autor ohne jeden Rückhalt zu diesem Treffer beglückwünschen.

Neueste Nachrichten (Düsseldorf): Wie schon der Titel ahnen läßt, handelt es sich in dem neuen Roman von Karl von Perfall um ein Eheproblem. Perfall, der immer seine eigenen Wege gegangen ist, folgt nicht der jetzigen Mode, die die Ehe als unwürdigen Zustand für die Frau darstellt; sondern er schildert das kinderreiche Weib, das sich aus einem zimperlichen Edelfräulein zur kraftvoll rührigen Behüterin des Familienlebens entwickelt im Gegensatz zu dem Gatten, der in seinen egoistischen Vorstellungen von Eheglück getäuscht der Versuchung durch eine schöne Verwandte unterliegt. Perfall hat in der Heldin eine seiner schönsten Frauengestalten geschaffen, einen ungekünstelten, echten Charakter zuerst voll Anmut und dann voll gesunder, innerer Schönheit. Dabei versenkt er sich nicht nur mit dem bewährten Feingefühl des kundigen Psychologen in die Empfindungsweise einer edlen Frau; sondern er verklärt auch die psychologischen Enthüllungen durch eine gefühlvolle, stellenweise glänzend poetische Sprache. Dabei hat doch die ganze Entwicklung mit zahlreichen, scharf individualisierten Hilfsgestalten weder etwas Phantastisches, noch süßlich Empfindendes. Wir stehen mitten im wirklichen Leben, und wie etwas Selbstverständliches entfaltet sich der Zauber einer herrlichen Frauengestalt aus Verhältnissen, die alltäglich uns begegnen. Ja, zunächst hat es den Anschein, als bekämen wir ganz bekannte, oft verwertete Romanmotive zu lesen, bis wir zu unserer Verwunderung immer deutlicher erfahren, daß es sich um einen Eheroman handelt, wie er in Deutschland noch nicht geschrieben worden ist. Es ist ein fesselndes, ein zu Gemüt gehendes, mit großer Kunst geschriebenes Bild deutschen Familienlebens.

Straßburger Post: „Das Leben ist kein Traum, sondern es ist ein Werk, das getan sein will, tüchtig und furchtbar. Reinige dich und hilf mir arbeiten! Dann kommt die Sühne und mit ihr die Schönheit, die du auf einem Irrwege gesucht hast!" Mit diesen Worten, die er einer Hauptperson des Werkes in den Mund legt, schließt der neue Roman von Karl von Perfall, der unter dem Titel „Der schöne Wahn" erschienen ist. In der Führung der neuesten Erzählung des geistvollen Verfassers liegt an sich durchaus nichts Lehrhaftes; sondern jener Weisheitsspruch schält sich aus den Personen und Vorgängen gewissermaßen von selber heraus, und darin liegt, wie man wohl behaupten darf, ein hauptsächlicher Reiz des Buches für den reifen Leser, an den allein sich übrigens auch das Buch wenden kann. Der junge bayerische Grafensohn, der nach dem Tode seines Vaters dessen Besitzung übernehmen soll, ist mit dem unklaren und unbestimmten Schönheitsideal, das er gemäß seinem bisherigen Lebensgange im Herzen trägt, eigentlich noch wenig geeignet zu der Aufgabe, die Rolle des klardenkenden, tätigen Landedelmannes zu spielen. Er freit die liebenswürdige Tochter eines in recht bedenklichem Standes- und Vermögensverfall begriffenen Gutsnachbars, von der er wohl die Ahnung hat, daß er mit ihr jenes geträumte idealistische Dasein führen könne. Das neue gräfliche Haus füllt sich mit Sprößlingen an, und die Mutter der Kinder entwickelt sich in dem Pflichtenkreis, der sich um sie rundet, zu einer wahren Kernfigur. Der Vater aber vergißt in dieser Umgebung das Schönheitsideal, von dem er früher geträumt hat, und innerlich, ungefestigt, wie er noch ist, gerät er in die Netze einer verführerischen, abenteuernden Schwägerin. Es bedarf einer schweren Katastrophe, um den Mann aus diesem dunkeltrüben Gewässer wieder an die Oberfläche zu bringen, an der ihn jenes mahnende und doch auch trotz allem, was vorgekommen, bittend verzeihende Wort der Gattin empfängt, mit dem das Werk schließt. Diese paar Angaben sind nur eine Art Grundstrich von der ausgeführten realistischen Zeichnung, die der neue Roman Perfalls darstellt. Der Kenner von Welt und Menschen wird darin von Künstlerhand nachgezeichnet finden, la vie telle qu'elle est und die intime Beherrschung des besonderen Milieus, in dem der Roman spielt, zu bewundern reichlich Gelegenheit haben.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. Berlin W 35

Loras Sommerfriſche

Roman von Karl von Perfall

Preis: geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.50

Aus den Beſprechungen:

Das deutſche Volk: Das iſt ein Buch voll glühenden Farben, voll reichen, blühenden Lebens. Lora, eine geiſtig freie Frauennatur, lernt in der Sommerfriſche den Gymnaſialdirektor Wölflein kennen und lieben. Dieſer, in einer nichts weniger als glücklichen Ehe lebend, ſcheidet ſich von ſeiner Frau und heiratet Lora. Während aber dieſe in der Ehe Schritt für Schritt aufwärts ſchreitet, ſinkt Wölflein, zum Trinker geworden, von Stufe zu Stufe. Lora, die an der Seite des Gatten unbefriedigt bleibt, wird die Beute eines leichtfertigen Verführers. Aus der Verzweiflung, die ſich nach dem Erwachen aus dem Rauſch befällt, erlöſt ſie ihre Pflegetochter, die ſie einſt einer gewiſſenloſen Mutter entriſſen und zu einem reinen Weſen erzogen hat. Das eine Fülle tragiſcher Momente bergende Werk rauſcht in lebhaftem Fluſſe an uns vorüber und hinterläßt einen ungemein lebensvollen, friſchen Eindruck.

Der Oſten (Breslau): Karl von Perfall wirft in dieſem Buche Probleme auf, die in unſrer Zeit beſonders lebhaft intereſſieren. Aber er gibt auf ſie keine Antwort mit dürren Worten, ſondern mit lebendigem Geſchehen und wirklichen Geſchicken. Das iſt ein nicht unbedeutender Vorzug ſeines Werkes gegenüber ſo vielen anderen Problemdichtungen der modernen Literatur. Er zwingt uns dadurch, an ſeine Stellungnahme zu den Problemen zu glauben. Denn ſeine Pſychologie und die aus ihrer ſeeliſchen Veranlagung folgerichtig reſultierenden Handlungen ſeiner Menſchen ſind von feiner, lebensvoller Wahrheit. „Loras Sommerfriſche“ iſt ſo nicht nur ein intereſſantes, ſondern auch ein wahres und ernſtes Buch.

Straßburger Post: Das beste Stück meiner kleinen Auswahl habe ich mir bis zuletzt gespart. Aber ich wollte Ihnen den Genuß verschaffen, mit dem an den anderen Romanen gewonnenen ästhetischen Maßstabe die künstlerischen Feinheiten der neuesten Arbeit von Karl von Perfall zu messen, die sich nennt „Loras Sommerfrische". Ich weiß, Sie schätzen seit langem Karl von Perfall als einen unserer geistvollsten Schriftsteller, der sich mit besonderem künstlerischen Spürsinne die Irrgänge der Liebe zum Studium auswählt. Ein unerschöpfliches Thema, bei dem sich sofort ein anderes Rätsel knüpft, sobald die spitzen Finger das eine gelöst haben. Karl von Perfall gibt hier eine sehr ernste Geschichte, die einerseits große Genüsse gewährt, anderseits aber auch bedeutende Ansprüche an den Leser stellt. „Philosoph und Künstler", wobei eine starke Betonung auf dem letzten Worte ruht, ist die Charakterisierung dieses Schriftstellers, dessen Genie eine sprudelnde Fülle von Gestalten an uns vorüberrauschen läßt. Gefaßt ist aber die unversiegbar erscheinende Quelle in das blumengeschmückte Bett einer voll ausgereiften, in sich geschlossenen Weltanschauung.

Tägliche Rundschau (Berlin): Diesen Gedanken läßt Karl von Perfall gar nicht aufkommen. Die Entgleisung, die sich bei . . . ohne allzuviel Motion wieder einrenken läßt, schafft bei Perfall weitgreifende Folgen, gestaltet nicht nur ein Leben um, sondern zieht ihre Kreise um viele Schicksale und zeigt soviel mehr den alten Goethesatz, daß ein Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein. Auf und ab im Menschen, auf und ab um die Menschen; eine Unerbittlichkeit des Schicksals, und oft viel mehr Sieg des Unguten, immer wohl Sieg des Schablonenhaften — und immer auch: Gewinn des Sichselbstvertretens, des Ichseins, das Wachsen der Persönlichkeit im Ausleben. Perfall nehme ich den Titel seines Romans unbedingt übel. Ein so ernstes Buch verdient einen ernsten Titel. Ich gestehe, daß ich's mit Mißtrauen zur Hand genommen habe. Die Lehrerin Lora Klein lernt in der Sommerfrische den Direktor Wölflein kennen, der, schon bei Jahren, Gatte und Vater, ihre Liebe gewinnt und ihrer Liebe bedarf. Sie reißen alles nieder, was sie sich seither aufgebaut, leben in Bohème-Kreisen in Genf, wohnen dann in Dresden, wo Wölflein seine pädagogische Tätigkeit wieder aufnimmt, aber keine Befriedigung in ihr findet. Er verfällt dem Alkohol. Und wie er nun tiefer sinkt, steigt Lora. Sie entdeckt ihr schriftstellerisches Talent, hat Erfolg und hält in München den Mann auf einiger Höhe. Aber wie die Ver-

gangenheit wieder einmal ihre beschämende Erinnerung auftut, sinkt er in seine Schwäche, an ihr und seinem Weibe zerbrochen. Es ist hier wohl im tiefsten die alte Erfahrung, daß der willensschwache Mann am willensstarken Weibe schließlich zugrunde geht. „Aus Mannesadel wächst des Weibes Tugend", sagt Dehmel. Es gilt auch in dieser Beziehung. Nun gelangt auch Lora zu ihrer letzten Ganzheit aus einem letzten Falle. Man möchte banal sagen: Das Menschliche macht den Menschen. Es ist von Perfall ohne besondere Sucht nach Schwierigkeiten und mit selbstverständlichem Ernste dargestellt, im ganzen so stark und gut, daß man gerne Schwächen im einzelnen übersieht. Das Buch ist ohne Philisterhaftigkeit und ohne die Frivolität, die der Titel ahnen läßt.

Westermanns Monatshefte: Dem äußeren Unterhaltungsbedürfnis huldigt Karl von Perfall, hinter dessen jüngstem Roman, Loras Sommerfrische" aber doch ein strenger Lebensernst steht. Denn hier werden aus dem Eheleben eines Gelehrten Probleme aufgeworfen, die bei aller romanhaften Zuspitzung doch unaufhörlich zu tieferem Nachdenken und ehrlicher Selbstprüfung anregen, zumal da der Roman aus einer festen männlichen Weltanschauung heraus geschrieben ist und viele Früchte reifen Denkens mit sich führt.

Wiener Morgen-Zeitung: Der leicht klingende Titel erweckt vielleicht andere Vorstellungen als die eines so ernsten Lebensbildes, wie es der Autor hier bietet. Eine Fülle eigenartiger Gestalten bewegt sich in diesem lebhaft anregenden Buche, Gestalten, die mit kurzen Strichen scharf gekennzeichnet werden, und in dem knappen Rahmen findet Perfall noch die Möglichkeit, die verschiedensten Fragen, insbesondere aber die Frauenfrage, zu berühren. Das geschieht mit solcher Klarheit und Ruhe der Darstellung, daß der Leser trotz des reichen Stoffes niemals den leitenden Faden aus dem Auge verliert. Innige Geschäftspoesie klingt aus dem entstehenden Liebesverhältnisse in der Sommerfrische. Perfall faßt ja immer das Leben frisch auf, wo er es eben interessant findet, und arbeitet nicht mit Tendenzen. Er gibt uns hier und da ein zum Nachdenken anregendes Bild der Kämpfe und Fährnisse solcher Menschen, die, aus der allgemeinen Ordnung tretend, sich doch als gute und tüchtige Menschen aufrecht erhalten möchten. Das lebensvolle Buch wird dazu dienen, das ständig wachsende Ansehen dieses Schriftstellers zu mehren.

Verlag von Egon Fleischel & Co. Berlin W 35

Die Treulosen

Roman von Karl von Perfall

Preis: geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.50

Aus den Besprechungen:

Das litterarische Echo: Wie Karl von Perfall schon in seinen früher erschienenen Romanen immer wieder das Geheimnis der ehelichen Lebensgemeinschaft zu ergründen versuchte, so hat er auch in dieser neuesten Gabe seiner reifen Erzählungskunst seine ganze Künstlerkraft an die Lösung dieses erotischen Problems gesetzt. Der Titel deutet schon den Kern der Handlung an. Der Fabrikbesitzer Heinrich Maus in Bodenheim, ein häßlicher, aber kreuzbraver Mensch, hat ein schönes Weib aus heruntergekommenem Adel geheiratet. Sie betrügt ihn mit einem Angestellten der Firma, der zugleich der einzige Vertraute ihres Mannes ist; und Auermann geht aus Scham vor sich selbst in den Tod. Heinrich Maus läßt sich scheiden und führt seine Jugendfreundin Klara Lanzinetti als Gemahlin heim. Mit diesem Hauptvorgang verwebt sich eine Nebenhandlung: der sozialistisch veranlagte Volksschullehrer Brandstötter verliebt sich in eine Dirne, die Kellnerin Hedwig aus der anrüchigen „Rose", die nicht die Lust am Sündigen, sondern die gemeine Lebensnot in den Schmutz niedergezwungen hat; ihr zuliebe gibt er seine Stellung auf, wird Parteiführer und Redakteur des bodenheimer Sozialistenorgans und heiratet seine Geliebte. Fortan wird für sie beide die Ehe zur Erzieherin, sie ringen und kämpfen sich aus dem zähen Kot der Vergangenheit empor und finden das Glück.

Großindustrie und Sozialismus bilden so den äußeren Rahmen, aus dem sich die zwei Gestalten der „Treulosen" abheben; aber die beiden Handlungen greifen naturgemäß scharf ineinander. Kulturelle Gegensätze in den verschiedenen

Lebenskreisen, ihre moralischen Anschauungen von Schuld und Ehre, der Fluch der Häßlichkeit und einer Schönheit ohne Seele, das keusche, hochsinnige Weib und der dreiste Lebemann, die heißblütige Fabrikarbeiterin und der stramme Herrschaftskutscher, der weitschauende Großindustrielle und der unzufriedene Sozialistenführer: es ist ein überaus wechselvolles und dramatisch bewegtes Zeitbild von zwingender Lebenswahrheit, das sich hier entrollt, ohne daß unter dem Reichtum der äußeren Begebenheiten die Gründlichkeit und Feinheit der psychologischen Motivierung leidet.

In jeder Menschenbrust schlummert die Sehnsucht nach sinnlicher Schönheit, oder wie sich ein Maler in Perfalls Meisternovelle „Vicomte Bossu" ausdrückt: „Das Schöne, das Harmonische ist uns nicht bloß Genuß, sondern Notwendigkeit." Heinrich Maus hat sich mit seinen Millionen die Schönheit erkauft, und der kleine häßliche Mensch erfreut sich an ihr; er genießt sie in vollen Zügen, aber in quälender Unrast und Sorge um seinen Besitz. Frau Luise hat sich niemals um die Rätsel der Menschenseele gekümmert; für sie existiert nur das rein Körperliche, sie vermag nicht in den Kern des Wesens einzudringen, den Geist zu erfassen, der lebendig macht. Deshalb sieht sie in ihrem Manne nur den unscheinbaren, häßlichen Gnom, der ihrer Leibesschönheit unwürdig ist; sein lauteres Herz, den geraden, tüchtigen Sinn, seine industrielle Schöpferkraft, mit einem Worte das Gute und Geniale seiner Natur erkennt und begreift sie nicht. Selbst für die eigenen Kinder ist kein Raum in ihrer Brust. Sie ist das schöne Weib schlechthin, ohne Seele und Geist. Ihr Leben hat keinen Inhalt, deshalb langweilt sie sich an der Seite des charaktervollen Mannes; das Spiel mit dem Ehebruch wird ihr erst ein pikanter Zeitvertreib und Nervenkitzel, dann aber, als der richtige Mann in ihren Kreis tritt, ein sündhafter Ernst. Luise Maus, die Millionärin, und die arme Kellnerin Hedwig, sie beide sind treulos geworden und haben das Sittengesetz nicht heilig gehalten; aber Beweggrund und Art ihres Vergehens sind durchaus verschieden. „Die Welt läßt sich leicht täuschen, und Sünde wird etwas nur, wenn man dabei ertappt wird"; dieser Gedanke Luisens kennzeichnet am schärfsten ihre Moral. Hedwig dagegen möchte vor Scham in den Boden sinken, wenn die Schatten der Vergangenheit wieder vor ihr auftauchen; denn sie ist aus einer Dirne eine ehrbare Frau geworden, die ebenso sittenstreng urteilt und empfindet wie die reine, starkmutige Klara Lanzinetti: „Einem geliebten Manne leben, das ist das eine große Ziel

des Weibes, das nur die unterschätzen können, deren Herz eben nie zur Liebe aufgewacht ist."

Die sittlich-ernste Auffassung von der unantastbaren Heiligkeit der ehelichen Lebensgemeinschaft drückt dem ganzen Roman den Stempel auf. Der straffe, geschlossene Aufbau, die glänzende Dialogführung, vor allem aber jene feinsinnige und feste Art der Charakteristik und Milieuzeichnung weisen dem Roman eine sehr hohe Stufe zu: jedenfalls gehört er zu dem Reifsten und Besten, was uns die letzten Jahre gebracht haben.

Unsere neueren Literaturgeschichten haben sich bislang um Karl von Perfall herzlich wenig gekümmert, obwohl er der geistig bedeutendste Vertreter des ernsten deutschen Eheromans sein dürfte. Freilich lebt er auch nicht in Berlin, sondern „nur" in der Provinz und hält es unter seiner Würde, die Claque und Clique für sich arbeiten zu lassen. Auch Richard M. Meyers tausendseitige Literaturgeschichte kennt ihn seltsamerweise nicht; und doch gehört der Name Karl von Perfall in jede Geschichte der neueren Literatur, und wenn er auch nichts anderes geschrieben hätte als „Die Treulosen".

Hamburg. Correspondent: „Der schöne Wahn" und „Loras Sommerfrische" haben dem Autor durch das tiefe Erfassen und lebenswahre Ausgestalten der ethischen Grundidee eine gegen früher bedeutsam veränderte literarische Position geschaffen. Die ihm gegenüber mehrfach gebrauchte Redensart vom „geschickt erzählenden Lebemann" sollte bei dem nachhaltigen Ernst seiner Bestrebung doch endlich fallen gelassen werden. Die Welt, die er schildert, ist freilich mit allem Drum und Dran an Laster und Überkultur nicht nach jedermanns Geschmack und ein Lesen dieser Romane in rascher Folge nicht geboten. Das hohe Ziel, auf das der Autor auch in den „Treulosen" wieder ernst und eindringlich hinweist, sollte indes das Unschöne mancher Wegstrecke vergessen machen. — Es ist — zum dritten Male — ein Eheroman, für den nicht allein Interesse, sondern auch eine tiefere Nachwirkung dieses Interesses zu wünschen wäre.

— Folgt Inhaltsangabe. —

Das Werk, das hinsichtlich Milieuzeichnung und Charakterisierung seinen beiden ernsten Vorgängern nicht nachsteht, ist selbstredend keine Lektüre für oberflächliche oder unreife Leser.

St. Petersburger Zeitung: „Es lebt ein anders denkendes Geschlecht!" Schnell ist es herangewachsen und schnell haben sich durchgreifende Wandlungen des Geschmacks vollzogen. Noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren vermochte sich die herange-

wachsene Jugend an Freytags „Ahnen“, an Dahns „Ein Kampf um Rom“ oder Ebers' „Homo sum“ zu begeistern. Julius Wolffs „Der wilde Jäger“, „Der Rattenfänger von Hameln“ oder „Lurley“ entzückten und beseligten nicht bloß alle Sekundaner und Primaner und höhere Töchter, sondern auch ältere Männlein und Weiblein hielten die glatte und gefällige, aber nie in die Tiefe dringende Wolffsche Muse für die Inkarnation wahrer Poesie und feiner Seelenkunde. Und heute, nach nur fünfzehn oder zwanzig Jahren? Schon der Primaner oder die Selektanerin erklären mit mitleidigem Achselzucken den Dichter der „Ahnen“ für gespreizt, die Sprache Ingos und Ingrabans für maniriert und unnatürlich, die alten Egypter Ebers' und die alten Germanen Dahns für Schablonen, die nicht einmal den Vorzug haben, lebenswahr und natürlich zu sein, und die Poesie Wolfs für gewandtes Reimgeklingel ohne Tiefe und Wahrheit des Gefühls. Die „Jugend von heute“ sucht eben auch in der schönen Literatur Beiträge zur Erkenntnis der Wahrheit, ein Stück wirklichen Lebens, ein mutiges Eingehen auch auf solche das Leben bewegende und gestaltende Fragen, an denen man früher vorbeihuschte oder sie nur flüchtig und „dezent“ zu streifen wagte, obwohl sie auch damals wie je und je der Angelpunkt waren, um den sich alles drehte. Das ist nun anders geworden. Eine Reaktion mußte kommen, wenn die schöne Literatur nicht gänzlich verflachen, einseitig und ein Zerrbild des wirklichen Lebens werden sollte. Und sie kam erfreulicherweise; wenn es ungestüm und überschäumend geschah, so nur deshalb, weil sie so lange hintan gehalten wurde. Sie kam, und weil sie dem Bedürfnis der Gegenwart entsprang, weil sie aus der Lage der Dinge gleichsam von selbst herausgewachsen war, fand sie begeisterte Begrüßung. Auch wo die Apostel der neuen Richtung über das Ziel in überschäumender Kraft hinausstürmten, auch wo sie von einem Extrem ins andere gerieten, jubelte ihnen die enorme Zahl derjenigen zu, die die Notwendigkeit neuer Bahnen für die schöne Literatur erkannt hatten. Und um so größer war der Erfolg der kühnen Stürmer und Dränger, je mehr sie sich dem Gebiet zuwandten das man bisher hatte links liegen lassen — der Analyse des sexuellen Problems in seiner gewaltigen Bedeutung im Leben des einzelnen. Auf die in dieser Beziehung vorgekommenen Irrungen und Wirrungen näher einzugehen, würde zu weit führen; ebenso wäre es zwecklos den Nachweis zu führen, daß den von edelsten Absichten erfüllen Bahnbrechern bald inferiore Skribenten Gefolgschaft leisteten, welche durch offenkundige, häufig ganz handwerksmäßige

Spekulation auf die niederen Triebe der Leser die ganze junge Bewegung in Mißkredit zu bringen drohten. Doch das sind Erscheinungen, die bei ähnlichen Gelegenheiten immer beobachtet worden sind und die man auch in Zukunft als ein unvermeidliches Übel wird in den Kauf nehmen müssen.

Eingangs erwähnte ich, daß man heute in der schönen Literatur eine Schilderung des ganzen Menschen verlangt, vornehmlich also ein detailliertes Eingehen auf diejenigen Regungen, Triebe oder Instinkte, welche für die ungeheure Majorität die bestimmenden und dominierenden sind — auf den Geschlechtstrieb und die Liebe. Daß diese Triebe, die übrigens zum Teil Correlata oder gar kongruent sind, in eingehendster Weise seziert und analysiert werden können, ohne auch nur im Geringsten gegen die Gesetze zu verstoßen, an welche die schöne Literatur gebunden ist, beweist eine ganze Reihe hervorragender Romandichter, von welchen ich es heute mit Karl von Perfall zu tun habe. „Die Treulosen" betitelt der von einem Kritiker als Schilderer der „Irrungen der Liebe" bezeichnete Verfasser seinen neuesten Roman, der gleichfalls als wertvoller Beitrag zur Psychologie der Irrungen der Liebe zu betrachten ist. Denn Irrungen der Liebe sind es ohne Zweifel, wenn der ehrenhafte und tatkräftige Großindustrielle Maus, ein Mann sonder Furcht und Tadel, sich durch äußere Frauenschönheit derart fortreißen läßt, daß er im Widerspruch zu seiner ganzen Veranlagung eine Dame zu seiner Frau macht, die, abgesehen von einem ideal schönen Leibe keine Vorzüge besitzt, eine Treulose ist; eine Irrung der Liebe ist es auch, wenn der willensstarke, in jeder Beziehung makellos dastehende Direktor des Mausschen Unternehmens seiner durch die schöne Frau seines Chefs raffiniert angestachelten Sinneslust so weit die Herrschaft über sich gewinnen läßt, daß er an sich selbst und seinem gütigen Chef zum Treulosen wird. Treulos an sich, treulos an seinen großen Aufgaben wird auch der Redakteur eines sozialdemokratischen Blattes, der aus brutaler Sinnlichkeit eine tief gesunkene schöne Kellnerin heiratet. An den meisten der geschilderten Personen sucht der Verfasser in indirekter Weise die Wahrheit zu demonstrieren, daß der Geschlechtstrieb bei den meisten Menschen der das Leben gestaltende Faktor ist, daß das Wohl und Wehe des einzelnen von dem Maße abhängig ist, mit dem er diesen elementaren Naturtrieb höheren Regungen und Trieben unterzuordnen vermag. Zum Treulosen an sich selbst, an seinem Menschentum wird man, wenn man durch Sinneslust Verbrecher am Größten im Menschenleben wird, an der Ehe, an der Idealform der Gemeinschaft

zwischen Mann und Weib. Das zeigen die Schicksale der „Treulosen", die aus inneren oder äußeren Gründen an ihrer Sünde gegen das Größte im Leben unter schweren Kämpfen zu Grunde gehen und so lange in einem Zwiespalt mit sich selbst leben, so lange zerfahren und unglücklich sind, bis sie mit ihrer Treulosigkeit noch nicht gebrochen haben. Als ein feiner psychologischer Zug, als ein Standpunkt von hoher Sittlichkeit erscheint es mir, daß der Verfasser die Kellnerin, die viele Jahre mit ihrem schönen Leibe Handel getrieben hat, nicht mehr zu den Treulosen zählt, nachdem sie mit ihrer Vergangenheit gebrochen hat und ihrem Manne eine treue, aufopfernde Frau von rührender Hingabe wird. Man würde irren, wenn man aus dem Vorausgeschickten den Schluß ziehen wollte, daß Perfalls neuester Roman ein Tendenzroman ist, der in aufdringlicher Weise die Ansichten des Verfassers predigen will. Nein, Perfall ist viel zu sehr Künstler, Ästhetiker, um in Tendenz zu machen. Er greift ins volle Menschenleben hinein, läßt die Tatsachen selbst für sich sprechen und stellt es dem Leser anheim, die Konsequenzen aus dem Spiegelbild des Lebens zu ziehen. Wie Perfalls vorletzter Roman „Loras Sommerfrische", so enthält auch der jüngste Roman einzelne Szenen, die in ihrer Verbindung von psychologischer Tiefe, künstlerischem Takt und Meisterschaft der Darstellungskunst von hinreißender Schönheit und Wahrheit sind. Es sei nur auf die Schilderung der Versöhnung zwischen dem Redakteur des sozialdemokratischen Blattes und seiner Frau hingewiesen, ferner auf die Beschreibung des schwülen Moments, da sich die schöne Frau Maus dem Beamten ihres Mannes hingibt. Da ist unter Wahrung der Lebenstreue alles mit dem vornehmen Takt eines wahren Künstlers abgetönt, ein Wort mehr und die Schilderung des Moments würde abstoßend wirken, ein Wort weniger und die Situation würde an Klarheit verlieren. Erwähne ich noch, daß sich „die Irrungen der Liebe" auf einem meisterhaft gezeichneten sozialen Hintergrunde abspielen, aus dem der Pulsschlag des zeitgenössischen Lebens dem Leser mächtig entgegenschlägt, so dürfte sich ohne besonderen Hinweis ergeben, daß Perfalls „Treulose" hoch über das Durchschnittsniveau der Unterhaltungslektüre hinausragen.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W

Frau Ilse

Roman

von

Georg Wasner

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Seine Liebe

Roman

von

Georg Wasner

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Die Stelle im Wege

Roman

von

Georg Wasner

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Walter Eichstädt

Roman

von

Georg Wasner

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Ein Kleinstadtroman

Roman

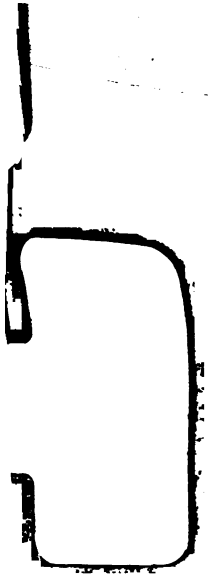
von

Georg Wasner

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410